

Das Opfer

Der Reiter saß auf einem großen Pferd und sah seltsam aus. Er musste ein Römer sein, denn sein Bart und seine Haare waren kurz. Er stand im dichten Unterholz, aber Jorinda sah ihn trotzdem. Ein fremder Reiter verhiess nichts Gutes, auch wenn das Dorf weit unten am Fluss lag und der Weg durch Wächter und einen sorgfältig angelegten Hinterhalt geschützt war. Jorinda hatte schon einige Römer gesehen, aber dieser hier unterschied sich von den anderen. Er konnte kein Soldat sein, denn er trug weder einen Helm, noch eine Rüstung. Er war aber auch nicht in bunte, lächerliche Tücher eingewickelt, wie die Händler, die sich aus dem römischen Kastell herauswagten. Jorinda war ein paar Mal mitgeritten, wenn ihre Eltern mit den Römern verhandelten. Die Händler hatten ihr am besten gefallen. Sie waren laut und lustig. Sie sprachen in einem komischen, singenden Ton, aber wenn man sich anstrengte, konnte man das meiste verstehen. Einer hatte Jorinda eine Frucht geschenkt, die im Abendlicht wie der Mond aussah. Jorinda hatte sie allen gezeigt und sie dann zu Hause unter das Dach gehängt. Irgendwann begann der römische Mond zu stinken und Jorinda nahm ihn vorsichtig in die Hand und brachte ihn zu den Schweinen. Die Sau Swinegunde fraß den römischen Mond. Wenn man genau hinsah, konnte man erkennen, wie er unter ihren Borsten glänzte.

Inzwischen lag Swinegunde als ehrwürdiges, altes Schwein faul im zusammengescharrten Laub und Jorinda war fast erwachsen. Sie kannte den Wald und fühlte sich sicher, auch jetzt, denn sie wusste, das man sie nicht entdecken konnte. Der Römer saß bewegungslos auf seinem Pferd, und weil er nicht einmal den schweren Mantel als Schutz um die Schultern geschlagen hatte, wäre es vielleicht am besten, ihn einfach abzuschießen. Jorinda zog vorsichtig einen Pfeil aus ihrem Köcher und schob sich dabei in eine günstige Position. Sie war nicht ganz überzeugt, dass sie das Richtige tat, denn ein toter Römer konnte nicht mehr sprechen und niemand würde herausbekommen, wer er war und was er bei ihnen wollte. Sie überlegte, ob sie mit ihrer Krähenstimme nach Lukas rufen sollte, fand das aber zu gefährlich.

Lukas war ohnehin zu weit, um schnell genug herzukommen. Um ihn in seinem Eigensinn anzutreiben, hätte sie den Notschrei benutzen müssen, das widerstrebe ihr. Also doch einen Pfeil in den Hals des Römers, etwas besseres fiel ihr nicht ein. Sie spannte den Bogen und konzentrierte sich. Zu ihrer Erleichterung sah sie einen dicken, braunen Hasen aus dem Dickicht kommen. Der Hase hielt kurz vor ihrem Versteck, richtete sich auf und rannte zurück in das Unterholz des Römers. Ein Hase ist ein Bote des Todes, wen er am Tage heimsucht, den hält er für immer in der Nacht fest. Also würde sie tun, was der Hase befahl.

Hoch oben über dem Wald stieß ein Gänsezug durch eine dünne, zerfetzte Wolke. Der Wind trieb einen Blatterschwarm bis in den Gipfel der Fichte, unter deren Wurzel Jorinda lag. Das Abendlicht schien sich für einen Moment zurückzuziehen und hinterließ leblosen, grauen Nebel. Dann fiel der Römer von seinem Pferd und blieb, ohne dass Jorinda geschossen hatte, zwischen den Moosbeeren liegen. Das Pferd verschwand im Gebüsch. Der Römer sah unter seinem Mantel wie ein zerbeulter Sack aus. Er zuckte einmal unkontrolliert mit den Füßen, dann blieb er still. Jorinda wartete. Das Pferd kam zurück und stieß seinen Herrn mit dem Kopf an. Der Römer lag wie ein Toter auf dem Boden. Das Pferd blieb neben ihm und fraß langsam das magere Waldgras zwischen den Bäumen. Nach Einbruch der Dunkelheit hörte Jorinda Lukas, sie antwortete ihm, aber Lukas blieb, wo er war. Jorinda war jetzt sicher, dass der Römer entweder bewusstlos oder tot war. Sie war ein Kind des Waldes, aber sie fror erbärmlich, obwohl sie pelzgefütterte Hosen und dicke Stiefel anhatte. Der Römer trug nur ein Hemd und streckte seine nackten Beine in die eiskalte Luft. Jorinda empfand Neugier auf das Gesicht dieses Mannes, den die Geister offensichtlich kannten und hassten. So sehr hassten, dass sie ihn umherwarfen und in die Hände eines Mädchens gaben, das jetzt mit ihm machen konnte, was ihm einfiel. Und obwohl sie ein Rest der von klein auf antrainierten Vorsicht warnte, verließ sie ihr Versteck und ging ohne jede Deckung über die Lichtung, um nachzusehen, was sie da gefunden hatte.

Der Römer war ein schwer gebauter, großer Mann. Er lag mit dem Gesicht in den Blättern und reagierte nicht, als Jorinda seinen Mantel packte und von ihm wegzog. Der Stoff war feucht und filzig und klebte an den Fingern. Jorinda drehte ihren Fund auf den Rücken, öffnete den Schwertgurt und warf den Dolch und das doppelschneidige Kurzschwert über den Haufen Erde, der wie ein kleiner Wall gegen die offene Lichtung Schutz bot. Sie löste ihren Gürtel, schnitt ihn in mit dem Messer in zwei Teile und band dem Römer die Hand- und Fußgelenke zusammen. Dann untersuchte sie den Fremden, weil sie wissen wollte, was mit ihm nicht stimmte. Einfach so kippten große Männer nicht von ihren Pferden, auch wenn die Geister ihnen ein solches Ende bestimmten. Sie fand nichts. Sie holte den Schwertgurt zurück und legte ihn ihrer Beute als feste Schlinge um den Hals. Das Ende behielt sie in der Hand. Der Römer lebte. Man sah es an seinem Atem, der wie Reif aus der Nase kroch. Was nun? Sie musste auf Lukas warten, denn allein bekam sie den Mann nicht auf das gutmütig am Gras nagende Pferd. Es war eine unangenehme und ermüdende Situation. Jorinda verfluchte Lukas, der irgendwo herumstrich, aber nicht daran dachte, zurückzukommen. Sie gab es auf, ihn zu rufen. Wäre sie wirklich eine Krähe, könnte sie ihn finden und ihm Unrat auf den Kopf werfen, wie er es verdiente. Aber sie war kein Vogel, und als es anfang, in kalten, dünnen Fäden zu regnen, verkroch sie sich unter den dicken Römermantel und schlief ein. Dem Römer gestand sie ein knappes Stück der Decke zu und im Schlaf rückte sie dichter in die warme Nähe des großen Körpers. Sie träumte von Swinegunde. Das war ein guter Traum, aber sie vergaß ihn sofort, als sie davon aufwachte, dass der Römer angefangen hatte, mit ihr zu sprechen.

Der Römer hatte sich auf die Seite gewälzt und flüsterte direkt in ihr Ohr. Sie spürte den Lufthauch aus seinem Mund. Wie die Händler sprach er ihre Sprache, machte dabei jedoch die gleichen lächerlichen Fehler. Sie brauchte eine Weile, um zu begreifen, dass er versuchte, ihr Angst einzujagen. Das beruhigte sie, denn er lag

hilflos neben ihr, und was er sagte, war abwegig und verrückt. Sie suchte nach einem Bündel Gras, um es in seinen Mund zu stopfen. Er folgte ihr mit den Augen. Dann streckte er sich und schüttelte seinen Kopf in der engen Schlinge. Wohl wissend, dass es möglicherweise seine letzte Chance war, überhaupt etwas zu sagen, zwang er sich ein Grinsen ab und endete unerwartet in einem echtem, warmen Lächeln: „Ich will dir nichts tun. Du bist eine kleine Schlange, das gefällt mir. Du hast Mut. Du musst fortgehen. Das hier wird ein schlimmes Ende nehmen. Geh fort und du wirst nichts davon sehen und es nicht einmal wissen.“

Jorinda fror. Warum redete der Römer solchen Unsinn? Sie war mit Sicherheit keine Schlange. Eine Schlange lebte am Herd oder lag im Sommer auf den Steinen unten am Fluss. Eine Schlange schwamm mit erhobenem Kopf um das Fischerboot und zerstörte die Netze. Wenn man eine Schlange fing, brauchte man die Hilfe der Geister, sonst kam man selbst zu Schaden, denn die Schlange war böse, außergewöhnlich klug und hatte endlos viele Leben. Jorinda fürchtete sich vor Schlangen. Schlangen kamen aus dem brennenden Kern der Erde. Sie verdarben den Wald, die Erde, die Gelege der Wasservögel. Wie konnte sie eine Schlange sein? Ihre Urgroßtante war die schwarze, alte Kröte, nicht die Schlangemutter und auch nicht das Feuer. Der Römer wusste gar nichts. Der Römer war selbst ein Schlangensbote, der hier herumkroch und das Gras und die Büsche vergiftete. Er musste ins Dorf. Sie war ihm nicht gewachsen. Sie brauchte die Hilfe der Sprüche ihrer Mutter.

Der Römer hob den Kopf und versuchte, sich umzusehen. Jorinda sah die angespannten Muskeln an seinem Hals. Sie zog an ihrer Schlinge, der Römer fiel zurück. Er lag da und bemühte sich, gleichmäßig zu atmen. Seine Zunge fuhr über die blaugefrorenen Lippen. Er sah aus, als wäre er am Ende, aber er gab nicht auf: „Lass mich gehen und ich werde dir später helfen. Geh nach Hause, nimm deine verrückten Eltern und deinen Kumpan Lukas und dann verschwindet, solange noch

Zeit ist. Ihr habt mit dieser Sache nichts zu tun. Es hat keinen Sinn, dass ihr dabei umkommt.“

Jorinda packte den Römer am Kinn und drückte ihn tief in die feuchte Erde. Er ließ es geschehen. Unbegreiflicherweise fand er sogar einen Grund, soweit es ihm möglich war, leise zu lachen. Seine Bartstoppeln kratzten in ihrer Hand. Vielleicht sollte sie ihn schlagen oder ihm die Luft abdrücken, damit er endlich schwieg. Ihre Hand suchte erneut nach Erde oder Gras für seinen Mund. Er sah es und nutzte seine Zeit zum Reden:

„Was verbindet deine Familie mit diesem Dorf voller abergläubischer Räuber? Möchtest du noch einmal erleben, wie sie Lukas ihrem Moorgeist zum Geschenk machen wollen? Hat das erste Mal nicht gereicht? Und dein Vater? Soll er ewig auf ihren Fischharpunen herumhämmern, weil er zu feige ist, zu zeigen, was er wirklich kann?“

Ehe es ihr bewusst war, stellte Jorinda die Sache richtig: „Der blaue Schmied ist nicht mein Vater. Mein Vater ist tot.“

„Ich weiß. Und das ist ein Glück für dich. Dein richtiger Vater war ein kämpferisches Reptil. Der Schmied ist ein kluger Mann.“

„Was weißt du über den Schmied?“

„Er hat Lukas mitgebracht. Er ist weit gewandert. Er kann mehr, als Fische essen. Und er ist deiner Mutter gewachsen. Kein normaler Mann würde sich nachts mit einer solchen Hexe im Haus einschließen.“

„Meine Mutter ist keine Hexe“

„Und dein Vater ist kein Dorfschmied. Im übrigen ist er auch kein Räuber. Oder siehst du ihn mit ausreiten, wenn die restliche Bande loszieht?“

„Was ist er dann?“

Zum ersten Mal sah ihr der Römer direkt ins Gesicht. Seine Augen wirkten plötzlich unerwartet schmal. Der Spott war aus ihnen verschwunden. Dieser neue Ausdruck gefiel Jorinda noch weniger als das vorherige verrückte Lachen. „Dein Vater ist ein großer Meister. Er ist der beste Waffenschmied, den ich kenne. Er kann sich mit Gerstenbier volllaufen lassen und in der Herdasche angeschimmelte Eicheln rösten. Er kann aber auch dem Feuer Befehle erteilen oder die Erde öffnen, wenn er will. Das Problem ist, er will nicht.“

„So etwas hat mein Vater nie gemacht.“

„Erinnerst du dich an die Sache mit Lukas? Wieso er noch lebt? Wieso sie ihn nicht im Sumpf lassen konnten?“

„Das war ein Zeichen. Die Moorfrau wollte ein altes Weib und nicht Lukas. Sie brauchte die Alte für ihre Küche. Das Feuer der Moorfrau muss ein altes Weib bewachen. Sie hatte niemand. Das ganze Moor hat gebrannt.“

„Das war kein Zeichen, das war dein Vater. Und die Alte war die stinkende Zauberin, die das Los auf Lukas gesetzt hat, weil er fremd ist. Dein Vater hat sie für immer von ihrem verfaulten Gebiss geheilt.“

„Lukas ist hier zu Hause wie alle anderen.“

„Schau ihn dir doch an. Wer sieht so aus, wie Lukas? Niemand. Und was sagt das Räuberpack dazu? Dass Lukas ein Geisterkind ist und dass sich sogar die Moorfrau vor ihm fürchtet.“

Jorinda hatte genug. Was für eine scheußliche Lügengeschichte. Und sie saß mit diesem Dachs von Römer die ganze Nacht im Wald fest. Das Wetter machte die Sache auch nicht besser. Der Regen kam jetzt als eisiger, zähnebesetzter Matsch durch die kahlen Zweige. Die faule, sanfte Mondfrau schlief irgendwo in ihrem Bett und dachte nicht daran, Jorinda mit einem freundlichen Lächeln ein wenig Mut zu machen. Rücksichtslos griff sie nach dem Mantel und zog ihn ganz auf ihre Seite. Der Römer würde schon nicht erfrieren. Sie stopfte ihm sein Halstuch in den Mund und zog es mit einem Lederband fest. Dann wickelte sie sich fest in den schweren

Filz seines Mantels und konnte endlich schlafen. Der Mantel roch nach Rauch und verbrannten Kastanien. Der Römer schnaufte neben ihr und würgte an seinem Knebel. Gut so, auf diese Weise war sie sicher, dass er noch lebte. Irgendwann hörte sie von weitem, dass Lukas herankam. Sie versuchte ihn zu rufen, dann fiel sie plötzlich in das tiefe, stockfinstere Nichts.

Das Nichts war leer und absolut schwarz. Als Jorinda hineinfiel, folgte ihr ein böse leuchtender Blitz, der sie anstieß und tiefer vorantrieb. Sie schwamm einige Zeit durch die Finsternis. Als sie zurückkam, fasste sie nach der warmen Hand von Lukas, der sie an den Haaren in die Höhe zog, bis sie wieder sehen konnte. Um sie herum stand der vertraute Wald. Er hatte sich in einen salzigen, weißen Garten verwandelt und schickte das Licht als ausgebleichte Federfetzen an den Himmel zurück. Dort hing es trübe herum. Der Römer war verschwunden. Jorinda steckte vollständig in einer flachen Höhle aus Schnee, über ihr hockte Lukas und schützte sie gegen die Kälte. Seine schwarzen Haare fielen auf ihr Gesicht, während er ihr seinen Atem in den Mund blies. Jorinda musste husten. Ihr Kopf fühlte sich an wie der Stein, auf dem der Schmied mit dem Hammer auf die Pfeilspitzen einschlug. Lukas gab ihr Halt und mühsam setzte sie sich auf. Sie befanden sich auf einer Insel, rundherum lag unberührt der glänzende Schnee. Man sah keinerlei Spur, nicht einmal den flachen Abdruck der Füße der Vögel. Lukas stand bereits und packte seine Hasen, Wiesel und die Teile seiner Fallen zusammen. Alles lag unter einer dichtem weißen Decke. Wie lange hatte es gedauert, bis so viel Schnee fallen konnte? Was war mit ihr passiert?

Lukas schüttelte sich, damit der restliche Schnee von ihm abfiel. Er war nass und in seinen Haaren klebte Eis. Er nahm sein Gepäck auf den Rücken, dazu den Bogen und den Flechkorb von Jorinda. Über seine linke Schulter fielen die langen Ohren der erlegten Hasen. Darüber baumelte der Ring, den sein Vater für ihn gemacht hatte, als die Geister zum ersten Mal nach ihm griffen. Lukas band sich diesen Ring

in einen seiner vielen Zöpfe, die er unbeirrt vom Gespött aller anderen trug, obwohl ihn sowohl sein Vater, als auch Jorinda und ihre Mutter immer wieder baten, damit Schluss zu machen. Lukas Eigensinn war durch nichts zu brechen oder auch nur abzuschwächen. Lukas bei sich zu haben, war gut. Aber Lukas dachte nicht im Traum daran, sich um fremde Wünsche zu kümmern. Wenn Lukas in der Nähe war, dann hatte er entweder einen seiner Anfälle von alles verdrängender Freundlichkeit oder es gab eine ernste, die Lebenswurzel bedrohende Gefahr. Jetzt zog er Jorinda auf die Füße, damit sie stand. Während sie sich auf unsicheren Beinen vergewisserte, dass sie wirklich allein waren, griff er zielsicher in den Schnee und hielt ihr den Römerdolch entgegen. Dabei verzog er das Gesicht zu einer Frage, aber Jorinda schwieg. Lukas zuckte mit den Schultern und schob den Dolch in seinen Gürtel. Jorinda wollte dieses Ding auf keinen Fall in ihrer Nähe haben. Sie packte den Dolch und warf ihn zurück in den Schnee. Das war unvernünftig, aber sie piffte im Augenblick auf jede Vernunft. Lukas blieb stur. Er bückte sich und erst als Jorinda die Beherrschung verlor und mit den Tränen kämpfte, ließ er die Waffe wieder fallen.

Schweigend liefen sie ein Stück durch den Schnee. Dann machte Lukas halt und protestierte: „Wir sind dumm, wir machen einen Fehler. Ich gehe und hole den Dolch zurück.“

„Das machst du nicht.“

„Wir können ihn nicht so im Wald lassen. Sie werden ihn finden und Fragen stellen. Ich verstecke ihn. Wir zeigen ihn dem Schmied, sonst sieht ihn niemand.“

„Ich will nicht. Er gehört mir und ich will ihn nicht haben.“

„Der Römer hat seinen Dolch nicht vergessen. Wie stellst du dir das vor? Erst fällt er vom Pferd, dann lässt er sich von dir zusammenschnüren, dann nimmt er sein Schwert und sein Pferd und den Dolch lässt er einfach liegen? Ich habe versucht, aus den Spuren herauszulesen, was er gemacht hat. Es ergibt keinen Sinn. Ich denke, das

ist eine Nachricht. Wir können sie nicht einfach verschweigen. Wenigstens der Schmied muss wissen, was passiert ist.“

„Und was ist passiert?“, fragte Jorinda böse.

„Der Römer hat mich gesehen. Er hat mich fast niedergeritten, dann hat er deinen Namen gerufen und in die Büsche gezeigt. Dann war er weg.“

„Ich weiß nicht, was er mit mir gemacht hat, aber ich hatte ihn und du warst wie immer sonstwo bei deinen Hasen.“

„Er hätte uns beide umbringen können. Er hat es nicht getan.“

„Er gefällt dir, weil er ein Pferd hat. Renn ihm doch hinterher.“

Lukas blieb ernst: „Die Spuren sind weg. Es hat zu lange gedauert, bis du aufgewacht bist. Wir kriegen ihn nicht, selbst wenn wir wollen.“

Langsam wurde Jorinda ruhig. Sie sah ein, dass Lukas im Recht war. Sie setzte sich auf einen moosbewachsenen Baumstamm und wartete, bis er durch das Schneege-
stöber zurückkam. Sie betasteten ehrfürchtig die kalte Klinge. Der Dolch war scharf und zerschnitt mühelos das Fell der toten Hasen. Blut fiel in den Schnee. Es war Zeit, nach Hause zu gehen. Jorinda fühlte sich fast zu schwach zum Laufen. Sie hing an Lukas wie ein weiteres steifes Tier. Sie hatten Glück, vor dem Dorf trafen sie einen Schlitten. Eng nebeneinander fuhren sie das letzte Stück. Sie würden beide schweigen, was immer dabei herauskam. Im Schweigen waren sie geübt, denn ihre Familie unterschied sich von allen anderen im Dorf und nicht einmal die Hühner ihrer Eltern waren besonders geschwätzig.

Zu Hause verschlief Jorinda einen großen Teil des Tages. Am Abend half sie ihrer Mutter mit dem Essen, wobei sie sich anhören musste, dass sie faul war. Sie hasste es, Gerstenkörner zu zerreiben und dabei auch noch Ratschläge zu bekommen: was sie besser machen sollte, was sie gar nicht machen sollte, warum alles schief lief. Lukas war unterwegs. Die Mägde trieben die Schafherde in den Stall, was Jorinda wesentlich besser gefallen hätte als die Gesellschaft der Küchenschaben. Der

Schmied saß schlecht gelaunt auf der Bank. Jorinda hörte, wie er mit dem Knecht herumstritt. Es ging wieder einmal um das Brennholz und die Öfen, und beide knurrten rechthaberisch wie gereizte Hunde. Sie tranken Bier. Für dieses Bier musste Jorinda den halben Abend die Körner zerkleinern. Alles, was sie dafür bekam, waren ein paar Rülpsen aus dem Dunkeln. Wenn er guter Stimmung war, redete der Schmied von einer Mühle. Aber die einzige Mühle, die er je gebaut hatte, stand im Wald in einer Höhle und er brachte sie nie ins Haus. Die Mutter wühlte im Getreide und erschlug mit dem Fladenbrett die fetten Mäuse. Sie besaßen eine Katze, ein seltenes Tier, das der Schmied den Römern abgekauft hatte, aber die Katze war wie Lukas. War sie in der Nähe, sprang sie auf den Tisch und schnurrte, aber die meiste Zeit trieb sie sich herum. Jorinda sah mit Schadenfreude, wie eine Maus, die ihrer Mutter entkommen war, unbemerkt den Bierkrug hochkletterte. Mit einem leisen Klatschen fiel sie hinein. Dem Schmied würde das Bier heute Abend besonders gut gefallen. Als sie in ihren Körnern einen Wurm fand, zerquetschte sie ihn im Mehl. Ihr war ohnehin nicht nach Essen. Sollten die anderen das Abendessen genießen.

Als Jorinda fertig war, verließ sie noch einmal das Haus. Sie musste die Hasenfelle draußen aufhängen. Sie brachte Swinegunde eine Handvoll alter Möhren. Dann lief sie über den gefrorenen Schlamm an den Häusern der Nachbarn vorbei bis zu einer winzigen Hütte, in der nicht einmal ein Kienspan brannte. Hier hatte Jorinda einen Freund. Aber es war kein Freund wie bei den anderen Mädchen, die sich verliebten oder gegenseitig die Jungen wegnahmen. Jorindas Freund war sogar Lukas peinlich. Er hatte eine Hakennase und eine Glatze. Er war immer hungrig und stank aus dem Mund. An seinen Händen baumelte eine rostige, alte Kette. Jorindas Freund war ein gefangener Römer. Er war der einzige Römer, den Jorinda wirklich kannte. Er hatte einen Überfall überlebt und die Räuber hielten ihn nun zum Spaß wie ein Haustier. Am Anfang versuchte er, wegzulaufen. Sie fingen ihn und prügelten ihn halbtot. Damals hatte sich Jorindas Mutter um ihn gekümmert. Es verschlimmerte ihren Ruf als Hexe, aber die Räuber hatten vor ihr Respekt. Das rettete dem Römer

das Leben. Sie gaben ihm Abfall und ließen ihn im Mist graben. Wenn es ihnen gefiel, musste er römische Verse aufsagen. Wenn sie betrunken waren, hetzten sie ihn durch das Dorf und zwangen ihn, mit den Schweinen zu kämpfen. Dann hatten sie ihr Vergnügen und er konnte weiterleben. Nach solchen Freudenfesten lag er krank in seiner Hütte. Einmal hatte er sich freiwillig für den Sumpf gemeldet. Sie nahmen ihn nicht und lachten ihn aus. Sie nahmen lieber junge, kräftige Männer. Plinius war sogar für die Moorfrau zu hässlich.

Jorinda mochte Plinius, denn er erzählte ihr wunderbare Geschichte. Manchmal schrieb er die Zeichen seiner Römerschrift in den Sand. Wenn der Schmied dazukam, lasen sie zusammen die langen, fremden Sätze. Der Schmied schrieb nie selbst, aber es gefiel ihm, den Sand anzustarren. Trotzdem ärgerte es ihn, dass Jorinda bei dem Römer ein und aus ging. Mit der Zeit nahm er es hin. Einmal brachte er sogar Lukas mit, aber Lukas fehlte das Interesse. Lukas bestimmte selbst, was ihm gefiel und was nicht.

Als Jorinda eintrat, lag Plinius im Bett. Das Bett war ein Haufen Erde mit einer Decke aus Laub. Es war bitterkalt. Der Römer stand auf und entschuldigte sich: „Mein Holz ist alle. Ich bin zu träge, um neues zu bitten. Sie lassen mich nicht in den Wald.“

Jorinda schämte sich. Sie hätte daran denken sollen. Es war nicht neu, es war in jedem Winter das gleiche: „Ich komme morgen früh mit Lukas. Wir bringen dir Holz.“

Plinius grinste unsichtbar im Dunkeln: „Mal sehen, ob es mich dann noch gibt.“

Jorinda wollte ihm helfen: „Warum schläfst du nicht bei uns mit den Schafen?“

„Ich fürchte mich vor deiner Mutter. Ich will nicht als Frosch aufwachen.“

„Das wird sie nicht tun. Sie mag dich. Sie macht aus dir ein Eichhorn.“

„Dann erschießt mich Lukas und zieht mir das Fell ab.“

„Ich bitte ihn und er gibt es mir als Geschenk. Dann nehme ich dich mit ins Haus und niemand wird es bemerken.“

Plinius band sich seine zerlöcherten Schuhe um die Füße. Sie waren aus uraltem Schaffell und stammten aus der Müllgrube hinter dem Dorf. Dort hatte er auch die Decke gefunden, die ihm als Mantel diente.

„Lass uns spazieren gehen. Vielleicht sehen wir einen Stern. Ich erzähle dir, wer dort wohnt.“ Normalerweise hätte sich Jorinda gefreut. Aber heute wollte sie nicht mit einem Römer in der Nacht herumstreifen. Auch nicht mit dem verlausten, friedlichen Plinius, sie brauchte Menschen in ihrer Nähe. Sie fasste einen Entschluss: „Wir gehen zu uns. Mein Vater hat schlechte Laune. Meine Mutter jagt Mäuse. Jemand muss sie ablenken. Sie werden es akzeptieren. Sie werden sogar froh sein. Aber versprich mir, dass du kein Bier trinkst.“

„Was ist mit dem Bier?“

„Wer es trinkt, wacht am Morgen als Frosch auf.“

„Und dein Vater?“

„Der war früher ein Frosch.“

„Und durch das Bier wurde er dein Vater? Dann trinke ich viel Bier. Dann werde ich am Ende wieder ein satter, sauber rasierter Römer.“

„Zurück geht es nicht. Es klappt nur in eine Richtung.“

„Das ist schlecht. Aber ich weiß, was ich mitnehme. Schlechte Leute werden davon zu Regenwürmern. Bei deiner Familie wird nichts passieren. Gute Leute sagen höchstens die Wahrheit.“

Plinius ging in die Ecke und begann, in der Erde herumzuwühlen. Er brachte eine Flasche zum Vorschein, in der eine rote Flüssigkeit hin und herschwappte.

„Die Flasche habe ich gestohlen. Sie ist aus ägyptischem Glas. Die Dummköpfe hier brauchen keine solchen Schätze. Diese Räuber können ihren Met weiter aus dem heimischen Holztopf schlucken. Der rote Saft in der Flasche ist Wein. Aus

Moosbeeren und aus Honig. Mal sehen, was deine Eltern dazu sagen. Dein Vater wird erstaunt sein.“

Als Jorinda mit ihrer Vogelscheuche durch die Tür trat, saß die gesamte Familie am Tisch. Sie hatten bereits gegessen und schwiegen sich an. Die Mutter und die Mägde drehten ihre Spindeln. Der Vater spielte mit dem Knecht das ewige Würfelspiel der langen Abende. Plinius umgab eine Wolke aus dem Geruch vermoderter Erde. Als er so im Raum stand, wurde aus dem Schweigen am Tisch eine Wand aus festen Brettern. Man hörte nur das Feuer und das Zischen des Wasserkessels auf dem Herd. Im Rauch lag der Geschmack von verbranntem Wacholder. Hinter Jorinda schlug der Nordwind die Tür zu.

Der Knecht stand auf, griff nach dem Bratspieß, der neben ihm an der Wand lehnte und hielt ihn Plinius vor den Bauch. Plinius fing eine Laus aus seinem Bart, zerbiss sie und spuckte sie zwischen die zerlumpten Füße. Dann sah er betreten auf:
„Erkmar, der Wahrhaftige, soll einem armen Römer nichts antun. Der Römer weiß, dass er ohne seine Toga ein Dreck ist und sich freuen kann, wenn du ihm eine Handvoll Schlamm zum Küssen hinhältst.“

Der Römer ging in die Knie. Er kratzte er auf dem Lehm Boden des Hauses den Staub zusammen, dann leckte er ihn auf. Erkmar wich zurück. Er war weder dumm, noch gemein, er hatte ganz offensichtlich Angst vor dem Wahnsinn des Römers. Grobheiten machten ihm keinen Spaß. Er wartete darauf, dass Jorindas Mutter etwas sagte, aber Eira schwieg. Im Alltag hatte Eira nur wenig Geduld. Willkür und Unordnung in der Reihenfolge der Dinge raubten ihr die Ruhe. Das hier war jedoch kein Alltag. Das war das wirkliche Durcheinander. Eira sah es mit Interesse und fragte sich, wo es herkam.

Ihre Tochter spazierte mit dem gefangenen Römer durch die Gärten. Gut, daran hatte man sich gewöhnt. Ihrem Mann gefiel das Ganze. Beide brachten römische

Flöhe nach Hause, wenn sie genug gelehrtes Geschwätz angehört hatten. Mit Flöhen wurde Eira fertig. Bei dem Geschwätz war sie nicht so sicher. Und jetzt kam das Geschwätz auch noch von selbst an ihren Herd. Es blies seinen Atem ungefragt unter ihr Dach. Eira suchte nach einem Grund. Irgendetwas war passiert. Das Durcheinander brach nicht einfach aus, es hatte immer eine Wurzel. Jorinda verstand die Gedanken ihrer Mutter. In ihrem Inneren hörte sie die Unruhe in der Frage von Eira. Sie begann sich zu fürchten und sie sah dieselbe Furcht in den Augen von Lukas. Sie packte Plinius und zog ihn in die Höhe. Dabei packte sie gröber zu, als nötig war. Sie kniff den Römer unsanft in den Hals. Plinius riss den Mund auf, rülpste und wurde wieder normal. Er schüttelte sich und präsentierte seine Flasche: „Ich habe ein Gastgeschenk. Ich bin ein ungebetener Gast, aber ich komme nicht mit leeren Händen. Ich kann auch mit den Kühen teilen, wenn es sein muss. Aber ich will nicht draußen bleiben. Eure germanischen Schneegespenster trinken keinen Wein.“ Der Schmied sah Eira an und Eira nickte. Lukas rückte ein Stück zur Seite und Plinius stieg mit seiner klappernden Kette von hinten auf die Bank. Jorinda fasste den Knecht am Arm. Erkmar mochte Jorinda, er kam mit ihr zum Tisch zurück und rührte nachdenklich mit dem Finger in seinem Bier. Eira begann wie zuvor zu spinnen. Und Plinius öffnete seine Flasche.

Plinius war ein guter Erzähler, der seine Zuhörer fesselte und zum Lachen brachte. Seine Erscheinung wuchs im Licht des Herdfeuers. Seine gewaltige Nase hackte wie ein Schnabel durch die Schatten der Schlangengeister in den Ecken und die schwarzen Trolle zitterten vor Furcht. Trotzdem blieb es derselbe Plinius, der das Badehaus nur betrat, um Abfälle einzusammeln und die Hälfte davon zu essen. Jorinda sah, wie ein ganzer Stamm von Läusen aufbrach, um die Nachbarschaft zu erkunden. Sie statteten Lukas ihren Besuch ab, begrüßten Erkmar und kletterten auf der anderen Seite über die Haarbänder der Mägde. Jorinda hatte Mitleid mit Lukas. Es war merkwürdig, aber sie selbst wurde nie von einer Laus gebissen. Die Nachbarn sagten, ihre Mutter habe sie behext. Lukas hatte da eher ein Problem. Er begann

bereits, sich zu kratzen. Für die Läuse war Lukas ein völlig normales Mitglied der Gemeinschaft, so interessant und so einladend wie jeder andere Bewohner im Dorf.

Die Flasche auf dem Tisch leuchtete in tiefem Rot. Sie klirrte bei jeder Berührung wie eine Glocke. Sie wanderte von Hand zu Hand von der Tür zum Herd und wieder zurück. Jedes Mal schien sie ihre Form zu ändern. Das rote Glühen wurde schwächer. Der dunkle Nebel in ihrem Umriss zog sich zurück. Nach und nach erkannte man einen Reiter auf seinem Pferd. Der Reiter galoppierte durch einen Wald aus spitzen Strahlen. Mal gewährten sie ihm Schutz, dann durchbohrten sie ihn, je nachdem, woher das Licht kam. Jorinda spürte den forschenden Blick des Schmieds, der sich wie ein schwerer Holzstoß an ihre Arme hängte. Sie wollte sich ducken, aber ihr Rücken war so starr wie abgekühltes Eisen.

Plinius hatte aufgehört, über lustige Dinge zu reden. Er erzählte jetzt eine Geschichte aus seinem weit entfernten Rom. Niemand verstand, warum er dieses Rom so liebte. Die Geschichte war schwarz und durch und durch böse. So böse wie die Moorfrau. In Rom gab es keine Moorfrau. In Rom zog der Krieg die lebendigen, jungen Männer in den Tod. Die Worte verteilten sich wie Wölfe in der Dämmerung. Jorinda fühlte sich wie das Waldhuhn unter dem Erlenbusch, wenn es hört, dass der Schnee knirscht. Trotzdem blieb sie. Die Unterirdischen hielten ihre Füße gepackt. Sie ließen nicht los. Und Plinius erzählte über den verschwundenen römischen Reiter:

„Mitten in der Stadt Rom öffnete sich die Erde und brach zu einem Spalt auseinander. Der Spalt war absolut bodenlos. Es war ein tiefes, grässliches Loch. Noch viel tiefer und dunkler als euer Moor. Ein tödlicher Gestank kroch durch die Häuser. Niemand konnte etwas essen oder trinken. Die Kinder wurden krank. Die jungen Männer schlepten sich wie alte Frauen zu ihren Pferden, aber niemand stieg auf. Die Alten hielten den Mund. Sie waren froh, dass sie zu alt waren, um aus dem Haus

zu gehen. Auf der Straße fielen die toten Vögel von den Bäumen. Die Stadt war am Ende. Sie konnte nicht mehr leben.

Damals hatten die Römer genug vom Krieg. Wenn ihr das Wort „Römer“ hört, denkt ihr sofort an Waffen. Aber damals hatten die Römer keine Lust mehr. Sie wollten ihren Aprikosenbaum beschneiden und bunte Bilder in ihre Häuser malen. Die Waffen lagen irgendwo in einer Ecke auf dem Hof. Auf den verrosteten Speeren hockten die Hühner. Zwischen den Rüstungen liefen die Ratten umher und versteckten sich vor den Hunden. Der Krieg war nur noch ein überstandener, böser Traum. Die Römer gaben sich Mühe, ihn endgültig zu vergessen. Da kam einem alten Offizier, der zwei krumme Beine hatte, ein schrecklicher Gedanke: Was, wenn der Krieg unter der Erde lag und nun in seinem Hunger nach jungen Männern das Maul aufriss? Zuerst schwieg der alte Offizier. Dann erzählte er es seinem Nachbarn. Bald hörte man es an allen Brunnen: Das Loch ist der offene Mund des Krieges. Der Krieg schreit vor Hunger. Man muss ihm etwas zu essen geben.

In dieser Situation kam ein junger Habenicht nach Rom. Er kam vom Land und hatte den Krieg bisher noch nicht getroffen. Sein Name war Curtius. Die Römer nahmen ihn freundlich auf. Sie schenkten ihm ein Pferd und eine frisch polierte Rüstung: Panzer, Beinschienen, Helm und ein gutes, zweischneidiges Schwert. Sie gaben ihm auch einen Schild und einen schweren Speer. Sie halfen ihm, das ganze Metall an seinem Körper zu befestigen. Dann zeigten sie ihm den Spalt. Sie belogen ihn und erzählten, dass es unten einen riesigen Schatz gab, den er nur zu holen brauchte. Sie waren mit Blumen und Früchten in den Armen gekommen und versprachen ihm ein wunderbares Fest, wenn er zurückkam. Er glaubte den Römern kein Wort. Aber ihm gefiel die Stadt, ihm taten die Kinder leid, er wollte sie retten. Also trieb er das Pferd an und sprang mit seiner ganzen Rüstung und mit seinen Waffen in den Spalt. Die Römer warfen ihre Blumen und ihre Früchte hinterher, denn sie hatten versprochen, dass alles für ihn war. Der Spalt stieß eine Rauchwolke

aus. Dann schloss er sich. Die Römer reparierten ihre Waffen, verbrachten ein halbes Jahr mit Training, dann überfielen sie ihre Nachbarn. Seitdem leben sie im Krieg. Der Spalt in der Stadt hat sich nie wieder geöffnet. Aber man sagt, dass Curtius manchmal in der Nacht über die Erde reitet. Wer ihn sieht, der weiß, dass ein Krieg kommt. Und wer einigermaßen bei Verstand ist, packt seine Sachen und läuft weg.“

Plinius schüttelte die Flasche, aber die Flasche war leer. Ehe jemand Zeit hatte, etwas zu sagen, packte er seinen schmutzigen Mantel und stolperte an Jorinda vorbei hinaus in die Nacht. Der Schmied wollte ihn festhalten, aber er war zu langsam. Lukas lag mit starren Augen halb auf dem Tisch. Er rieb sich die Schulter, denn Plinius hatte sich ohne Rücksicht von ihm abgestoßen, um schneller in die Höhe zu kommen. Aus den Zügen von Lukas sprach offene Panik. Auf einmal wusste Jorinda, was als nächstes kommen würde. Verzweifelt suchte sie einen Ausweg, aber es passierte zu schnell. Lukas griff unter die Bank und schon lag der Dolch auf dem Tisch.

Es wurde sehr still. Die Spindeln surrten, das Feuer knackte. Aus der Stallhälfte des Hauses kam ein Schleifgeräusch, dann schabte es an der Tür. Die Tür gab nach, der angelehnte Bratspieß fiel um und zerbrach den Milchkrug. Die Milch lief als gelbliches Rinnsal zwischen die Füße und mischte sich mit dem breitgetretenen Schlamm am Platz des Römers. Lukas zog die Beine an, trotzdem tropfte es bereits von seinen Sohlen. Als er die Arme um die Knie legte, glänzten seine Knöchel. Sein Gesicht war so schwarz wie der Waldsee. Die langen Haare hingen als trockenes Schilf über seinen Augen. Man hörte deutlich, wie er mit den Zähnen knirschte. Der Knecht wich ein Stück zur Seite, und sogar die Läuse sprangen verzweifelt herum und suchten einen sicheren Ort.

Die Stalltür knarrte und ging endgültig auf. Eine dicke grüne Fliege taumelte ans Licht. Hinter ihr erschien der hauerbesetzte Rüssel von Swinegunde. Das Schwein kletterte schnaufend in die Küche. Sein Bauch hinterließ eine feuchte Spur auf der Schwelle. Swinegunde sah sich um. Sie schüttelte Schweinemist aus ihren Borsten. Ihre Augen waren rot und tränten. Als sie die Milch entdeckte, quetschte sie Erkmar gegen die Wand, versetzte Jorinda einen Stoß mit dem Kopf und zwängte ihren Rüssel in die Ecke mit dem zerbrochenen Milchkrug. Lukas saß über ihr. Über seine Arme lief ein Ameisenzug von Krämpfen. Das Schwein begann zu schlürfen. Als die Pfütze verschwunden war, zerbiss Swinegunde die Scherben, aus ihrem Maul tropfte grauer Schleim. Sie rammte Lukas den Rüssel in den Bauch, Lukas schnappte nach Luft. Dann kroch sie unter dem Tisch zu Jorindas Mutter und legte sich vor Eiras Füße. Dort übergab sie sich. Ein beißender, saurer Gestank stieg bis in die obersten Winkel unter dem Dach. Eira zerriss ihren Faden und warf die Spindel ins Feuer. Die jüngere Magd stöhnte. Sie fing an zu weinen. Auf ihrem Kleid wuchs ein hässlicher, dunkler Fleck. Von draußen hörte man das Echo von einem schadenfrohen, meckernden Gelächter. Es war eindeutig nicht die Stimme von Plinius.

Der Schmied erwachte als erster aus seiner Starre. Er packte Lukas und schlug ihn hart ins Gesicht. Lukas wehrte sich nicht und nahm auch keine Vernunft an. Der Schmied riss den Wasserkessel vom Herd und goss ihn über dem Tisch aus. Das Schwein quieckte unter dem heißen Dampf. Zwischen den aufgeweichten Fladen glänzte der Dolch. Der Schmied redete in unverständlichen Sätzen. Nacheinander zerschlug er das Essgeschirr. Die mit Brei verschmierten Reste landeten auf dem Boden und wurden mit den Füßen vor Swinegunde zusammengeschoben. Das Schwein weigerte sich, zu fressen. Der Schmied bückte sich. Er versuchte, die Schweineschnauze mit Gewalt zu öffnen. Swinegunde biss ihn in die Finger.

Das Blut tropfte von der Hand auf die Erde und hinterließ auf den Fellstiefeln von Jorindas Mutter einen dünnen, roten Nebel. Der Schmied blickte hilfeschend auf

Eira. Eira hatte weiße Lippen, die sie zu einem Strich zusammenkniff. Es schien ihr schwerzufallen, überhaupt etwas zu sagen. Was sie schließlich herausbekam, klang nicht nach Angst, sondern nach gefährlicher Wut. Mit dieser Wut überfiel sie den Schmied: „Die Nachtmotte soll dein Blut saugen. Du bist eine Krankheit. Du bist kein Mensch, du bist ein Gespenst. Du bist das herumziehende Unglück. Ich hätte dich sofort erwürgen sollen, als ich dich fand. Hätten doch die Füchse deine steifgefrorenen Hände gefressen. Statt dessen habe ich dich in mein Haus geschleppt und auch noch selbst dafür gesorgt, dass du weiter mit dem verfluchten Eisen herumspielst und dich mit den Unterirdischen einlässt.“

Der Schmied hielt seine Hand und versuchte, ruhig zu bleiben: „Swinegunde ist ein Schwein. Mich hat ein Schwein gebissen und kein Unterirdischer. Vielleicht entscheidest du dich, mir zu helfen, statt mit der Vergangenheit zu hadern. Schweinebisse sind giftig. Wenn du nichts unternimmst, brauchst du nur zuzusehen und du kannst mich übermorgen mit Mist bedecken. Oder was dir sonst noch gut genug vorkommt.“

„Römer, Schweine, Keltendreck. Was ist der Unterschied? Du wirst in jedem Fall unter der Erde verschwinden. Und mich wirst du mitziehen. Ich freue mich schon. Mit dir zusammen am ewigen Brunnen die Wäsche von euren netten Elfen waschen und dir am Blasebalg helfen, wenn du ihnen ihre wunderbaren Schwerter sieben Wochen lang zusammenfaltest und wieder auseinander hämmerst.“

„Manchmal dauert das noch entschieden länger.“

„Ich verstehe. Und vielleicht fällt dir auch noch ein, ihnen ein paar reizende Ringe für ihre langen Ohren zu schmieden. Mit unseren in Silber gefassten Knochen als Anhängern.“

„Ich habe in meinem ganzen Leben nie Schmuck gemacht.“

„Aha. Interessant. Und was ist das da?“

Damit war der Dolch gemeint. Eira zog ihn heran und drehte ihn so, dass der Griff vor dem Schmied lag. Der Griff erinnerte mit seinen Farben an die Weinflasche von Plinius. Auf tiefschwarzem Grund waren zwei rote Schlangen ineinander verbissen. Die größere von beiden schien die kleinere zu verschlingen. Sie wanden sich in zwei Kreisen, ihre Schwanzenden hingen eingerollt vor einem glänzenden, goldenen Himmel und sahen aus wie eine Umkehrung von Sonne und Mond. Auf der Schneide gab es oberhalb der Blutrinnen die feine Gravur eines langgestreckten Pferdes. Wenn die Dolchspitze nach unten zeigte, sprang das Pferd in den Himmel.

Der Schmied strich mit der unverletzten Hand zärtlich über die kunstvolle Arbeit. Dann fasste er zu und hielt den Dolch einen Augenblick lang fest in der Hand. Er ließ ihn jedoch sofort wieder los und sah plötzlich noch elender aus als Eira. Er war heiser geworden und sprach jetzt unnatürlich leise: „Dieses Ding ist ungefähr das Gegenteil von einem Schmuckstück. Das ist eine böse, uralte Waffe. Eira, du weißt gar nichts, wenn du glaubst, dass ich so etwas machen könnte.“

„Natürlich nicht. Niemals.“, bellte Eira.

Der Schmied blinzelte: „Ich verstehe nicht, wo er herkommt. Er sollte tief in der Erde liegen, eingegraben unter einer jungen Eiche, die inzwischen ein starker Baum ist. Der ihn heraufgeholt hat, ist entweder maßlos dumm oder sehr gefährlich. Ich habe nicht einmal eine Ahnung, wer das sein könnte.“

Eira wurde gemein. Auch sie hatte ihre normale Stimme aufgegeben und zischte wie eine in die Enge getriebene Natter: „Der keltische Meister spricht mit seiner dummen germanischen Frau. Die Sumpfröte hat wie immer keinen Begriff, was der keltische Meister meint. Im Umkreis gibt es nur germanisches Federvieh und germanische Ziegenböcke. Keine Zuhörer für den Meister. Der keltische Meister ist einsam. Er muss alleine denken. Das germanische Pack kann ihm leider nicht helfen. Es kann nur Suppe kochen, backen und heizen. Und dem Meister den Rücken kraulen, wenn es ihm beliebt.“

Der Schmied spuckte schnell hinter seinen Rücken, trotzdem blieb er äußerlich ruhig. Man konnte nicht erkennen, ob er sich dazu zwang, aber es gelang ihm sogar, entwaffnend zu lächeln: „Eira, du hast mich damals gerettet und ich danke dir. Du hast mich behalten, weil du das so gewollt hast. Du hast mich vor den Römern versteckt und bist mit mir in dieses Dorf gekommen, weil du gedacht hast, dass sie uns hier niemals finden. Du hast mir erlaubt, Lukas herzubringen. Jetzt ist Lukas dein Sohn. Die Räuber dulden uns, denn sie halten uns für noch verkommener als sich selbst. Sie denken, dass wir ihnen die Dämonen vom Leib halten, die sie mit gutem Recht zerreißen wollen. Und genau das tun wir. Du und ich zusammen. In meinem Leben kannte ich zwei Frauen, die stärker sind, als die Mächte, mit denen ich mich anlege. Eine davon bist du. Mach mir jetzt keinen Vorwurf. Hör auf, herumzuzanken. Sprich mit mir. Du verstehst genauso gut wie ich, was das hier bedeutet. Aber ich weiß nicht, wo es herkommt. Ich habe nicht die geringste Idee.“ Eira schwieg. Sie überlegte. Sie setzte ihre Füße auf Swinegunde. Die Spannung ließ etwas nach und ihre Antwort klang versöhnlich: „Vielleicht probierst du es einfach nochmal. Und zwar ausnahmsweise und entgegen deiner Gewohnheit mit Ehrlichkeit. Woher kommt diese Waffe? Was weißt du über diesen verfluchten Dolch?“

„Das habe ich gerade gesagt. Ich weiß überhaupt nichts.“

Auf einmal war Lukas wieder er selbst. Er konnte sprechen, seine Stimme war etwas hoch, aber gut verständlich und fest. Er schaffte alle Wörter und blieb nicht einmal stecken. Er sagte laut und deutlich „Das ist der Dolch des römischen Reiters.“

Eira riss die Geduld, sie sah aus, als würde sie die anderen am liebsten beißen:

„Das war das, was uns noch gefehlt hat. Lukas glaubt ab heute an den Unsinn des rostigen Kettenrömers. Der Dolch des unsichtbaren Reiters. Wunderbar. Vielleicht haben wir neben dem Misthaufen einen Spalt? Der Gestank dazu hängt schon unter unserem Dach. Ich kann ihn deutlich riechen. Wir sollten auf der Stelle

hinausgehen und einmal richtig nachsehen. Lukas besteigt inzwischen das Schwein, nimmt den Wasserkessel und den Bratspieß und rettet das Dorf. Ich habe noch ein paar alte Kastanien und einen Sack mit brauen Äpfeln. Die werfe ich hinterher.“

Lukas ließ sich nicht beirren: „Ich habe den Reiter gesehen. Nicht irgendwo in Rom, sondern hier. Bei uns im Wald. Er hat den Dolch dagelassen und ist verschwunden. Jorinda hat ihn auch gesehen. Letzte Nacht, jetzt ist er nicht mehr da.“ Der Schmied und Erkmar wechselten Blicke. Erkmar suchte die Waffen zusammen und zog sich an. Der Schmied holte seinen Schwertgurt. Lukas schüttelte den Kopf: „Ich sage euch doch, dass er weg ist. Ihr werdet ihn nicht mehr finden.“

Eira gab Lukas Recht: „Ihr könnt hier bleiben. Das hat keinen Zweck. Lukas taugt nicht viel. Aber er ist ein guter Jäger. Er kann eine Seele riechen. Wenn er sagt, dass niemand mehr da ist, dann ist der Wald leer. Vielleicht kommen sie morgen zurück. Aber wir müssen heute noch etwas unternehmen.“

Sie zogen los, als die Nacht das Dorf wie eine Bärenfalle festhielt. Nicht einmal die Hunde wurden wach, obwohl die Pferde in der allgemeinen Stille überlaut zu hören waren. Vielleicht lag es an den dicken, feuchten Kutten der Nebelgeister, vielleicht an der Finsternis, aber Jorinda vermutete, dass ihre Mutter dahinter steckte. Eira konnte einen eisigen Wind noch eisiger machen, und wenn es darauf ankam, verstopfte sie die ohnehin schon schwachen Sinne der Menschen mit völliger Taubheit. Sie ritten hintereinander am Fluss entlang, Erkmar an der Spitze, Lukas als Letzter. Die Mägde waren zu Hause geblieben. Eira hatte versucht, auch Jorinda im Dorf zu lassen, aber der Schmied verlangte, dass sie mitkam. Dass Lukas mitreiten musste, stand von Anfang an fest. Jorinda war etwas gekränkt, denn schließlich hatte sie den römischen Reiter entdeckt und mit ihm gesprochen. Was sonst noch passiert war, hatte sie verschwiegen, aber sie hatte den Verdacht, dass der Schmied und Eira trotzdem alles wussten. Offensichtlich ging es nicht um den Reiter, sondern einzig und allein um den Dolch. Es gab wie immer keine Erklärung und Jorinda war klar,

dass sie und Erkmar nicht viel mehr begriffen hatten als die Pferde. Sogar Swinegunde schien klüger zu sein. Aber für ein altes, erfahrenes Schwein war das schließlich normal. Nicht umsonst redete Eira öfter mit Swinegunde als mit ihrer Tochter. Und sie hatten auch weniger Streit.

Mit Tagesanbruch erreichten sie ein schmales Tal. Der Pfad neben dem Fluss wurde so eng, dass die Pferde scheuten. Auf dem Wasser lag dichter Dunst. Die Wasservögel schliefen noch. Jorinda hatte Hunger, aber niemand dachte daran, anzuhalten. Der Schmied übernahm die Führung. Immer wieder schickte er einen seltsamen Ruf gegen die kahlen Bergwände und lauschte angestrengt auf den Weg des Echos. Mehrmals strich er den Schnee beiseite und untersuchte die Erde zwischen den Felsen. Als es heller wurde, sah man, welche Tiere ihren Weg gekreuzt hatten. Zuerst waren es nur Hasen und Rehe und hin und wieder ein Fuchs. Dann entdeckte Erkmar eine Wolfsspur. Er rief den Schmied, aber Eira beruhigte ihn. Wölfe waren für Eira kein Grund, sich Sorgen zu machen. Sie wusste, wie man einen Wolf beschwichtigt. Lukas wusste es auch. Er hatte nicht einmal den Bogen von der Schulter genommen. Er saß nachlässig im Sattel und kaute an den Kastanien, die er Eira abgenommen hatte. Die Schalen spuckte er auf die Spur, der sie von jetzt an folgten.

Der Wolf hatte es eilig gehabt. Man konnte erkennen, dass er lange Zeit getrabt war, aber schließlich hatte er angefangen, zu rennen. Am Ende war er über den Schnee gejagt. Kleinere Ausbuchtungen des Ufers hatte er übersprungen. Einmal glaubte Jorinda, sie hätten ihn verloren, aber nach einem längeren, unberührten Abschnitt tauchte die Fährte plötzlich wieder auf. Es sah aus, als sei dieser Wolf ein paar Speerwürfe weit geflogen. Jorinda empfand ein unbekanntes Grauen. Sie hatte genügend Furcht vor den gewöhnlichen Wölfen, die wie sie selbst über die Erde liefen. Einem Wolf mit Eulenflügeln wollte sie auf keinen Fall begegnen. Sie hätte es keinem gesagt, aber sie fragte sich, ob es wirklich gut war, dass sie hier im Nebel

herumritt. Zu Hause im Bett mit den Mägden hätte sie sich mit Sicherheit geärgert. Aber wäre das gegangen, hätte sie sofort getauscht. Sie hätte den Fußboden unter dem Tisch gewaschen und freiwillig ihre Spindel geholt. Hauptsache, es passierte hinter einer festen, verschlossenen Tür. Mit einem lebendigen Feuer in Reichweite. Und in der Sicherheit, dass das nächtliche Ungeziefer niemals an Eiras Bannfluch unter dem Hoftor vorbeikam.

Ein paar Kurven später verlor sich die Wolfsspur. Sie fanden sie nicht wieder, obwohl sie gründlich suchten. Trotzdem war der Schmied guter Stimmung. Er schien jetzt zu wissen, wo sein Ziel lag. Sie bogen in ein schmales Tal ab, von nun an ging es steil bergauf. Unter den Wurzeln der uralten Bäume gurgelte ein Bach. An seinen Rändern bildete sich das erste Eis. Sie mussten absteigen und die Pferde führen, dabei bekamen sie nasse Füße. Der Atem steckte erst im Hals fest, dann stand er als weißer Streifen vor ihren Mündern. Der Schmied trieb sie an. Er gab keine Ruhe, sogar Lukas murrte, weil es zu schnell ging. Jorinda verlor das Zeitgefühl und bewegte sich willenlos wie eine Vogelscheuche vor dem Gewitter. Die Äste unter ihren Füßen knackten. Sonst war es totenstill. Es gab weder Mäuse, noch Vögel, nicht einmal Krähen. Ein einziges Mal huschte ein Schatten aus einem Felsloch. Lukas warf einen Stein, aber er traf daneben. Der Schmied brummte einen Fluch. Lukas zuckte mit den Schultern, verkroch sich aber trotzdem tiefer in seinem Pelz. Als sie schließlich doch eine Pause machten, gab Eira jedem einen Apfel, mehr hatte sie nicht mitgenommen. Der Schmied biss nicht einmal ab. Jorinda hielt die kalte Hand ihrer Mutter fest und Eira schob ihr wie einem kleinen Kind eine Haarsträhne unter die Kapuze. Mit einem dummen, nicht besonders erwachsenen Triumph erkannte Jorinda den Grund für diese ungewöhnliche und etwas peinliche Geste: Ihre von allen gefürchtete Mutter hatte Angst. Das war eine Entdeckung, die Jorinda selbst den letzten Mut nahm. Als sie weiterzogen, musste sie sich zusammennehmen, um nicht loszuheulen. Sie war stolz auf sich, dass es ihr gelang.

Dann öffnete sich das Tal, sie hatten mehr Platz und konnten nebeneinander klettern. Erkmar nahm Jorinda die Zügel ab. Er fasste nach ihrer Hand und zog sie und ihre beiden Pferde vorwärts. Jorinda vergaß die Angst und den Frost in ihren Füßen. Sie setzten sich an die Spitze. Jorinda fühlte, wie Eira und der Schmied hinter ihnen die Blicke kreuzten. Sie wusste, dass es wieder eine dieser schrecklichen Streitereien geben würde, bei denen es um ihre Zukunft ging. Der Schmied schätzte Erkmar. Er brachte ihm alles bei, was ein Schmied können musste, wenn er in den Wäldern Erfolg haben wollte. Später würde es ihm helfen, sich bei den Stämmen niederzulassen, ein Haus zu bauen und einen Namen zu erwerben. Aber wie Jorinda fehlte Erkmar der besondere Sinn. Und Erkmar war Knecht. Er war nicht frei geboren, der Schmied hatte ihn auf einer seiner Reisen gekauft. Eira würde niemals zulassen, dass ihre Enkelkinder einen unfreien Vater hatten und schlimmer noch, einen Vater, dessen Sinne genauso tot waren, wie die ihrer Tochter. Eira wünschte sich einen zugewanderten Fremden, den sie heimlich durch die Nacht herbeirief. Der Rest würde sich mit Hilfe der Geister einrichten lassen. Jorinda wusste, dass sie dagegen wehrlos war. Eigentlich konnte es ihr sogar gleichgültig sein, aber es verletzte ihr Selbstgefühl. Und Erkmar verdiente Achtung und nicht den kalten Hochmut, von dem ihre Mutter beherrscht war. Vielleicht sah Eira ihren Fremden sogar in Lukas, obwohl Jorinda Lukas wie ihren Zwillingbruder liebte, was er jedoch nicht war. Über die Mutter von Lukas wurde niemals gesprochen und Lukas selbst tat so, als habe er sie vergessen.

Als die blasse Wintersonne ihren Mittagsstand erreichte, waren sie endlich oben. Vor ihnen öffnete sich eine Hochebene. An den Rändern ragten nackte, dunkle Berge bis in den milchigen Wolkenstrom, der aus dem Horizont hervorquoll. Weit verteilt sah man auseinandergeworfene Ansammlungen von Felsstücken und Geröll. Dazwischen wuchsen verkrüppelte, kleine Kiefern, auf deren Zweigen Schnee lag. Auch hier gab es keine Vögel. In der Mitte der Landschaft stand ein hoher, knochiger Baum. Er war von einer Mauer umgeben und in seinen kahlen Ästen

schaukelten zahlreiche helle Punkte. Ja näher sie kamen, desto deutlicher hörten sie ein trockenes Geräusch, das im Windzug zunahm. Sie ritten durch Felder von flachen Steinen, die in losen Kreisen nebeneinander lagen. Überall wucherte niedriges Gebüsch. Als sie nahe genug an der Mauer waren, erkannte Jorinda, woher die Töne kamen, die jetzt fast wie das Aneinanderschlagen der Tongewichte des Webstuhles klangen. Der Baum war von oben bis unten mit Schädeln behängt. Auch um den Stamm herum lagen Schädel. Sie sahen aus wie heruntergefallene Äpfel, einige waren zerbrochen, bei anderen wuchs das Gras durch die toten Augen. Der Baum war sehr hoch, und die Schädel bedeckten den gesamten von der Mauer umschlossenen Platz.

Der Schmied suchte eine Lücke und ritt über die Mauerreste in den inneren Kreis. Eira folgte ihm ohne zu zögern, aber Erkmar weigerte sich und stieg ab. Der Schmied sah zurück und zum ersten Mal erlebte Jorinda, dass er sich als Herr aufführte und rücksichtslos befahl, was zu tun war. Er wurde dabei unerwartet grob:

„Das ist kein Spiel für Köhlerkinder, bei dem man aufhören kann, wenn man keine Lust mehr hat und auf die rußverklebte Mama mit der Suppe wartet. Wenn du nicht mitmachst, lasse ich dich hier oben in der Wildnis. Ich brauche keinen abergläubischen Trottel, ich brauche jemanden, der mir hilft. Nimm dein Pferd und komm. Mach es am besten zu Fuß, dann kannst du nicht runterfallen. Die Totenköpfe hier warten nur auf dich. Sie beißen dich in den Hintern. Wenn du nicht kommst, bleibst du für immer hier. Ich werfe dich den Gespenstern zum Fraß vor. Die heulen vor Hunger und wetzen schon ihr Gebiss.“

Erkmar rührte sich nicht. Er stand da und schwieg. Der Schmied knurrte Eira etwas ins Ohr. Eira überstieg die Mauer rückwärts, nahm Erkmars Pferd und zog es durch die Lücke. Das Pferd scharrte auf der anderen Seite mit den Hufen. Es fraß das unter dem Schnee versteckte Gras. Die Schädel rutschten zur Seite und rollten hüpfend bis

an die Mauer. Dort stießen sie an und begrüßten sich mit einem hörbaren, trockenen Laut. Von oben antworteten ihre Freunde aus den Ästen.

Erkmar schüttelte sich. Er setzte sich in Bewegung, aber nicht vorwärts, sondern in die entgegengesetzte Richtung. Er unterdrückte ein Zähneklappern:

„Ich mache alles, was du mir als Schmied befehlst. Aber mit deiner keltischen Geisterbeschwörung will ich nichts zu tun haben. Du bist ein verdammter Hexenmeister. Das hier ist Hexerei. Du hast Recht, ich bin der Sohn eines dummen Köhlers. Aber das habe ich verstanden. Was ihr vorhabt, bringt uns alle in den Abgrund. Ich habe keine Lust, mich als Schatten durch den Rauchabzug zu quetschen. Ich bin ein normaler Mensch. Ich will durch die Tür gehen, am Tisch sitzen und Bier trinken.“

„Aha. Und ich fliege also nachts als Motte durch den Stall, spucke den Frauen in den Teig und erwürge den Ziegenbock. Und wenn du denkst, dass wir zusammen Bier trinken, dann saufe ich in Wirklichkeit Blut.“

„Solange du Bier trinkst, bist du normal. Sobald du damit aufhörst, wirst du verrückt. »

Der Schmied zog einen Eisenspaten aus dem Ledersack hinter seinem Sattel. Er stieß ihn in den Boden und grub ein kleines Loch. Er zeigte es Erkmar und warf den Spaten auf die andere Seite. Erkmar fing ihn nicht, sondern ließ ihn fallen. Der Schmied zerbiss seine Unterlippe, aber er gab sich versöhnlich:

„Ich brauche dich. Ich muss an dieser Stelle ein Stück in die Erde. Du hast Recht. Es ist nicht ganz ungefährlich. Vielleicht gibt es Kräfte, die uns stören wollen. Deshalb musst du mir helfen. Ich beschäftige mich mit dem Schutz, du übernimmst das Graben. Die Erde mag dich. Du hast eine sanfte Hand, sie hat dir immer überlassen, was wir brauchten.“

Erkmar blieb stur: „Grab ruhig den ganzen Baum aus, ich werde warten. Als guter Knecht werde ich das, was von euch übrig bleibt, zurückbringen. Ich werde denen

im Dorf erzählen, dass es die Römer waren. Dann freuen sie sich, denn sie haben einen Grund, sich zu betrinken. Und Plinius bekommt, was er für seine Geschichte verdient hat.“

„Erkmar, ich gehe in jedem Fall nach unten. Wenn du nicht mitmachst, sperre ich dich dort ein. Dann kannst du den Unterirdischen erklären, dass du nur ein netter Mensch bist. Sie langweilen sich. Sie werden mit dir üben, bis du ihre Lieder singen kannst.“ Erkmar musste husten. Er wischte sich den Schleim ab. Er war wütend: „Wenn du das machst, gib mir die Würfel mit. Ich werde mit der Moorfrau spielen, solange wir auf dich warten. Vielleicht gewinne ich deine Seele. Dann kannst du mich um etwas bitten, wenn du selber ankommst. Ich spendiere dir ein paar fette, schwarze Käfer. Die Sorte, die du immer schon gemocht hast.“

Der Zank zog sich in die Länge. So wie sie zu Hause über ihre Öfen stritten, verhandelten sie über jeden Schritt. Die Zeit lief ihnen davon. Das blasse Tageslicht bekam eine gelbliche Färbung. Die Kälte kroch in die Ärmel und in die Stiefel und setzte sich am Bauch fest. Jorinda und Lukas hielten sich abseits. Sie hörten zu, denn diese Auseinandersetzung war für alle beide vollkommen neu. Am Ende griff Lukas ein. Er war kleiner als Erkmar, aber er fasste ihn wie ein Kind an der Hand und zog ihn langsam bis zur Mauer. Dort stieg er über die losen Steine und wartete geduldig, bis Erkmar hinterher kam. Erkmar war plötzlich von jedem Willen verlassen. Fügsam wie ein Hündchen ließ er sich unter den Baum führen. Seine Füße verfangen sich bei dem Versuch, den herumliegenden Schädeln auszuweichen. Aber obwohl es ein paar Mal danach aussah, fiel er nicht hin. Wie ein Blinder stützte er sich auf Lukas, und der gab ihm trotz seiner mageren Gestalt so gut Halt wie ein fester Kriegsspeer.

Lukas selbst wirkte völlig furchtlos. Der Wind zerzte an seinem Pelz und an seinen langen Haaren, aber Lukas wandte sich nicht einmal ab. Er hielt Erkmar in seinem Blick gefangen und umgab ihn mit einem Netz aus unsichtbarem Zwang. Jorinda

fühlte, wie das Netz bis zu ihr drang. Auf einmal war ihr alles egal. Sie nahm den Spaten und die Pferde und ging als Letzte über die Mauer. Ihr Kopf war vollkommen leer. Sie wunderte sich, denn ein Rest von ihr registrierte diese Leere, aber das war sie schon nicht mehr selbst. Sie selbst versank für einen Augenblick im Stillstand. Ihre Gedanken hüpfen irgendwo hinter ihrem Rücken im Schnee. „Ich werde euch ersticken“, versprach sie ihren Gedanken, „und wenn ihr winselt, ihr seid tot.“ Diese Worte halfen. Auf einmal war es vorbei. Sie hielt zwei normale, verschwitzte und ausgehungerte Pferde. Es roch nach Pferdemist und war bitterkalt. Das war die Wirklichkeit. Ganz und gar unerfreulich, aber gut zu verstehen.

Der Schmied tat so, als habe er weder rechts noch links etwas bemerkt und zerhackte mit einer Eisenhacke verbissen die hartgefrorene Erde. Eira schaufelte die losen Brocken zur Seite. Ihr gebeugter, schmaler Rücken dampfte in der kalten Luft. Beide wurden von einer unsichtbaren Peitsche getrieben, denn sie zuckten immer wieder zusammen. Eira murmelte ihre Sprüche, aber es schien ihr irgendwie schwerzufallen, die Stimme auf einer Höhe zu halten. Sie rutschte in ein Mäusewinseln ab und schüttelte den Kopf, weil der Ton ihren eigenen Ohren wehtat. So etwas hatte Jorinda noch nie gehört. Obwohl es gar nicht geheuer war, die eigene Mutter so zu erleben, musste sie gegen ein Grinsen kämpfen, das tief aus ihrem Bauch heraufkroch. Nur der harte Griff von Lukas in ihrem Nacken hinderte sie daran, wirklich laut herauszulachen, um den Druck in der Kehle loszuwerden. Lukas schien zu wissen, was mit ihr los war und ließ es nicht zu. In solchen Momenten hatte Jorinda etwas Angst, denn sie fühlte in Lukas eine unüberwindbare, elementare Fremdheit. Trotzdem war es gut, dass Lukas da war.

Das Loch unter dem kahlen Baum wurde allmählich tiefer. Erkmar nahm Eira die Schaufel aus den Händen. Er half dem Schmied ohne weitere Zeichen von Unmut oder Furcht. Einmal im Inneren des steinernen Ringes, schien der Schädelbaum seinen Schrecken eingebüßt zu haben. Lukas durchwühlte den Sack und die

Taschen. Er fand eine zweite Hacke, allerdings ohne Stiel. Ohne nachzudenken, griff er nach oben, zog einen passenden Ast herunter und brach ihn ab. Der Schädelbaum wippte böse mit den Zweigen. Eine neue Schar von Totenköpfen prasselten um den Stamm herum in den matschigen Schnee. Die Pferde fuhren hoch und wieherten erschreckt. Jorinda konnte sie gut verstehen. Lukas schnitt unbeeindruckt seinen Stiel zurecht. Er begann, mit dem Schmied gemeinsam zu hacken, beide zusammen waren sehr schnell. Es dauerte nicht lange, bis sie eine Leiter brauchten. Auch dafür nahmen sie dem Schädelbaum das Holz ab. Eira arbeitete jetzt wieder unten, Erkmar zog die Erde in die Höhe, die sie zuvor in den Ledersack geschaufelt hatte. Jorinda stand als einzige nutzlos herum. Sie beschäftigte sich mit den Pferden, fütterte sie, rieb sie trocken und erzählte ihnen in ihre Pferdeohren, dass das alles schon halb vorbei war. Genau daran wollte sie selbst am liebsten glauben. Aber als sie zurückkam, entdeckte sie in dem Erdhaufen neben der Grube eine schillernde blaue Perle.

Als sie sich gedankenverloren bückte und an der Perle zog, erschien ein feiner Silberdraht. Er klebte an einer grauen, haarigen Masse, darunter lag ein menschlicher Unterkiefer. Der Rest sah verbrannt aus. Die Perle hing an einem glatt geschliffenen weißen Stein. Wenn man sie richtig einsetzte, erhielt man ein täuschend echtes Auge. Es glotzte unter dem angekohlten Haarbüschel hervor und Jorinda starrte ratlos zurück.

In diesem Moment fanden sie unten, wonach sie suchten. Eira schrie wie ein Nachtkauz. Obwohl weit und breit kein Vogel zu sehen war, kreischte es mit mehreren Stimmen aus dem Gebüsch. Aus dem Nichts flog ein gefiederter Schatten in den Schädelbaum, setzte sich oben in die Zweige und fing an, rasend schnell auf und ab zu schaukeln. Der Schmied tauchte aus dem Loch auf, packte ein Leinenbündel, das bei der Berührung plötzlich zuckte und kletterte mit grauem Gesicht so schnell er konnte zurück. Von unten kam ein unterdrücktes Grunzen,

dann ein kurzer Schlag und das Klirren von Metall. Eira erschien an der Oberfläche, kurz darauf Lukas, und während sie schon Erde nach unten warfen, kam auch der Schmied zum Vorschein. Er erinnerte an einen Unterirdischen. In seinen Mundwinkeln klebte Blut, Haare und Bart waren voller Erde, der Blick sprang unstedt aus dem Loch auf den Baum und wieder zurück. Alle zusammen schaufelten sie in großer Eile das Loch zu, sogar Jorinda griff nach dem übrig gebliebenen Spaten und half. Die ganze Zeit wütete und tobte es oben in den Ästen. Innerhalb der Mauer war es plötzlich dunkler geworden. Das magere Gras lag flach über dem Schneematsch. Die Mähnen der Pferde standen im Wind. Einer nach dem anderen ritten sie durch die Mauerlücke. Sie trieben die Pferde an und flüchteten durch die Dämmerung, während es hinter ihnen weitertobte, bis sie sich weit genug entfernt hatten, um es nicht mehr zu hören. Als sie vor dem Eingang in die Schlucht noch einmal zurückblickten, erkannten sie am Horizont ein schwaches, rötlich flackerndes Licht. Es sah aus wie eine heruntergebrannte Fackel. Offensichtlich war es das, womit der Schmied und Eira gerechnet hatten, denn danach fiel die Spannung Stück für Stück von ihnen ab und sie benahmen sich wieder wie normale Menschen.

Als sie den Bach erreichten, zeigte der Schmied auf eine Höhle. Sie zwängten sich mit ihren Pferden durch den Eingang. Im Inneren gab es eine alte Feuerstelle und sogar einen rußgeschwärzten, aber brauchbaren Kessel. Jorinda machte Feuer, Erkmar und Lukas suchten draußen nach etwas Essbarem und kamen mit ein paar Kräutern, einem Hasen und einem Armvoll Blaubeergestrüpp zurück. Eira und der Schmied saßen am Anfang teilnahmslos an der Wand, aber als es nach geröstetem Hasen roch, erwachten sie aus ihrer Starre und kamen zu den anderen ans Feuer. Später lag Jorinda satt und müde bis zur Bewegungslosigkeit zwischen Lukas und Eira. Schon halb im Traum hörte sie Erkmar friedlich fluchen, denn der würfelte mit dem Schmied und verlor gerade das Holzhacken für die nächsten Tage. Der Schmied lachte sein schadenfrohes Ziegenbocklachen, Lukas brummte im Schlaf. Es

war warm und Jorinda hoffte, dass es ein Sommertraum war, in den sie kopfüber hineinfiel.

Mitten in der Nacht wurde sie wach, weil sie schrecklich fror. Sie setzte sich hin, denn sie vermisste den Wolfspelz, dessen Wärme sie im Schlaf geschützt hatte. Ihre Hand ertastete den sandigen, kalten Höhlenboden. Er war leicht eingedrückt, aber leer. Lukas war verschwunden. Sein Bogen fehlte, ebenso wie sein Pferd. Am Höhleneingang hockte Erkmar. Er starrte in die Dunkelheit, als er Jorinda hörte, rückte er ein Stück zur Seite. Sie kniete neben ihm, reckte den Hals in die Finsternis und versuchte, zwischen den vorüberfliegenden Geräuschen ein Zeichen von Lukas zu entdecken. Aber alles, was sie hören konnte, war der Bach, das Tropfen von Schnee, der wegschmolz und hin und wieder der Pfiff einer Wasserratte, die nicht in ihrem Loch schlief. Von Lukas gab es nicht die geringste Spur. Er war offensichtlich nicht einmal mehr in der Nähe.

„Er hatte einen Traum.“ Erkmar hob und senkte die Schultern und ließ den Kopf nach vorne fallen, als sei er ein ausgestopfter Toter. „Er ist aufgesprungen, hat sich an der Wand gestoßen und seltsames Zeug gemurmelt. Dann hat er die Stirn am Fels gerieben und war plötzlich wieder normal. Er hat mich gebeten, ihn ein Stück zu begleiten, am Ende wollte er alleine weiter. Wenn Lukas etwas will, kannst du nichts mehr machen. Also bin ich umgekehrt und zurückgekommen. So kann ich wenigstens Wache halten. Eure Eltern schlafen wie die Steine. Die Moorfrau könnte sie lebendig fressen, sie würden es nicht einmal merken.“

„Hat Lukas gesagt, wo er hinwill?“

„Er ist die Schlucht hochgestiegen, mitsamt seinem müden Pferd. Das Pferd konnte kaum noch laufen. Lukas hat es irgendwie angetrieben. Du weißt ja, wie er das macht.“

Jorinda wusste es und der Gedanke daran ließ aus ihrem Magen eine saure Blase nach oben steigen. „Denkst du, dass er zurückgeht?“

„Wohin? Zu dem verdamnten keltischen Geisterbaum? Meinst du, die Besitzer der Schädel haben ihn gerufen und er will sich ein wenig mit ihnen unterhalten?“

„Warum habt ihr uns nicht geweckt?“

„Das wollte er so. Er wollte auf keinen Fall, dass sein Vater oder Eira etwas merken. Er hat mir versprochen, vor der Dämmerung wieder hier zu sein. Ich hoffe, er schafft es. Wenn nicht, muss ich ihn wahrscheinlich als einbeiniger Rabe suchen oder als Schmeißfliege oder was ihnen sonst noch einfällt. Es wäre schon besser, er käme bald zurück.“

„Ist er schon lange unterwegs?“

„Für einen seiner verrückten Einfälle dauert es zu lange. Ich glaube, er ist wirklich da oben, weil er geträumt hat, dass irgendetwas nicht stimmt. Vielleicht muss ich hinterher. Aber ehrlich gesagt, es schüttelt mich, wenn ich nur daran denke. Ich sitze hier und warte darauf, dass ich Mut bekomme. Aber die Wahrheit ist, es passiert nichts.“

Jorinda nahm Erkmars Hand. Erkmar schwitzte, seine Finger klebten aneinander und zuckten unruhig hin und her. Es hatte absolut keinen Sinn, dass er loszog. Und sie selbst, das musste Jorinda eingestehen, war ihm kein bisschen überlegen. „Lass uns warten. Wir erzählen uns die Geschichte von Loegaire und seiner Hexe Daer Groeine. Wenn Loegaire über das Meer zu ihr zurückfährt und Lukas ist immer noch nicht da, wecken wir meine Mutter. Eira wird Lukas finden. Sie kann ihn spüren und weiß, wo er steckt.“

Sie waren beide erschöpft. Sie gaben sich Mühe, nicht einzuschlafen. Aber die Geräusche der Nacht und die Kälte setzten ihnen zu. Nach einer Weile wusste Jorinda nicht mehr genau, ob sie Erkmar reden hörte oder ob sie hinter einem losen Türbrett tatsächlich in den Palast von Daer Groeine hineinsah. Es kam ihr vor, als wäre es Loegaire, der für die Hexe, die ihn festhielt, einen Armreifen aus Regentropfen schmiedete. Dabei erzählte er ihr halb im Singsang von der leuchten-

den Gewalt des Frühlings und von der Pracht der Apfelblüte unter der Sonne der ersten warmen Tage. In der Finsternis des unterirdischen Saales hörte man den schweren Atem von Loegaire, die Hammerschläge und ein leises Summen, mit dem die Hexe ihren Gefangenen besänftigte und seine Sehnsucht vertrieb.

Jorinda sah die Funken, die aus dem Haar der Hexe sprangen. Sie tanzten Loegaire über den Rücken und über seine Hände. Es gelang ihm, sie festzuhalten und er setzte sie zwischen die Regentropfen und fesselte sie mit seinen Schlägen. Noch nie hatte Jorinda etwas Schöneres gesehen, als dieses Armband. Aber als die Hexe endlich danach griff und es um ihr Handgelenk schloss, fuhr ein Kälteschauer über die Wände. Jorinda verlor das Gefühl im Gesicht und in den Armen. Ihr Hals wurde steif wie ein gefrorener Grashalm. Sie hatte Angst, dass er in der Mitte durchbrach. Sie wünschte sich, dass jemand ihren Kopf für alle Fälle festhielt. Aber die Hilfe kam zu spät. Als die fremden Hände nach ihr fassten, rollte sie schon wie ein Kohlkopf einen schrägen Gang hinunter und fiel hilflos in einen kalten, silbernen See.

Jorinda riss die Augen auf. Sie versuchte verzweifelt, wach zu werden, aber das Wasser und die Kälte waren vollkommen echt. Auf ihren Beinen kniete Lukas. Erkmar hielt sie gepackt und presste einen nassen Lappen gegen ihre Stirn. Als er merkte, dass sie ihn ansah, warf er den Lappen weg. Er nahm sie in die Arme und trug sie wie ein junges Schaf zum Feuer. Unbeholfen band sie ihre nassen Haare zusammen. Lukas gab ihr seinen Pelz. Er betrachtete sie mit einer seltsamen Neugier. Erkmar flößte ihr Tee ein. Ihr wurde übel und sie ärgerte sich, denn auch an Erkmar entdeckte sie neben seiner Sorge ein merkwürdiges, fast schon misstrauisches Interesse. Sie befreite sich aus seinem Griff, kniff die Augen zusammen und versuchte die Unsicherheit loszuwerden, indem sie die zerrissenen Traumfäden wie ein Spinnennetz beiseite wischte.

Lukas legte den Kopf schief, grinste halb aus Mitgefühl und halb, weil er sich lustig machte. Plötzlich sagte er ohne eine Spur von Spott zu Erkmar: „Ab jetzt bist du allein. Es tut mir leid, Erkmar. Ich verspreche dir, dass ich dich nie wieder anrühre. Bitte bleib unser Freund.“

Erkmar verzog das Gesicht, als habe er eine Fliege im Hals. Er spuckte an Lukas vorbei ins Feuer: „Nicht gerade glaubhaft, aber ich bin trotzdem beruhigt. Wenn du es noch einmal versuchst, dann gib dir richtig Mühe. Wenn ich es mitbekomme, mache ich aus dir einen Klumpen Schlacke.“

„Ich meine es ernst. Ich habe es da oben nicht aus Spaß gemacht, aber ich mache es überhaupt nie wieder. Jedenfalls nicht bei dir, egal, was passiert. In der Zeit, die wir noch haben, mache ich es nur noch bei den Wildschweinen oder bei den dummen Nachbarn und den Räubern.“

„Ich bin froh, dass du mich nicht mitzählst. Es ist mir wirklich eine große Ehre. Ich werde mir ein Huhn auf den Kopf binden, damit mich früh genug erkennst, wenn du wieder einmal als Wolf unterwegs bist...“

„Gut, also keine Dummköpfe aus dem Dorf. Ich verspreche es dir: Nur die Wildschweine und am Ende dann ein, zwei Römer, wenn die Römer erst einmal hier sind. Oder möchtest du auch die Römer schützen?“

„Mit den Römern mach, was du willst.“

Jorinda verstand nicht, wovon sie sprachen: „Was für Römer? Was für eine Zeit, die uns bleibt? Und warum will Erkmar weg? Wieso ist er allein? Lukas, für mich müsst ihr schon den Mund aufmachen. Ich kann nicht in fremden Gedanken herumstreunen. Ich bin ein normaler, unbegabter Mensch. Kein Geistervogel oder Knochenleser oder was auch immer.“

„Das war bis gestern richtig. Aber jetzt ist es falsch. Ab heute bist du wie wir. Wie war es? Hat es dir gefallen? Was hast du unterwegs gesehen?“

„Gesehen? Ich habe in die Nacht gestarrt. Wir haben auf dich gewartet.“

„Du warst weit weg. Du warst im Elfenhügel. Du hast Loegaire gesehen. Was hat er gemacht?“

Jorinda drehte den Kopf. Sie öffnete ihre Haare und schüttelte sie. Da waren immer noch die Spinnenweben. „Er macht ein Armband. Das war nur ein Traum. Ich war im Traum in ihrem Hügel und habe ihn bei der Arbeit beobachtet. Ich wusste gar nicht, dass er ein Schmied ist. Ich dachte immer, er sei einfach nur ein Kriegsheld.“ „Ein Armband für die Hexe. Aus Menschentränen und Feuer. Das passt zu dem, was ich da oben gesehen habe. Weiße Mäuse und ein großes Durcheinander. Auf einmal eine Menge Tiere, aber falsch zusammengesetzt und alle ohne Verstand. Hasen und Enten springen einen Fuchs an. Mitten in der Winternacht schreit ein Kuckkuck. Eine Eule, die Gras frisst. Kein bisschen Wind, aber der Schädelbaum ist auseinander gebrochen und streckt seine Wurzeln in die Luft und wackelt damit herum. Ein altes Leitschwein hat mit seiner Schweinerotte unser Loch aufgewühlt und alles herausgezerrt, was drinlag. Kein freundliches Bild. Sie haben unser Opfer gefressen und es wieder herausgewürgt. Es gibt eine breite Spur aus Unrat und zertrampeltem Gras. Ich bin ihr gefolgt und habe versucht, einen von diesen Schatten abzuschießen. Alles umsonst. Ich denke nicht einmal halb so schnell, wie die sich bewegen können.“

„Aber Lukas ist trotzdem ein guter Junge. Er hat etwas zurückgebracht, das wir vermessen würden. Mir war schon schlecht vor Sehnsucht. Jetzt kann ich wieder in Ruhe mit den Zähnen klappern und in die Hosen machen.“

Erkmar spuckte noch einmal ins Feuer. Er verpasste Lukas einen Stoß. Lukas biss sich schuldbewusst auf die Unterlippe, dann zeigte er Jorinda den Dolch. Er hatte ihn zurückgeholt.

„Es hat keinen Zweck, ihn einzugraben, wenn er von alleine wieder hochkommt. Ich bin draufgetreten, die Schweine haben ihn an die Oberfläche gezerrt. Er lag da und wäre wer weiß wo gelandet. Ich dachte, das sei gefährlich.“

„Also hast du ihn eingesteckt und wir haben ihn zurück. Mal sehen, wie du es dem Schmied sagst. Warte nicht zu lange, sonst kommt das Unglück vorher und wir verpassen seine Antwort. Es wäre schade um den Spaß.“

Jorinda sah von einem zum anderen und dann auf den Dolch. Sie stand auf und ging zu ihrer Mutter. Eira wimmerte leise im Schlaf. Sie weigerte sich, wach zu werden. Aber Jorinda schüttelte sie mit Nachdruck, bis sie mit einem Stöhnen die Augen öffnete und ihrer Tochter ratlos ins Gesicht sah. Jorinda wusste selbst nicht warum, aber sie weinte, als sie ihrer Mutter den Dolch zeigte. Eira drehte sich auf den Bauch. Sie gab vor, weiterzuschlafen. Jorinda blieb einfach sitzen. Eira hielt eine Weile durch, dann gab sie die Verstellung auf und erhob sich. Sie ging zu Lukas, fasste in seine lange Mähne und zog ihn unsanft hin und her: „Und warum sind wir nicht einfach im Dorf geblieben und haben den Dolch neben dem Herd eingegraben, damit du ihn später einmal benutzen kannst, wenn du den Wunsch hast, Feinde umzubringen? Kannst du mir das sagen, mein kluger Geisterseher? Warum verlasse ich mein Haus und vergifte mich an euren keltischen Beschwörungsformeln? Hast du vielleicht eine Idee? Vielleicht, weil ich nichts gelernt habe in meinem Leben und das als Einweihung in eure Geheimnisse nötig habe?“

Lukas sagte nichts. Jorinda hatte ihn selten so verlegen gesehen, trotzdem wirkte er nicht wie jemand, der sich für einen Fehler entschuldigen musste. Eira tat Lukas Unrecht. Wahrscheinlich war es ihr sogar bewusst, aber wenn sie in Schwierigkeiten geriet, brauchte sie ein Opfer. Im Alltag griff sie sich Jorinda, wenn Jorinda unterwegs war, mussten die Mägde daran glauben. Wenn die Schwierigkeiten groß genug waren, fiel die Schuld auf den Schmied. Lukas blieb immer ungeschoren, vielleicht, weil er einfach verschwand. Dass er jetzt wie willenlos dastand, enthielt unmissverständlich eine Botschaft: Ich weiß, was da herankommt. Ich war nicht neugierig. Ich habe nicht gefragt. Aber jetzt bin ich eingeweiht. Ich habe gegen meine Angst gekämpft und versucht, auf die Zeichen zu reagieren. Ich will nichts hören, aber es kriecht mir hinterher. In diesem Punkt bin ich nicht euer Kind. Ich höre andere Dinge als ihr. Also mache ich auch nicht dasselbe wie ihr.

Weil Lukas schwieg, redete Erkmar: „Ihr glaubt, dass Krieg kommt. Fliegt ihr deshalb wie Fledermäuse hin und her? Habt ihr Angst, dass uns die Römer den Hals durchschneiden?“

„Römer schneiden Räubern nicht die Köpfe ab. Römer hängen Räuber entlang ihrer Römerstraße an Kreuzen auf. Das gefällt ihnen, wenn sie später vorbeimarschieren.“

„Also packen wir und verziehen uns so tief wie es geht, in den Wald. Der magische Spuk frisst uns nur die Zeit weg. Wir verschwinden zwischen den Bäumen und sie versinken im Sumpf. Die Moorfrau baut sich aus ihren Knochen ein neues Haus.“

„Du bist unfrei seit deiner Geburt. Dir ist es gleichgültig, wo du lebst. Wenn du Bier und Eisen findest, ist alles gut. Wenn du das Eisen um den Hals trägst, ist es dir recht. Solange genug Bier hindurchläuft, bist du glücklich.“

Erkmar schluckte. Er schien zu überlegen, ob er sich wehren sollte, entschied sich jedoch dagegen. Eira wirkte betreten. Sie schien sich zu schämen. Wortlos begann sie einzupacken. Aber in ihrem Inneren arbeitete es weiter. Als der Schmied endlich wach war, stellte sie sich vor ihm auf und befragte ihn wie einen Feind: „Und du? Der herumgetriebene, heimatlose Kelte? Was ist dein Rat an deine Familie? Alles zusammenraffen und als Flüchtlinge durch die Wälder streifen, bis uns die Pest frisst? In der Erde graben, Erde essen, in der Erde wohnen wie die Trolle? Das Haus verbrennen, die Felder den Elfen überlassen, vielleicht zeigen sie dir dafür im nächsten Leben ihr Bergwerk oder gleich ihren Schatz? Oder gibt es noch einen anderen Plan? Dann erzähl uns davon. Deine Frau und deine Kinder warten. Dein Knecht hat schon versprochen, dass er mit dir loszieht. Auf ihn kannst du dich verlassen.“

Der Schmied wischte sich mit den Händen den Staub aus den Haaren. Man sah die Unebenheiten auf seiner Haut, die von den Narben kamen, die ihm das Feuer vermacht hatte. Er war an den Fingern tätowiert. Eine bläuliche Schlange kroch aus

dem Ärmel und endete auf dem rechten Handrücken in einem Kreis rätselhafter Zeichen. Er hatte schnell erfasst, was passiert war. Lukas bestätigte mit einem Nicken, was auch ohne Bericht klar war. Man konnte nicht erkennen, ob der Schmied einfach nur fluchte oder ob er versuchte, eine Abwehrformel über den Dolch zu werfen. Auf jeden Fall sprach er nicht mit Eira. Eira nahm ein brennendes Holzstück aus dem Feuer und warf es nach ihrem Mann. Erst auf diese Weise kam er wirklich zu sich. Trotzdem wollte er nicht mit Eira reden. Auf dem Rückweg blieb er neben Erkmar. Lukas schloss sich ihnen an und holte sich die wortlose Zustimmung seines Vaters zu seinem nächtlichen Ausflug. Eira ritt am Ende und Jorinda beneidete offen die beiden Mägde, die noch nicht einmal aufgestanden waren und ganz normale Träume hatten, über die sie am Morgen lachen konnten.

Unten am Dorf bogen sie vom Fluss ab und nahmen den Umweg hinter den Feldern. Trotzdem wurden sie gesehen. Erkmar wollte weiter in den Wald, um das Verhau und die Umgebung nach Spuren abzusuchen. Eira ritt nach Hause. Auf halber Strecke traf sie auf eine Handvoll bewaffneter Räuber. Sie drehte um und kam mit ihnen zurück. Die Räuber hatten es auf den Schmied abgesehen, vielleicht auch auf alle zusammen. Lukas stieg vom Pferd, warf Jorinda die Zügel zu und schlug sich zu Fuß durch die Büsche. Die Räuber sahen das als Flucht an. Sie quittierten es mit höhnischem Gelächter. Der Anführer, ein kahlrasierter Kerl mit einer Narbe auf der Stirn, blockierte den Weg. Die restlichen Räuber bildeten einen Kreis, der an einen Hinterhalt erinnerte. Der Schmied konnte weder vor, noch zurück, von allen Seiten drohten Speere. Ein Fettwanst mit einem Mädchengesicht richtete den Bogen auf Erkmar. Erkmar saß still, wurde aber bleich und die mühsam unterdrückte Wut kroch ihm aus allen Poren. Der Schmied zeigte keine Reaktion. Eira streifte die Handschuhe ab. Sie zeichnete ein geflügeltes Ungeheuer in die Luft. Dadurch entstand mehr Platz, die Räuber brauchten Abstand. Sie glaubten, das Ungeheuer würde nach ihren Füßen schnappen oder nach den Hufen ihrer Pferde. Vorsicht war wichtig, wollte man einem Hexenmeister an den Pelz.

Der Anführer würgte wie Hund, der sich an einer Gräte verschluckt hat. Es schien ihn aber nicht zu überraschen. Er hatte noch genügend Luft, um den Schmied als Elfenkadaver zu beschimpfen: „Warst du in den Pilzen? Oder hatten die Römer Sehnsucht nach deinem Leichnam? Wie viele Male warst du schon tot? Hast du dich in die Römerlatrine gelegt und vollgesaugt? Oben am Eismeer steigen die schwarzen Totengeister in die Kähne, um ihren Meister zu besuchen. So eine gute Zeit hat es für das Gelichter noch nie gegeben. Wir freuen uns, wenn sie endlich hier sind.“

Eira ritt an ihn heran und legte ihm von hinten die kalte Hand auf den Rücken: „Halt den Mund, Gundolf oder sag, was du willst. Oder soll das ein Spiel sein und wir müssen jetzt etwas Bestimmtes tun? Dann sag, was du von uns erwartest. Ich verspreche dir, ich werde mir Mühe geben. Ich will in mein Haus zurück. Ich muss meine Mägde verprügeln. Sie sind nichts wert. Sie müssen den Stall ausmisten. Sonst verkaufe ich sie morgen als abgezogene Schafe an die Römer.“

„Die Mägde sind bei euch im Haus die einzigen normalen Menschen. Alle anderen verwandeln sich jede Nacht in eine neue Bestie oder schleichen wie gelber Rauch um unsere Betten.“

„Du irrst dich. Wenn ich nicht da bin, sprechen meine Mägde mit den Ochsen und sie erzählen ihnen, was ich mache. Später habe ich mit diesen Ochsen jede Menge Ärger.“

Gundolf versuchte, sich zu bewegen. Eiras Hand hielt ihn fest, alles, was ihm gelang, war ein unkontrolliertes Zucken unter seiner Narbe. Aber Gundolf war nicht allein. Eira hatte vor Müdigkeit kaum noch Kraft und die übrigen Räuber behielten die Herrschaft über ihren Willen. Sie stießen den Schmied, damit er vom Pferd fiel. Der Schmied hatte keine Lust, die Stiefel der Räuber von unten zu betrachten. Er blieb im Sattel, obwohl sie ihren Spaß daran hatten, ihn aus dem Gleichgewicht zu

bringen und ihn zunehmend ernsthaft mit ihren Speerspitzen stachen. Die Speerspitzen hatte er selbst gemacht. Er sagte es ihnen und erntete Gelächter.

Eira ließ Gundolf los. Gundolf holte Luft und suchte seine Stimme:

„Zeig uns den Dolch.“

„Ich zeige dir überhaupt nichts. Pfeif deine Hundemeute zurück, dann können wir reden.“

„Ich ziehe dir das Fell ab, Schluss mit den Geheimnissen. Wenn du mit nackten Knochen dastehst, wirst du tun, was ich will.“

„Du bist ein blinder Holzbock, der das Blut riecht. Du siehst nicht einmal deinen eigenen Schatten, wenn er dir wegläuft.“

Gundolf erschrak und suchte unwillkürlich hinter seinem Rücken. Es war wie eine Welle. Die meisten Räuber wendeten die Köpfe. Der mit dem Mädchengesicht seufzte, weil er nichts sah. Niemand besaß einen Schatten, der Nebel hatte die Schatten verschluckt. Erkmar nutzte den Moment. Irgendwoher hatte er plötzlich einen hellen, abgerundeten Stein. Der Räuber neben ihm erhielt einen harten Schlag auf den Hals. Er sackte zusammen und schnappte nach Luft. Der Stein flog ein Stück, knackte, danach traf er das Mädchengesicht an der Stirn. Der Fettwanst kippte seitwärts vom Pferd, der Stein fiel ins Gras. Dort blieb er liegen und wurde angestarrt. Er grinste zurück. Es war ein Totenschädel, einer der Köpfe vom Baum.

Erkmar lenkte sein Pferd unbehelligt zu Gundolf und zog sein Schwert. Gundolf machte keinerlei Anstalten, sich zu wehren. Erkmar nahm ihm das Messer aus dem Gürtel und warf den Speer weg. Er packte Gundolf am Kinn und bog seinen Kopf zurecht, damit er ihn ansah. Gundolf veränderte den Ton. Er klang auf einmal sehr versöhnlich:

„Du machst einen Fehler. Du behandelst mich, als wäre ich ein Römer. Ich bin kein Römer. Auch wenn es dir nicht gefällt, ich bin ein Bote vom Dorf. Wir haben hier

in der letzten Nacht einen Sturm gehabt, und wir wissen, wo er herkommt. Bist du an diesem Wetter schuld? Wenn nicht, dann halte dich zurück. Willst du als Krähenfutter enden? Ich habe keine Lust, von dir in Stücke gehackt zu werden. Du kannst dich beruhigen, wir fassen dich nicht an. Und Eira und die Schlangenbrut kannst du auch mitnehmen, wenn du auf sie aufpasst. Wir wollen nur den Meister. Der Meister weiß eine Menge, aber ein paar Kleinigkeiten hat er verpasst. Wir werden sie ihm erklären. Ich denke, er wird ein guter Schüler sein und alles lernen.“

Erkmar schüttelte den Kopf: „Spuck ruhig weiter, bis alles klebt. Honigschleim war schon immer deine Stärke. Wenn du ein Bote bist, bin ich die Moorfrau. Hat dein Schwesterchen heute schon Brei gekocht? Wenn du weiter redest, kann sie sich die Mühe sparen. Ich füttere dich mit deiner schiefen Nase. Wenn du nicht alles schaffst, gib den Rest zu Hause ab, dann habt ihr am Abend etwas für die Suppe.“

Die Räuber warteten. Mitleid war für sie eine Angelegenheit für dumme, alte Weiber. Erkmar war ein unbequemer Gegner und sie gönnten ihrem Anführer die Angst vor einem ernsthaften Kampf. Gundolf versuchte es mit Würde: „Das Dorf hat uns geschickt, weil ihr den Frieden stört. Eure Mägde sagen, dass ihr den Krieg ruft. Ihr handelt mit den Römern und keiner weiß, was ihr wirklich treibt. Der Schmied ist heimatlos, weil ihn keiner will. Er verhext die Leute, bis er unsichtbar umhergeht. Was er dabei macht, weiß niemand. Das Dorf will, dass damit Schluss ist. Ich bin der Bote, mit mir spricht das ganze Dorf.“

Dazu gab es nichts zu sagen. Erkmar kümmerte sich um Gundolf. Der Schmied versuchte einen Ausbruch. Ein Räuber mit einem Ring in der Nase packte Jorinda, riss sie auf sein Pferd und verpasste ihr einen trockenen Kuss. Der Schmied kam zurück. Jorinda biss den Räuber in den nackten Unterarm. Er schlug sie und hielt sie fest. Sie hörte sein Herz, ihr wurde übel, weil er nach vergorener Milch roch. Seine große Hand spazierte durch ihre Haare. Die andere Hand hielt sie wie eine Zange.

Jorinda sah den schwarzen Dreck zwischen den Fingern und die abgebrochenen Nägel. Im normalen Leben war dieser Räuber als Viehhirt auf den Weiden. Er konnte Flöte spielen und hatte oft Besuch von den Mädchen, die er mit Käse fütterte. Jorinda verabscheute Flötengezwitscher und von Käse wurde ihr schlecht. Sie hätte lieber Läuse unter der Kapuze gehabt, als eine fremde Hand, die auf ihr herumkroch. Sie dachte an die Mägde, die in den nächsten Tagen Mist schaufeln mussten. Ihnen hätte das gefallen. Jorinda nahm sich vor, den Mägden eine tote Elster unter die Decke zu hängen. Sie freute sich schon auf die Freudenschreie, wenn ihr Geschenk herabfiel. Sollten die beiden in ihrem Bett vor Angst ersticken. Ihretwegen erstickte sie selbst an Milchgeruch, Widerwillen und an dem nackten Arm auf ihrem Bauch. Dabei deckte sie den Räuber auch noch mit ihrem Körper. So sehr sie sich Mühe gab und hin und herwand, sie kam nicht los.

Erkmar versuchte es trotzdem. Er traf den Räuber am Bein, nicht gefährlich, aber hart genug, um zu zeigen, dass es ihm ernst war. Der Schmied kam von hinten. Jorinda versuchte noch einmal zu beißen, aber sie kam nicht dazu, denn auf einmal lag sie unten. Um sie herum brach die Schlägerei aus. Jorinda sah, wie ihre Mutter mit einem Speerschaft auf die Männer einschlug. Dabei blutete sie aus der Nase und mit aufgelösten Haaren und einem angeschwollenen Auge sah sie einer echten Hexe sehr ähnlich.

Sich mit einem Schmied zu prügeln, ist keine gute Idee, auch dann nicht, wenn er ohne seinen Knecht unterwegs ist und keine Frau hat, die allen Angst macht. Die Räuber bezahlten bitter für ihren Sieg. Sie setzten sich durch, weil sie in der Mehrheit waren, aber jeder von ihnen hatte genug eingesteckt, dass man es tagelang sehen würde. Die Pferde liefen herrenlos zwischen den Bäumen herum. Mit Schadenfreude bemerkte Jorinda, dass der Viehhirt seinen Nasenring verloren hatte und statt dessen einen leuchtenden Blutfleck auf der Brust trug. Seine Nase war dick wie ein Schweinehuf und das eine Ohr glich einem aufgeplatzten Baumpilz. Das

Mädchengesicht war verschwunden, vielleicht um seine Zähne unter den Büschen zusammenzusuchen und dabei ein wenig zu weinen. Gundolf spuckte rotbraune Blasen in den Fluss, er kniete auf seinen Lanzenstiel gestützt im Schlamm und jagte den Fischen Angst ein. Trotzdem sahen die Wassergeister den Triumph in seinen Augen. Er hatte es geschafft. Er hatte den Schmied besiegt. Er war immer noch am Leben, obwohl er von dem schwarzen Zauberrauch nicht das geringste verstand. Entweder hatte er den Tag mit dem passenden Fluch begonnen oder das böse Ende schief noch und kam mit Verspätung.

Es war ihm egal. Er hatte den Schmied in der Hand und mit seinen Männern würde er schwören, dass er ihn mit knapper Not davon abgehalten hatte, ihnen den Römerkrieg an den Hals zu hexen. Oder, und das hielt Gundolf viel eher für normal und begreiflich, mit seiner ganzen Familie überzulaufen und den Römern jeden angespitzten Baumstumpf und jedes abgedeckte Erdloch im Umkreis in den Sand zu zeichnen. Manche davon kannte niemand außer dem Schmied. Damit musste Schluss sein. Gundolf wollte wissen, woran er war. Wenn der Wald tatsächlich von den Römern durchsucht wurde, musste klar sein, auf welchem Baum ein Gespenst saß und wo man selbst einen Hinterhalt anlegen musste, damit es keine Überraschung gab. Sich einem halbverrückten Zauberer zu unterwerfen, grenzte an Selbstmord. Aber der Zauberer musste reden. Gundolf wusste die jungen Männer auf seiner Seite. Sie würden dem Schmied mit viel Geduld alles aus der Nase ziehen. Jede Kleinigkeit, jedes Detail einer möglichen Verteidigung von Dorf und Umgebung. Anschließend konnten die Alten dann nächtelang beraten, ob sie sich vor den Römern oder vor den keltischen Totengeistern fürchten wollten. Er selbst würde mit der Axt in den Wald gehen und den Römern das Gebüsch vor die Füße legen, so viel, dass sie es niemals auseinander zerren konnten und sich selbst verbrennen mussten, um es wieder loszuwerden. Und hinter dem Gebüsch würde er mit seinen Leuten auf sie warten und all die hinterhältigen Ideen, die der Schmied zwischen den Bäumen eingepflanzt hatte, würden dabei helfen, die Römer für immer zu

vertreiben. Es war ein gutes Vorzeichen, dass sie heute die Oberhand behalten hatten. Eine gebrochene Nase schreckte keine Frau ab. Nur ein toter Mann hatte keine Zukunft. Der zusammengeschnürte Schmied würde tun, was sie von ihm verlangten. Gundolf hatte Vertrauen in das, was kam. Der Tag hatte gut begonnen. Nur mit übergroßer Dummheit konnten sie jetzt noch etwas verkehrt machen. Und Gundolf würde sich hüten, der Dummheit nachzugeben.

Es war ihnen gelungen, Erkmar zu Boden zu drücken, aber da sie ihn nicht umbringen durften, warf er sie wieder ab. Er musste jedoch mit der gleichen Beschränkung fertig werden, denn Tote im Dorf hätten Gericht und Sühne heraufbeschworen. Die Räuber beherrschten ihr Handwerk, sie waren keine jungen Hunde, die man einfach zur Seite warf, wenn sie einen bissen. Ein paar mal spürte Erkmar, wie die Knochen seines Gegners nachgaben, wenn er zuschlug. Er selbst hielt es ganz gut aus. Statt der Müdigkeit empfand er nichts als Wut. Trotzdem schaffte er es nicht, sich durch die Wand aus prügelnden Männern hindurchzuarbeiten und neben den Schmied zu gelangen. Erkmar sah, wie Eira durch die Luft flog. Als wäre nichts geschehen, stand sie wieder auf und setzte ihr Werk fort. Sie arbeitete wie beim Flachsdreschen. Wenn sie etwas abbekam, reagierte sie, als sei es eine Schmeißfliege in der Nase, schüttelte den Kopf und machte weiter. Aber sie hatte genauso wenig Glück wie Erkmar und blieb am Rand. Der eigentliche Ring schloss sich um den Schmied.

Die Räuber waren bemüht, den Schmied in den Fluss zu drängen. Er konnte jedoch ausweichen und hielt sie, den Rücken von einer Eiche gedeckt, erfolgreich in Schach. Er benutzte das umgekehrte Ende des Speers. Allmählich gelang es ihm, sich genügend Raum zu verschaffen, um die Angreifer mit gezielten Stößen auf den Schlamm zu schicken. Die Räuber schafften es nicht, den Druck zu verstärken. Einen Augenblick lang sah es so aus, als käme es zu einem Ausgleich. In dieser Pause versuchte der Schmied, zu reden:

„Wir gehen weg. Wir lassen euch alles da und ziehen ab. Ohne unser Vieh, nur die Familie und mein Werkzeug. Lasst Erkmar selbst entscheiden, was er will. Ich gebe ihn frei. Ich lasse ihm meinen Besitz. Macht ihn zu eurem Schmied.“

„Gib uns den Dolch.“

„Ihr könnt ihn haben. Versenkt ihn im Moor. Vielleicht habt ihr mehr Glück als ich. Ich habe versucht, ihn oben in einen alten Opferschacht einzugraben. Er ist nicht dringeblichen. Die Toten wollen, dass er uns Ärger ankündigt. Sie laden uns ein, mit ihnen ihr ausgetrocknetes Beerdigungsbier zu teilen. Ich weiß, wovon ich rede. Das Ding kommt aus der Schattenwelt und wer ihn behält, kann den Geistern unten den Bart scheren.“

„Du verdrehst uns den Kopf. Den Dolch hast du von den Römern. Er ist die Belohnung dafür, dass du sie herführst. Du bist der einzige, der nie mitzieht, wenn wir sie überfallen. Du denkst, dass du davonkommst.“

„Wenn ich einen Dolch brauche, mache ich ihn selbst. Das ist kein Römerdolch. Ich weiß, wie ein Römerdolch aussieht. Dieser Dolch ist ein Erbstück des alten Volkes. Er muss zu ihnen zurück. Er bringt uns den Tod.“

Die Nachricht kam an. Die Räuber ließen die Waffen sinken. Der Schmied atmete schwer und lehnte sich gegen den Baum. In diesem Moment wagte Gundolf einen Sprung, holte mit der Axt aus und schlug sie dem Schmied mit dem stumpfen Ende über den Kopf. Der Schmied wankte. Dann brach er in die Knie und fiel um. Der Bann war gebrochen. Erkmar gab es auf, sich zu wehren. Sie fesselten ihm die Hände auf den Rücken. Der Schmied verschwand unter einem Haufen seiner aufgebrachten Gegner. Sie banden ihn zusammen wie ein Opfertier und obwohl er bewusstlos war, versetzten sie ihm immer noch wütende Tritte. Es sah schlecht aus. Eira und Jorinda blieben frei, aber sie kamen sich vor wie herrenlose Schafe. Erkmar stand da wie ein Baum, der demnächst verheizt wird. Nur Lukas lief durch den Wald. Er war ihre einzige Hoffnung, aber mit genügend Pech fingen ihn die Römer und sie würden ihn nie wiedersehen.

Die Räuber durchsuchten den Schmied. Sie nahmen den Dolch, sein Messer, das Schwert und einen langen Nagel, den er aus irgendeinem Grund mit sich herumtrug. Dann luden sie ihn auf ein Pferd. Sie banden ihn fest wie einen erlegten Rehbock und schleppten ihn in das große Langhaus, das sich das Dorf als Versammlungshalle errichtet hatte. Erkmar sperrten sie in den Stall von Gundolfs Vater. Sie erlaubten Jorinda, hineinzugehen und beide saßen nebeneinander zwischen den Kühen und dachten jeder für sich an das, was ihnen bevorstand. Im Stall herrschte Dämmerlicht, aber sie brauchten wenigstens nicht zu frieren. Es war gut, zusammenzusein.

Am Nachmittag hörten sie Plinius draußen betteln, aber umsonst, er musste wieder gehen. Später kam Eira. Gundolf schickte einen Knecht in den Stall. Sie sahen Eira kurz an der Tür, als sie dem Knecht einen Korb mit Fladen und Suppe in die Hand gab. Der Knecht griff in den Suppentopf und zeigte Erkmar ein Hühnerbein. Er hielt es wie eine Lampe. Das Hühnerbein glänzte vor Fett und Nässe. Die gewellte Haut spiegelte das Zwielflicht an der Tür. Der Knochen strahlte in der Farbe einer römischen Muschel, Jorinda wurde übel. Sie wollte aufstehen und mit ihrer Mutter nach Hause gehen, aber Eira schüttelte den Kopf. Die Tür fiel zu. Das Hühnerbein wurde blass. Es kam näher, aber weil man es kaum noch sehen konnte, machte das nichts mehr aus. Es roch wie jedes andere Huhn, das im Suppentopf herumschwamm. Zu Hause, am eigenen Herd, hätte Jorinda ein Fladenstück in die Brühe getunkt und dabei versucht, heimlich etwas mehr als einen Flügel zu erwischen, ehe der Schmied oder Erkmar an der Reihe waren.

Hier im Kuhstall hatte sie keinen Hunger. Gundolfs Knecht hielt ihr den Korb entgegen. Sie nahm ihn und hielt ihn fest, ohne rechte Idee, was sie damit sollte. Das Hühnerbein bewegte sich vor ihrem Gesicht. Sie sah, wie die Brühe über die Hand lief, die es festhielt. Erkmar knurrte. Gundolfs Knecht grinste. Er zeigte sein

makellostes, weißes Gebiss. Es wuchs zwischen seinen Bartstoppeln in die Länge bis er wie ein Fuchs aussah. Ein freundlicher Fuchs, es sei denn, man hatte Pech und war eine Maus. Offensichtlich hatte er Lust, ein wenig zu spielen. Er schwenkte das Hühnerbein und schien darauf zu warten, dass Erkmar sich Mühe gab und mit dem Mund danach schnappte. Jorinda setzte den Korb ab. Sie versuchte, zuzugreifen, aber sie erntete nur Gelächter. Also lehnte sie sich gegen Erkmar, zog die Luft durch die Nase und winselte wie ein kleines Mädchen. Dabei kämpfte sie mit einer Hand gegen die Knoten hinter Erkmars Rücken. Sie hätte ihn losgebunden, hätte er sie nicht selbst gestört und in seinem Eigensinn verraten, was sie tat. Er streckte sich, soweit er konnte, schüttelte die Haare aus dem Gesicht und stand auf. Das Fuchsgrinsen stahl sich davon. An seiner Stelle erschien erneut Gundolfs Knecht, ein wenig kleiner als zuvor und etwas verlegen wegen der fettigen Brühe, die immer noch aus dem Hühnerbein hervorquoll und inzwischen als schmierige Pfütze um ihre Beine herumlief. Erkmar wischte die Füße am Heu ab, dann setzte er sich wieder hin und brummte einen ärgerlichen Fluch. Jorinda sah sich Gundolfs Knecht an, aber sie war noch nicht der Meinung, dass er verzweifelt genug aussah und wartete ab. Die Pfütze wuchs und erreichte den Melkeimer und die Hufe der ersten Kuh. Die Kuh stieg darum herum, warf den Eimer zur Seite und begann zu brüllen. Von oben fiel eine Mistgabel herunter und traf eine weitere Kuh. Es wurde gefährlich. Es war mehr, als Gundolfs Knecht erwartet hatte. Also lenkte er ein. Beim Sprechen kamen kleine Blasen aus seinem Mund. Er hatte Flecken im Gesicht. Sein Blick wanderte umher und fiel vor Jorinda in die Pfütze:

„Sag deiner Mutter, dass es reicht. Geh raus und hol sie. Oder will sie etwa, dass wir hier zwischen den Kühen an einem schmierigen Hühnerbein ersticken?“

Jorinda zog die Beine an und sagte nichts. Erkmar lachte vor sich hin:

„Warum bist du so ärgerlich? Das hast du dir doch jahrelang gewünscht – endlich einmal so viel essen, dass du platzt. Was stört dich? Dass die Schweine morgen ihr Frühstück nicht mit dir teilen? Dein Herr wird einen Klumpen Grütze opfern, wenn

er dich im Misthaufen einscharrt. Also, genieße, was du in der Hand hältst. Lass dich von uns nicht stören.“

Gundolfs Knecht ging vor Jorinda in die Hocke und fasste mit seiner verschmierten Hand an ihren Hals: „Wo muss ich zudrücken, Geisterbrut, damit du laut nach nach deiner Mutter schreist?“ Jorinda rollte sich innerlich zusammen. Dabei hatte sie das Gefühl, dass sie in einem Farnstengel verschwand und unsichtbar wurde. Sie gab sich Mühe, damit ihr irgendein Rat einfiel, egal ob von Eira oder vom Schmied. Inzwischen suchten die fremden Finger immer noch ihren Hals ab. Sie spürte, wie unter der schmutzigen Haut das fremde Blut floss. Eine leuchtend weiße Blüte trieb an ihren Augen vorbei. Von der Tür kam ein Luftzug. Es knarrte und Gundolfs Vater betrat den Stall. Er sah sich um und schnappte ungläubig nach Luft. Seine Stimme blieb ruhig, aber wenn man genau hinhörte, konnte man ein leises Beben erkennen: „Was ist hier los? Was macht ihr mit meinem Vieh? Ich sperre euch draußen in eine Grube, alle drei. Da könnt ihr euch gegenseitig beißen. Lasst die Kühe in Ruhe, ich warne euch. Woher kommt der ganze Dreck? Erkmar, bist du jetzt auch ein Hexenmeister? Willst du, dass wir dich so behandeln? Sag es mir, und ich hole die Männer. Sie warten draußen und trinken. Sie wollen sich bestimmt gerne mit dir unterhalten.“

Erkmar saß entspannt im Heu und demonstrierte Langeweile und Gleichmut: „Was denkst du dir? Das ist normal. Du lässt dich mit Zauberern ein und behandelst sie schlecht. Die Zauberer wehren sich. Sie ertränken deine Kühe und euren Knecht in einem Topf mit Hühnerbrühe. Du musst vorsichtig sein. Sonst hast du am Ende nichts als Schaden.“

Gundolfs Vater kam näher. Als seine Füße den Rand der Pfütze erreichten, blieb er stehen. „Ich will keinen Ärger. Nicht mit euch und auch nicht mit meinem Sohn. Mein Sohn wird das Dorf verteidigen und ihr werdet ihn nicht dabei stören. Du

solltest zu Verstand kommen, Erkmar, und dich wie ein normaler Mensch benehmen. Du gehörst zu uns. Du solltest die Waffen in Ordnung bringen und den Männern helfen. Und wenn du wirklich anfängst, mit den Geistern zu reden, dann schick sie fort. Jag sie den Römern auf den Hals, da gehören sie hin.“

„Niemand muss die Geister rufen. Geister verfolgen Räuberbanden und Gesindel. Deshalb sind sie hier. Sie fühlen sich wohl im Dorf. Sie haben eine Heimat gefunden und sie warten auf euer Blut. Ihr habt sie aufgenommen wie die lieben Verwandten.“

„Die Römer sind die Räuber. Das weißt du so gut wie ich. Sie fressen das Land und die Häuser wie ein Pilz. Hör endlich auf, dich zu sträuben. Heirate deine Hexenbraut, aber tu nicht so, als ob du verrückt wärst. Hilf dem Dorf. Dein Meister ist nicht zu gebrauchen. Das Dorf ist dein Platz und du weißt, dass du keinen anderen hast.“

Erkmar mochte den alten Gundolf. Der Alte war ein guter Nachbar. Wenn man ihm mit seinen Eisendingen half, öffnete er großzügig den Vorratskeller. Er vergaß die unfreie Geburt, wenn er den Menschen schätzte. Es war kein Vergnügen, ihn mit Gemeinheit zu überschütten. Vielleicht würde er dem Schmied zur Seite stehen, wenn es darauf ankam. Vielleicht ließ er sich überreden, sie freizulassen und dann konnte man darüber nachdenken, ob man freiwillig auf ihn hörte. Erkmar sah dem alten Mann ins Gesicht. Er schob die Wut mit einem Besen aus seinen Gedanken und glättete den Widerstand in seinem Inneren mit ein paar Hammerschlägen, die außer ihm selbst keiner hörte: „Bind mich los. Ich bitte dich. Lass mich tun, was ich versprochen habe. Lass mich raus. Lass mich meinen Leuten helfen, dann helfe ich dem Dorf. Wenn ich fortgehe, komme ich zurück. Du hast mein Wort. Du weißt, du kannst mir vertrauen.“

Der alte Gundolf verzog den Mund. Seine Augenbrauen zuckten: „Ich vertraue dir. Aber ich misstraue deinem Meister. Ich weiß, dass du von deinem Meister beherrscht wirst. Wir lassen dich frei, aber erst müssen wir mit dem Meister fertig werden. Ich

finde es widerwärtig, aber mein Sohn hat Recht. Du bist für deinen Meister wie eine zweite Gestalt. Es ist zu gefährlich. Auch für dich selbst.“

Erkmar entspannte sich und fiel in die Trägheit zurück, in der er sich vor der eigenen Wut verkroch: „Wie lange soll ich hier sitzen bleiben? Wie viel Zeit wollt ihr den Römern geben? Legt ihr Wert darauf, von einer besonders blanken Waffe abgestochen zu werden? Ein scharfes Schwert tötet schnell. Wenn ihr lange genug wartet, wird es ein leichter Tod.“

„Heute Abend trifft sich der Rat. Sie werden über den Schmied verhandeln. Wenn das erledigt ist, kommst du frei. Bis dahin bleibst du im Stall.“

Damit drehte er sich um und ging mit steifen Beinen zur Tür. Der Knecht folgte seinem Herrn ins Haus. Er sollte zu Eira gehen und ihr drohen, dass Erkmar und ihre Tochter in der Grube landen würden, wenn es weiterhin einen Suppensee gab oder irgendwelche anderen Zeichen dafür, dass sich bei Gundolf Gespenster herumtrieben. Es war eigentlich nicht mehr nötig. Als sie alleine blieben, sahen Erkmar und Jorinda, wie die ganze Erscheinung verschwand. Die Kühe standen friedlich an der Futterkrippe und drehten ihre Schwänze, um die Fliegen zu verscheuchen. Die Fliegen strengten sich an, um die frischen, braunen Fladen noch im Flug zu erwischen. Die Suppe im Topf war kalt. Da Erkmar nicht wollte, dass Jorinda ihn losband, musste sie ihn füttern. Es war ein kindisches Spiel, und für eine Weile vergaßen sie beide, was draußen los war. Es fiel ihnen wieder ein, als der Knecht zurückkam. Er brachte Bier und eine gute Nachricht. Die Räuber hatten versucht, Lukas zu finden. Sie hatten ihn gesehen, aber nicht gefangen. Einer von ihnen war in eine Falle getreten. Das war passiert, als er die Hand schon in Lukas Haaren hatte. Lukas wusste, dass man sich im Wald nicht langweilen musste. Eira hatte den verletzten Räuber versorgt. Er hatte laut geschrien und die Hände, die ihm halfen, verflucht. Etwa zu dieser Zeit war der Zauber im Stall zusammengebrochen.

Jetzt sah die alte Spinne unter dem Dach, wie drei schmutzige Menschen aus einem Holzeimer Bier tranken, das einer von ihnen heimlich seinem Herrn weggenommen hatte. Alle drei waren jung. Einer lachte mit weißen Zähnen. Einer konnte das Bier nicht selber halten. Das Mädchen hielt ihm den Eimer unter die Nase und er schlürfte abscheulich. Das Mädchen trank kaum, es warf der Spinne hin und wieder einen Blick zu und die Spinne dachte, dass man sich einmal in Ruhe unterhalten musste, denn solche Blicke waren zwar nicht besonders höflich, aber interessant.

Draußen vor dem Haus schrie eine aufgebrachte Elster. Sie saß im Gebüsch und schrie und schrie, aber bis auf eine schmutzige Frau mit langen Haaren hörte ihr niemand zu. Zwischen den kleinen Speicherhütten liefen die Menschen hin und her und machten einen solchen Lärm, dass kein Vogel dagegen ankam. Die Elster flog auf das Dach des nächsten Hauses. Sie kreiste um das dunkle Loch, aus dem ein beißender Rauch hervorquoll. Der Rauch roch gefährlich. Er erinnerte die Elster an böse Dinge, die man als Vogel niemals vergaß. Die Elster stieg in die Höhe, kreischte noch einmal aus den Zweigen einer alten Buche, dann machte sie sich davon.

Unter der Buche saß Eira und sah, wie der Vogel verschwand. Neben ihr hockte Plinius. Plinius gab sich große Mühe, möglichst krank auszusehen. Er wackelte mit dem Kopf, machte ekelhafte Töne und spuckte grünen Schleim aus. Er keuchte so entsetzlich, dass es ein Wunder war, dass er nicht erstickte. Dazwischen redete er mit Eira. Eira rieb ihr angeschwollenes Auge und schwieg. Niemandem fiel etwas auf, denn keiner wollte zusehen, wie der schmutzige Römer starb. Plinius griff nach Eiras Schulter. Er schob sein Kinn an ihr Ohr und sprach mit ihr wie ein römischer Hausverwalter, der seine Köchin zum Markt schickt. Eira war zu müde, um ihn abzuschütteln. Die Stimme, die um sie herumschlich, kam ihr herrenlos vor. Was die Stimme sagte, war nicht neu. Plinius wollte, dass Eira weglief. Das konnte sie

schon von ihrem Mann. Es half auch nicht, dass der jetzt nicht dabeisaß. Plinius sprach von einem Geschäft:

„Du nimmst deine Kinder und wir gehen, solange sie hier verhandeln. Sie werden dich suchen, aber nicht sofort. Wir beide kennen den Wald. Deine Kinder sind harte Geschöpfe. Sie werden es überleben. Erkmar kommt nach. Dein Mann sitzt fest, du kannst nichts für ihn tun. Der einzige, der ihn retten kann, ist er selbst. Wenn meine Leute dich hier erwischen, geht es dir wie dem Rest. Du hast keine Zukunft. Deine Kinder auch nicht. Bring mich aus dem Dorf und du wirst auf der Seite der Römer alles finden, was du brauchst. Und eine Menge Dinge, die du dir nicht einmal vorstellen kannst. Es wäre schade um dich. Es wäre schade um uns alle. Vor allem wäre es ganz und gar sinnlos.“

Eira ließ den Blick über die Erde gleiten. Sie sah Füße in Fellstiefeln und in Holzsandalen und ohne die Augen zu heben, wusste sie, wem sie gehörten. Sie hatte davon geträumt, dass diese Füße reglos auf der gefrorenen Erde lagen. Sie hatte ihre eigenen Schuhe erkannt und daneben die zerrissenen Sohlen von ihrem Mann. Jorinda hatte sie nicht gefunden. Lukas hatte sie im Traum vergessen. Sie schämte sich, wenn sie daran dachte. Und jetzt war dieser Vorschlag das letzte, was sie hören wollte. Sie raffte sich auf und wendete sich von Plinius ab. Sie sah sich nicht um, als sie wegging. Sie musste Jorinda finden und mit ihr reden. Dann war es Zeit, die Gedanken zu sammeln. Vielleicht gelang es ihr, ihrem Mann zu helfen. Sie musste es wenigstens versuchen.

Als Jorinda später aus dem Stall in die Küche kam, erwartete sie der Geruch von frisch gebratenem Fleisch. Gundolf hantierte mit seinem Vater in der Seitenkammer. Auf der Bank saßen Gundolfs Schwestern. Sie nähten winzige Ringe aus Gold auf ein Männerhemd, vor ihnen lag ein schwerer, pelzgefütterter Mantel. Der Kienspan über ihren Köpfen qualmte. Die jüngste Schwester polierte eine

Schnalle. Die Schnalle hatte ein Pferdegesicht und ähnelte Gundolf, wenn er gute Laune hatte. Die Augen waren zwei gewölbte Mondkugeln und die Stirn ein abgeschliffener, kahler Berg. Zwischen den übergroßen Ohren trug das Pferd ein Horn. Das Horn war so lang wie Gundolfs Nase, aber glatt und gerade und nicht so verwachsen wie der Eichenstock, mit dem der Trollkönig durch den Sumpf spazierte, wenn er bei der Moorfrau zu Gast war. Gundolf hatte so oft fremde Fäuste im Gesicht gehabt, dass sich seine Knochen kaum noch erinnern konnten, wo ihr richtiger Platz war. Dafür erinnerten sich Bären, Römer, ein paar Wildschweine und nicht wenige Leute aus dem Dorf sehr genau an Gundolf. Nur Erkmar und der Schmied hatten kein Gedächtnis. Deshalb zog die Nase von Gundolf von selbst die Spitze ein, wenn sie einen von beiden sah. Manchmal war Vorsicht nützlich. Aber meistens half es wenig. Erkmar aus der Nähe zu riechen, war fast so furchtbar, wie in den Lumpen von Plinius herumzuschnüffeln, was Gundolf regelmäßig einfiel, obwohl seiner Nase davor graute.

Das Bronzepferd für den Gürtel roch die meiste Zeit nur Gundolfs Schweiß. Vielleicht wurde es deshalb so schnell trübe und beschlagen. Das Polieren dauerte jedes Mal länger und machte jedes Mal weniger Spaß. Die kleine Schwester nahm sich vor, das Bronzepferd bei der nächsten Gelegenheit zu verstecken. Aber jetzt fehlte ihr dazu der Mut. Der Vater flüsterte heimlich mit dem Bruder, der Bruder knurrte die Schwestern an und trat nach der Magd. Die Mutter grub Löcher neben die Stelzen der Getreidespeicher und stopfte einen Teil der Körner in Ledersäcke. Das Schlimmste war, dass die Mutter sang. Das hatte sie zuletzt gemacht, als die Großmutter neben dem Herdfeuer einschlief und nicht mehr aufstand. Danach hatten sie tagelang gehungert. Die Mutter hatte weder gebacken, noch gekocht. Der Herd blieb aus. Er wurde erst wieder angemacht, als Eira mit einem brennenden Holzstück hereinkam, neue Kienspäne in die Halter steckte und das Herdfeuer aufweckte. Schon deshalb mochte die kleine Schwester Eira. Ihre dicke Mutter hatte das Licht gelöscht. Die Mutter von Jorinda brachte es zurück.

Das Mädchen übertrug die Sympathie für Eira auf Jorinda. Jorinda sah in ein offenes Kindergesicht. Vor so viel uneingeschränkter Zuneigung fühlte sie sich plötzlich schrecklich erwachsen. Es war lange her, dass sie selbst die Leute ohne Hintergedanken ansehen konnte. Die Kleine würde auch noch lernen, was für sie selbst inzwischen normal war. Aber immerhin: Man konnte es ja noch einmal versuchen. Sie suchte im Kopf nach genügend Einfalt und lächelte offenherzig zurück. Die Schwestern auf der Bank hörten auf zu nähen. Die eine kicherte, die andere zischte. Das Stampfgeräusch des Getreidemörsers wurde unterbrochen, statt dessen näherte sich der schwere Schritt von Gundolfs Mutter. Gundolf selbst kam aus der Seitenkammer, hinter ihm erschien sein Vater. Jorinda ging es wie Plinius, alle starrten sie an. Gut so. Sollten sie sich merken, wie Eiras Tochter aussah. Sie würden sie nicht mehr lange vor den Augen haben. Jorinda hatte nicht vor, zu ihrer Zauberfrau heranzuwachsen. Sie würde mit Erkmar fortgehen. Waren erst einmal die Römer erledigt, wollten sie zusammen losziehen. Das hatte sie Erkmar versprochen und das würde sie tun.

Erkmar hatte so viel Bier getrunken, dass der Knecht, der ihn bewachen sollte, betrunken im Heu lag. Durch die Wand kamen die Geräusche der Familie. Erkmar langweilte sich. Er wartete auf Jorinda, die im Dorf herumliefe und nachsah, was sie draußen zu Ehren der Römer unternahm. Das Herumsitzen war öde und Gift für die Hoffnung. Es kostete mehr Kraft, als jede vernünftige Arbeit. Während drüben in der Küche gestritten wurde, hatte Erkmar das Gefühl, dass ihm der eigene Hals nicht mehr richtig passte. Noch schlimmer war es, wenn sie lachten. Dass es Gundolf einfach gut ging, war mehr als Erkmar vertragen konnte. Die Wut in seinem Bauch spreizte die Krallen und fraß ihm kleine Löcher in die Haut. Erkmar sah misstrauisch auf sein Hemd herab und überlegte, wann sich der erste Rauch über den Nähten kräuseln würde. Er blies vorsichtig über die blauen Flecke unter dem Stoff.

Ihm war kalt, alles juckte. Das einzige, was geholfen hätte, wäre das Gesicht von Gundolf vor seiner Faust. Leider musste er damit noch eine Weile warten.

Jorinda ging zuerst in das Haus ihrer Eltern. Das Haus war leer, kalt und dunkel. Jorinda sah nach dem Vieh. Die Tiere waren hungrig, niemand hatte sie gefüttert. Sie nahm sich vor, die Pferde zurückzubringen. Sie würden sie wahrscheinlich sehr bald brauchen. Während draußen die Getreidespeicher ausgeleert wurden und Honig, Öl und Schweinefett eimerweise in unterirdische Verstecke wanderten, stand hier alles unberührt. Der einzige Wächter war die Katze, die in der Feuerstelle lag und die Asche warm hielt. Sie erhob sich träge, dann machte sie einen Buckel. Jorinda wusste, sie musste eigentlich melken. Die Katze wusste es auch und wartete auf Milch. Von den Mägden gab es keine Spur. Offensichtlich hatten sie sogar den Bastsack mit ihren Habseligkeiten fortgeschleppt und schliefen jetzt irgendwo bei den Nachbarn im Kuhmist. Jorinda nagte an einem trockenen Fladen, packte die Katze und stieß die Tür auf. Die Katze sprang in hohem Bogen davon. Vom Weidenzaun am Hoftor erklang Gelächter. Einen Moment lang hatte Jorinda Angst, es waren aber nur die bekannten Stimmen der Nachbarmädchen. Davor wegzulaufen, wäre feige. Der Weg zum Hoftor kam ihr lang vor. Der Schmied hatte Steine ausgelegt und Jorinda hörte ihren eigenen Schritt. Als sie auf der Straße stand, sah sie nur noch die Rücken der davonrennenden Kinder. Auf dem Reisigdamme in der Straßenmitte standen die Leute und gafften sie an. Es war, als hätte sie niemals in der Spinnhütte gesessen und niemals das Vieh mit ihnen gehütet und niemals in ihrem Haus gewartet, während der Schmied das Werkzeug reparierte oder Eira grüne Salbe auf kaputte Knochen schmierte oder die Kröten aus dem Brunnen vertrieb.

Weil der Reisigdamme besetzt war, blieb Jorinda nur der Weg durch den eiskalten Schlamm. Sie zwang sich, ihren Nachbarn in die Augen zu sehen. Meistens waren es die anderen, die den Blick senkten und nicht sie selbst. Von ihren Verwandten war

weit und breit niemand zu sehen. Wahrscheinlich kam keiner auf die Idee, dass sie alleine draußen herum lief. Hätten ihre Tanten so etwas für möglich gehalten, hätten sie Jorinda im Haus an einen Pfosten gebunden, heimlich mit Nüssen gefüttert und vor ihren Männern angeschrien. Inzwischen saßen die Onkel irgendwo im Heu und dachten darüber nach, was sie sagen sollten, wenn der Rat mit dem Schmied sprach. Sie überlegten, wo sie sich verkriechen konnten, damit sie nicht ins Langhaus mussten. Dabei wussten sie genau, dass sie ihren Frauen nicht wirklich entgehen konnten. Die Frauen in Eiras Familie waren zwar Frauen und hatten deshalb keine Stimme im Rat, aber sie waren nicht dumm. Sie galten als reich und rauflostig. Ihre Männer wussten das. Sie kamen von weit her und hatten selbst keine Verwandten in der Nähe. Auch Jorindas Vater stammte aus einem entfernten, abgelegenen Tal. Weder Eira, noch ihre Schwestern wollten als eingehiratete Braut in einer fremden Großfamilie den Abfall zusammenfegen oder die Schweine füttern. Eira hatte keine Brüder. Insgesamt gab es in der Familie nur drei Söhne: Einer war tot, einer war fortgezogen und einen hatten die Römer. Der vierte war Lukas. Aber Lukas war weder erreichbar, noch war er wirklich Jorindas Bruder.

Solange die Gaffer Jorinda auf der Straße sahen, vergaßen sie ihre eigenen Pläne. Sie blieben mit hängenden Armen stehen und hatten Zeit. Der Weg zu den Pferdekoppeln legte sich heimtückisch in langen Schleifen um die Gartenzäune von Familien, mit denen Jorinda niemals sprach. Das waren Leute, die nie den Ton angaben, entweder man rannte an ihrer Spitze oder man lief vor ihnen davon. Vor langer Zeit waren sie mit einem Wanderzug angekommen. Die eine Hälfte von ihnen starb. Die andere Hälfte zerhackte die Wagen, die sie unterwegs den Kelten abgenommen hatten und hängte die Räder über ihren Säcken in die Bäume. Sie gruben Erdhäuser in den Schlamm, dann erwürgten sie mehrere Hunde und zwei Kinder, damit es ihnen in Zukunft gut ging. Sie hatten ihre eigenen bärtigen Zauberweiber. Eine von denen hatte versucht, Lukas an die Moorfrau zu verfüttern.

Die Kinder, die bei ihrer Ankunft als magere, zerkratzte Trolle zwischen dem gestohlenen keltischen Hausrat gesessen hatten, waren inzwischen in Jorindas Alter. Sie schwammen im gleichen Fluss wie die Kinder der alten Familien und saßen am Abend mit ihnen unter den gleichen Weiden, oft genug am selben Feuer. Manchmal sangen sie die gleichen Lieder und manchmal spuckten sie auf das Holz, das danach abscheulich zischte.

Ihre großen Brüder trafen sich bei Gundolf. Gemeinsam mit seinen Leuten überfielen sie die Handelswege und hin und wieder sogar die Römer. Es gab Vieh, es gab Gärten, es gab ein paar Felder, aber das war nicht ausschlaggebend. Reichtum brachte das nicht. Der Reichtum trabte über die Hänge der Berge. Mit genügend Mut und etwas Geduld konnte man ihm den Weg in das heimische Erdloch deutlich genug erklären. So kam es, dass die Mädchen vom Dorfrand römische Perlen trugen und glänzende Anstecknadeln mit einem Schlangenkopf mit leuchtend roten Augen. Ihre Mütter stellten kunstvoll geschmiedete Kessel auf die kahle Erdbank. Im Stall standen Hengste und Stuten, die mehr über fremde Länder wussten, als ihre Besitzer. Sie kannten Asien und Italien und hatten sogar schon gehört, wie das Meer rauscht.

Jorinda wusste, dass ihre eigenen Pferde irgendwo hier zwischen den Flechtzäunen herumliefen. Sie piffte und hoffte, dass sie aus einem der Höfe Antwort bekam. Sofort erschienen über den Eingangstoren Köpfe. Füße traten gegen die Bretter, von der Seite kam eine Welle aus schadenfrohem Gelächter, einen Augenblick später war Jorinda umstellt. Sie roch den Atem, der wie Küchendampf um sie herumkroch. Die Gesichter waren glatt und schweißbedeckt und erinnerten Jorinda an eine fahle Käsekruste, aus der Würmer herausfielen, wenn man hineinstach. Es waren fast alle Mädchen, bis auf einen Jungen. Der hatte allerdings ziemlich breite Schultern und auf seiner Oberlippe wuchs über einem rotbraunen Belag der erste Schatten von einem Bart. Er wollte als Wortführer zeigen, was er wert war. Er kam jedoch nicht

über den ersten Satz hinaus. Er wurde von hinten zur Seite gedrückt. Ein Riesenbusen erschien vor Jorinda. Jorinda kniff die Lippen zusammen, als sie die Stimme erkannte. Sie zog die Luft ein und verschränkte die Arme.

Was sie sah, war nicht gut. Vor ihr stand die Enkeltochter der Hexe, die seit ein paar Jahren unten bei der Moorfrau die Küche putzte. Sie trug einen Silberring um den Hals. Ihr Kinn konnte es mit dem Kinn von Swinegunde aufnehmen. Immerhin verstand Jorinda, dass sich um die Zähne herum so etwas wie ein Lächeln einschlich. Aber war das wirklich freundlich gemeint? Oder war es ein unfreiwillig überbrachter Gruß von der Moorfrau? Jorinda blieb auf alles gefasst. Das war ein Glück, denn die andere fasste ihr in die Haare, und das ging, egal wie es gemeint war, zu weit. Jorinda packte die dicke Hand und drehte sie um. Sie bekam einen Schlag am Hals ab, schnappte kurz nach Luft, dann trat sie in mehrere Richtungen gleichzeitig und traf mit den Händen die Stellen, wo es richtig wehtat.

Als sie Jorinda endlich am Boden hatten, erinnerten sich alle genau an ihren Ruf. Keiner wusste, wieso sie das einfach vergessen konnten. Ihr selbst half das im Moment nicht weiter. Dem dicken Mädchen lief eine Blutspur aus der Nase. Sie spuckte Jorinda auf die Stirn, immer wieder. Weil sie nicht traf und ihr der Schleim ausging, begann sie schwarze Worte aufzusagen und trat Jorinda in den Bauch. Es war nicht gerade das, womit man später am Feuer angab. Jorinda spannte ihre Muskeln, hielt still und versuchte, es zu überstehen. Man hörte das allgemeine Keuchen. Hin und wieder lachte jemand, als hätte er sich an einen albernem Witz erinnert. Die Erwachsenen blieben hinter den Zäunen. Oben auf dem Hoftor hockte die Elster und guckte aufmerksam zu. Es sah merkwürdig aus. Überall lagen gelbe Blätter auf der Erde. Nur hier gab es dieses Loch. Das Licht der Blätter verschwand im Schlamm. Sie zertrampelten sich tatsächlich gegenseitig, diese Menschen, die so gern tote Elstern an Stöcke nagelten, um sie in ihrem Garten aufzustellen. Es war nur eine Frage der Zeit und das untere Wesen in dem zuckenden Haufen wäre

einfach nicht mehr da. Die Erde würde die Reste verschlucken, dann würde der Wind neue Blätter bringen und bis auf einen ekelhaften Geruch wäre es vorüber. Solange wollte die Elster gerne warten.

Zum Glück kamen sie bereits vorher wieder zu Verstand. Sie zogen sich zurück und ließen Jorinda liegen. Jorinda sah den Kreis, den sie um sie herum in die feuchte Erde getreten hatten. Sie hatte Dreck im Mund. Sie erkannte die Elster und drohte in ihre Richtung. Die Elster schüttelte sich und hüpfte hinter den Zaun. Jorinda setzte sich auf. Sie strich sich eine Hand voll Schlamm aus den Haaren und warf ihn weg. Der Dorfrandjunge rieb seine Pickelstirn. Sofort zog sich der Kreis erneut zusammen. Jorinda holte Luft und pfiff noch einmal den Lockruf für die Pferde. Sie hatte es nicht erwartet, aber diesmal bekam sie Antwort. Die Stute rief nach ihr, unmittelbar hinter dem Zaun, ganz in der Nähe. Sie musste es schaffen, hochzukommen, den Ring irgendwie zerteilen und dann an der Elster vorbei auf die Koppel gehen. Es war einfach. Sie brauchte sich nicht einmal zu beeilen. Das Schwerste war der Anfang. Den Anfang mussten ihre Beine machen. Sie stand auf, sah aber sofort ein, dass sie erst wie ein Hund im Schmutz hocken musste, um Kräfte zu sammeln.

Aus der Wand um sie herum löste sich der Riesenbusen und riskierte einen halben Schritt in ihre Richtung: „Wie wäre es mit einem Zauberspruch, Keltenprinzessin? Irgendetwas mit Elfenflügeln oder mit einem Schwan, der dich abholt? Wäre das nicht der passende Moment für eine kleine Verwandlung? Wir haben große Lust, so etwas ganz aus der Nähe zu sehen. Mach dir keine Sorgen, wir fassen dich nicht mehr an, wenn du erst einmal dein Nachthemd aus Nebelseide anhast.“

Jorinda legte den Kopf schief und grinste höflich: „Die Elfen sind tot. Hast du das vergessen? Ihr habt sie in Ledersäcke gestopft und an die Römer verkauft. Es sei denn, ein paar verstecken sich unter dem Schnauzbart von deiner Mutter. Oder zwischen deinen Schneidezähnen. Du bist hier die Königstochter. Der Trollkönig

hat dich den Verwandten überlassen, bis du schön genug bist und heiraten kannst. Die Keiler aus dem Wald stehen bei deinem Vater Schlange und halten um deine Hand an.“

„Ich sehe ,die Keltenprinzessin ist neidisch. Träumst du selbst nachts von einem Keiler? Fehlt dir etwa ein Prinz, Prinzessin? Reicht dir dein Köhlersklave nicht aus? Macht er dir nur Eiterbeulen und keine Köhlerkinder? Schläfst du mit ihm? Ist er ein Toter wie die anderen Gespenster in deiner Familie?“

Jorinda schluckte. Der Schlamm unter ihren Händen hörte endlich auf, sich wie Wasser hin und her zu bewegen. Sie wollte weg. Sie wollte die Pferde haben und Erkmar von Gundolf wegholen. Es dauerte alles viel zu lange.

In diesem Augenblick sah sie die Magd. Es war die jüngere Magd, die normalerweise schwieg, wenn sie der Schmied ins Bein kniff und schwachsinnig kicherte, während man sie anschrie. Jorinda blickte in hasserfüllte, klare Augen, keine Spur von Demut, keine Reue, statt dessen wacher, auf Beute wartender Triumph. Wie von Geisterfingern geführt, legte die Magd ihre Hand auf eine kleine Fibel, die auf ihrem Hemd rötlich glühte. Sie trug nur das Hemd. Dabei sah sie nicht aus, als ob sie fror. Die Fibel hielt den zerschlissenen Stoff über der Schulter zusammen. Sie verhinderte, dass das Hemd herunterfiel und die Magd mit nackter Brust dastand.

Jorinda kannte das kleine Schmuckstück. Eigentlich gab es zwei solcher Fibeln. Beide hatten die Form eines Vogels, der zur Hälfte ein Fisch ist. Der Vogelfisch bestand aus Silber, aber seine Augen waren zwei kunstvoll eingefasste feuerrote Steine. Der Schmuck war alt und selten. Die einzige Frau im Dorf, die etwas derartiges besaß, war Eira. Die Magd trug den Schmuck von Jorindas Mutter.

Jorinda überlegte. Die Magd hatte die Fibel mitgenommen, als niemand im Haus war. Der einzige Mensch, der gesehen hatte, wie sie in Eiras Holzkiste wühlte, hatte ihr wahrscheinlich geholfen und saß jetzt irgendwo in der Nähe an einem warmen

Feuer. Beide Mägde hatten gemeinsam nach Beute gesucht. Sie wussten, sie hatten Glück, denn es gab niemanden, der Fragen stellen konnte und ohne Fragen gab es auch keine Strafe und keine Angst. Der Schlamm unter Jorindas Handfläche zog sich zusammen. Er schien sich dagegen zu wehren, dass sie sich an ihm festhielt. Sie fühlte einen kurzen Biss. Als sie losließ, rannte ein schwarzer Käfer unter das nächste festgetretene Blatt. Man sah den Gang, aus dem er gekrochen war. Er bohrte sich wie ein Wurmloch in den Schmutz. Der Käfer war weg, und wenn er ein Bote war, dann verstand Jorinda nicht, was er von ihr wollte. Auf alle Fälle musste sie aufstehen. Die rotäugigen Vögel waren für den Augenblick verloren. Sie würden später nach Hause zurückkehren. Es sei denn, es gab einen allgemeinen Herbststurm, der die Vögel mitsamt dem Baum und dem Moos und dem unter dem Moos versteckten Fuchsbau in die Finsternis davontrug.

Als Jorinda endlich stand, öffnete sich der Kreis der Mädchen und gab ihr den Weg frei, als hätte sie die Macht, ihnen zu befehlen. Die Arme und Fäuste, die sie gerade noch den Unterirdischen entgegen gehalten hatten, wurden zur Seite geweht und hingen wie abgerissenes Strauchwerk an den Schultern ihrer Besitzer. Jorinda erreichte den Zaun, ohne dass ein Wort fiel. Sie sah zurück und alle Gesichter, die ihr hinterher starrten, verloren die Form und zerfielen zu einer Kette getrockneter, bleicher Pilze. Jorinda dachte an Lukas. Sie fragte sich, ob Lukas sie selbst ebenfalls als Pilz sah. Das war eine Idee, die ihr überhaupt nicht gefiel.

Dann entdeckte sie die Pferde. Die Stute wieherte, es war der vertraute Ruf. Sie kam auf Jorinda zu, die anderen Pferde trotteten hinterher. Als Jorinda das Tor auftrat, hörte sie nichts. Normalerweise knarrt ein Hoftor, aber dieses hier machte keinen Ton und öffnete sich wie der aufgeschnittene Bauch eines ausgeweideten Hasen. Hinter dem Zaun saß die Elster. Sie duckte sich ins Gras, über den Bäumen kreiste ein Habicht. Jorinda fasste die Stute am Hals und sprang auf ihren Rücken. Sie ritt los, hinter sich das Geräusch von den Hufen der Hengste und des Wallachs ihrer

Mutter. Die Pferde hatten Spaß daran, ihrer Kraft freien Lauf zu lassen. Der Wind riss an den Mähnen. Der Schlamm flog zum Wegrand und klatschte den Gaffern auf den Bauch und auf die Füße. Als die Mädchen erkannten, was auf sie zukam, war es bereits zu spät. Sie hatten nicht einmal genügend Zeit, um erschreckt zu kreischen. Sie gingen in einem Nebel aus zerstampften Blättern und Dreck verloren. Jorinda sah sich nicht um. Sie wusste, wer wieder aufstehen konnte und wem erst einmal alles egal war. Sie würde nicht die einzige sein, die diesen Tag noch eine Weile in der Erinnerung festhielt.

Der Rückweg nach Hause war kurz. Als Jorinda ankam, saß Eira vor dem Eingang auf der Bank und kämpfte verbissen gegen den Filz in den langen, aufgelösten Strähnen auf ihrem Kopf. Neben ihr hockte der Vater von Gundolf. Der Alte kaute getrocknete Beeren aus dem Wintervorrat im Haus. Jorinda musterte ihn. Sie wartete, ob er etwas sagen würde, aber er schüttelte nur den Kopf, erhob sich mit schweren Knochen und watete steifbeinig durch die Pfützen zum Tor. Eira zog einen Knäuel aus dem Kamm. Der Wind holte sich die Haare und hängte sie in den kahlen Holunder. Dort konnten sie neben verlassenen Spinnenweben baumeln und zusammen mit den letzten Blättern vom Sommer träumen. Jorinda nahm ihrer Mutter den Kamm ab. Früher hatte sie Eira manchmal gekämmt. Eira hatte ihr den Holzkamm hingehalten und Jorinda empfand für kurze Zeit eine unbekannte Macht über ihre Mutter. Später hatte sie statt dessen Angst bekommen und den Kamm nicht mehr angefasst. Als sie jetzt die Hand ausstreckte, wartete sie auf die vertraute Begegnung mit dem abgegriffenen Holz. Doch diesmal fuhren ihre Finger über die raue Oberfläche einer Schnitzerei, die sie zum ersten Mal in der Hand hielt. Der Kamm war uralte. Er bestand aus einem grün angelaufenen, kunstvoll durchbrochenen Knochenstück. Winzige Kreuze saßen wie Fledermäuse über den Zinken. Sie drängten sich zwischen einer Doppelmauer aus schwarzem Silber. Die Zinkenreihe war der Zaun, der die dunklen Flügel festhielt.

Einige Zinken fehlten. Sie lagen unten im Schlamm oder steckten wie Stacheln auf Eiras Kopf. Jorinda sammelte alle ein, aber Eira wollte sie nicht haben und so warf Jorinda sie wieder weg. Behutsam machte sie sich an die Arbeit. Sie entfernte Gras und Lehm. Das feste, dunkle Haar ihrer Mutter wehrte sich mit bläulichen, kleinen Funken. Der Schwarm der Fledermäuse wurde aufgescheucht. Als Jorinda den Kamm kurz losließ, hatte sie mehrere Kreuze auf ihren Fingern. Sie wollte aufhören, aber Eiras leerer Blick hielt sie fest. Irgendwie musste sie ihre Mutter wecken. Dass Kämmen nichts half, war schlecht. Jorinda machte weiter, trotzdem gelang es ihr nicht ein einziges Mal, so wie früher das leise Schnurren aus der Seele ihrer Mutter zu hören.

Als sie fertig war, steckte sie Eiras Zopf mit dem Knochenkamm fest. Sie zog so lange an den Haaren, bis die Fledermäuse flogen und Schatten warfen. Dann ging sie ins Haus und holte den Spiegel. Eira besaß einen keltischen Kupferspiegel. Auf dem Rücken von diesem Spiegel ringelte sich die Weltenschlange um die Sternennester und hatte Spaß daran, mit dem Schwanz auf die Milchstraße einzupeitschen. Zum Glück lag der Spiegel an seinem Platz. Die Diebesfinger hatten sich gefürchtet. Der Schmied hatte den Spiegel Eira zum Geschenk gemacht, als Jorinda klein war und sich mit Lukas herumstritt. Lukas war neu im Dorf, noch kleiner als Jorinda und sprach mit keinem. Sie hatten die feine keltische Arbeit immer bewundert, aber manchmal packte sie ein leises Grauen, weil die Weltenschlange frei an den Grenzen des Tageslichtes herumkroch. Der Fischer, der sie fangen sollte, taumelte durch eine andere Zeit und war nirgends zu sehen.

Jorinda hielt den Spiegel so, dass Eira in die helle Seite hineinsah. Scheinbar half das. Eira fasste selbst nach dem Griff, drehte den Spiegel kurz auf die andere Seite, um einmal über die Weltenschlange zu streichen und blickte dann mit wachem Interesse hinein. Jorinda wartet auf einen bösen Kommentar zu dem Fledermäusen, aber entweder gefielen sie Eira oder sie waren ihr egal. Jedenfalls gab es mit ihnen

keinen Ärger. Statt dessen wich die Anspannung von Eiras Schultern. Sie sprach ein paar leise Worte, blinzelte, legte die Stirn in Falten und betrachtete ihre Tochter mit der gewohnten Mischung aus Ärger und Spott. Jorinda war bereits auf dem Rückzug. Sie musste die Pferde versorgen, melken, dann musste sie zu Erkmar. Sie wollte diesmal nicht erfahren, warum alles, was sie anfang, schlecht war. Alles war dermaßen schlecht, dass nicht einmal die Moorfrau so etwas allein zusammenbrauen konnte. Versuche, es Jorinda anzuhängen, waren eine Dummheit. Eira konnte diese Geschichte der Elster erzählen, wenn es nicht anders ging. Aber nicht Jorinda. Auf Jorinda warteten der Stall, die Arbeit der Mägde und das kalte Haus. Und Erkmar, den sie zurückholen musste. Eira sollte Frieden wahren. Jorinda würde Swinegunde in den Garten schicken, damit ihre Mutter nicht allein war. Swinegunde hatte mehr Verständnis und Mütter unter sich waren ohnehin immer einer Meinung.

Aber Eira ließ Jorinda nicht einfach aufstehen. Sie hielt ihre Tochter fest und Jorinda verstand, dass es diesmal um mehr ging, als um einen Sturzbach mütterlicher Ermahnung. Der Spott in Eiras wiedererwachten Augen galt der Welt, aber nicht Jorinda. Er galt den Herbststürmen, dem Winternebel und den Römern und insbesondere den Trollen und ihren Boten. Jorinda blieb verschont. Eira zog Jorinda mit ihrem Blick auf das andere Ufer, von wo aus die Welt wie eine überschaubare Insel im Strom liegt. Sie drückte ihrer Tochter den Spiegel zwischen die Finger, drehte ihn aber so, dass Jorinda die Schlange sah und nicht sich selbst oder was auch immer die helle Seite verbarg. Eira krächzte. Sie hustete, aber ihre Stimme klang immer noch, als wäre sie ein Rabe: „Ab jetzt bleibt dieser Spiegel bei dir. Was immer er dir preisgibt, ist für dich bestimmt und für niemanden sonst. Auch nicht für Lukas. Merk dir das. Vor allem nicht für ihn, aber auch sonst für keinen Menschen, wen auch immer du triffst.“

Jorinda überlegte. Sie musste irgendetwas fragen, aber in ihrem Kopf herrschte Schneegestöber. Keine Spur von einer einigermaßen vernünftigen Frage, nur Eiskristalle und Wind. Eira hatte wie immer keinerlei Mitleid: „Wenn du nicht einmal eine Frage weißt, wird es für dich sehr schwer. Du bist wie das Gänsei, das im Moorsee schwimmt. Niemand wird es ausbrüten: die eigene Mutter nicht, das Sumpfhuhn auch nicht. Und auch keine Krähe oder Eule. Wenn du nicht von allein den Weg in ein warmes Erdloch findest, bleibst du ewig ein Ei. Irgendwann bist du ein Ei aus Stein, aber fliegen wirst du höchstens als Wurfgeschoss eines Römers. Falls es in diesen Zeiten noch Römer gibt.“

Also stellte Jorinda eine Frage, aber diese Frage war falsch. Sie fragte Eira, was in ihrem Spiegel fehlte. Eira begann zu lachen. Sie keuchte und schüttelte den Kopf, sodass der Fledermauskamm herausfiel. Als er untern lag, erstarrte sie kurz. Dann zuckte sie mit den Schultern und mit dem zugeschwellenen blauen Auge: „Es fehlt nichts, was man erhalten müsste. Das, worauf es ankommt, ist da. Es ist da und es treibt willenlos unter den Wolken, wie man es kennt. Trotzdem bin ich froh, dass ich es sehe.“

„Hast du die Römer gesehen? Hast du gesehen, wie wir die Römer besiegen?“

„Wir werden sie nicht besiegen.“

„Werden sie sich im Wald verlaufen?“

„Alle möglichen Menschen werden sich verlaufen. Mal mit den Römern und mal allein.“ Da war es wieder, dieses Lachen. Und die Rabenstimme aus Eiras Hals:

„Es wird alles anders werden, aber nicht morgen oder übermorgen. Morgen oder übermorgen hört alles auf. Aus dem mageren Feuer wird ein fettes Feuer. Die Krähen wollen nicht mehr auf die Zäune springen, weil sie so satt und schwer sind. Sie bleiben wie riesige, gefräßige Schnecken auf der Erde und düngen mit ihren Flügeln das Gestrüpp der Zukunft.“

Das war der Tod. Das Herumrätseln und das magische Flüstern waren unnütze Grasbatzen auf dem erdbraunen, alten Gerippe. Jorinda verstand sehr gut, was Eira meinte. Eira hatte den Tod gesehen. Nicht den römischen Tod, sondern ihren eigenen rabenfüßigen Tod. Der Tod schlich seit Tagen durch den Wald und während er näher kam, knarrte sein schwarzer Schlitten. Er sprang hin und her und würde erst wieder geradeaus fahren, wenn er beladen war. Jorinda biss die Zähne zusammen, aber die Frage überwand den Widerstand und kam gegen ihren Willen über ihre Zunge: „Wann kommt er über den Fluss?“

Eira sah auf einmal sehr wach aus. „Wer? Wer kommt über den Fluss?“

„Der schattenlose Mann. Der Knochenschlitten.“

Eira riss die Arme in die Luft, sprang auf die Bank und schrie auf einmal wirklich wie eine Krähe. Dann hörte sie wieder auf, band ihren Gürtel fest und sagte in ihrem alten, befehlsgewohnten Ton: "Darüber wird hier nicht geredet. Ich habe das Leben gesehen. Dein Leben, das du verschlafen kannst. Du hast ein Leben vor dir, du kannst die Kühe melken. Zeit ist genug. Bring die Milch zu den Nachbarn. Dann verjag die Kühe. Der Wald ist groß genug. Diese Kühe sind bequem. Sie können die Hufe benutzen und selber nach ihrem Futter scharren.“

Jorinda sah sich den Himmel an, dann Eira und dann das Haus. Das Haus war ein beruhigender Anblick. In der Nacht würde Schnee fallen, so wie der Wind roch, mehr als sonst. Man musste Holz in das Haus tragen. Man musste den Herd anheizen. Die Milch konnte draußen in der Kälte warten, bis Eira wieder normal war. Jorinda würde anfangen, normale Dinge zu tun. Dann musste Erkmar nach Hause kommen. Irgendwie würden sie jemanden finden, der ihnen den Schmied zurückgab. Dem Schmied wäre das Ganze eine Lehre: man musste weniger mit den Geistern sprechen und dafür öfter mit den Nachbarn.

Als Jorinda mit dem Melkeimer aus dem Stall kam, hatten sie neuen Besuch.

Diesmal kam Gundolf selbst, mit seiner Mutter und einem Knecht. Die Frau saß

neben Eira auf der Bank, die Männer standen. Jorinda stellte sich dazu und niemand schickte sie weg. Sie sprachen schon wieder von den Kühen. Der Knecht grinste versöhnlich und stützte sich auf seinen Speer. Dass er den mitgebracht hatte, war nicht gerade höflich. Gundolf selbst war unbewaffnet. Aber dass er überhaupt da war, konnte nichts Gutes bedeuten. Gundolf kam nicht aus Mitleid. Wenn er Hilfe anbot, hatte er einen Plan.

Gundolf wollte, dass sein Knecht bei ihnen im Haus blieb. Er versuchte Eira zu überreden, dass sie ihn als Beschützer anerkannte. Er schützte ihr Eigentum und sie gab ihm in der Ratsversammlung die nötige Ruhe und störte nicht mit Voraussagen über eine unheilvolle Zukunft. Das Vieh würde er ihr lassen, unter seinem persönlichen Schutz. Sie gehörte für ihn zum Dorf und seine Mutter war hier, um das für die Familie zu bezeugen. Vertrauen war wichtig. Man musste zusammenhalten.

Eira wunderte sich. Sie hatte dieses Angebot gerade abgelehnt, obwohl sie dem alten Gundolf noch eher traute als dem jungen. Die Ratsversammlung war eine Versammlung der Männer. Natürlich fürchteten sich die Männer, wenn sie ihnen am Bart herumriss und in die Ohren schrie, dass der gehörnte Schattensammler schon unterwegs war. Aber weil sie Männer waren, sahen sie ihre Seelen nicht auf dem Knochenschlitten. Sie waren daran gewöhnt, dass der Tod neben ihnen herritt. Sie sahen ihn als Reiter. Über seinem Kopf kreisten seine Raben. Wer ihm nachritt, blieb trotz allem ein Mann. Er konnte auf der Nachtseite immer noch sein Schwert festhalten. Gundolf log. Er hatte keine Angst vor Eira. Er erschrak vielleicht oder er träumte schlecht, aber Angst war das nicht. Gundolf hatte Angst vor dem Schmied. Das sollte er wenigstens offen sagen: „Dich treibt die Habgier. Du stehst in meinem Hof und unter deinen Füßen schillert eine grüne Pfütze aus Lügen. Du willst mein Eigentum, damit der Schmied vor dir zum Bettler wird, über den du lachen kannst. Lass Erkmar gehen, dann haben wir jemanden, der hier aufpasst. Deine Hilfe stinkt.“

Du solltest deine Mutter aus dem Spiel lassen, wenn du so etwas herträgst. Sie verdient deine Achtung und nicht deinen Schmutz.“

Gundolf schluckte, aber er hatte immer noch Hoffnung: „Eira, es tut mir leid. Du kennst mich. Du weißt, dass ich an das Dorf denke. Ich denke an deine Familie und an meine. Ich werde für uns kämpfen. Vielleicht gehören wir eines Tages zusammen. Auch deshalb ist meine Mutter hier. Wenn alles vorbei ist, kommen wir noch einmal mit Geschenken. Ich nehme nichts weg. Ich bringe, was du forderst.“

Eira nickte. Sie zog Jorinda mit auf die Bank. Gundolfs Mutter stand auf, weil es zu eng war. Jorinda war kalt, und weil Gundolf sie ansah, als wäre sie ein Pferd, musste sie sich schütteln. Eira hielt die Hand auf. Jorinda verstand, dass sie den Spiegel meinte. Sie zog ihn hervor und reichte ihn ihrer Mutter. Eira wischte mit dem Ärmel über die helle Seite. Gundolfs Mutter wurde unruhig. Der Knecht hörte auf zu grinsen und trat einen Schritt zurück. Gundolf war blass, aber er beherrschte sich. Er versuchte immer noch, mit Eira zu reden:

„Wenn du mit mir in eine Richtung blickst, wirst du sehen, dass sich etwas ändert. Ich lasse den Schmied am Leben. Ich werde wachsen, und wenn du mir deine Tochter gibst, wächst sie mit mir. Deine Enkelkinder werden niemals Kühe melken oder Mist schaufeln. Wir werden am Feuer sitzen, hinter uns stehen unsere Leute und die Römer werden mit uns verhandeln. Das ist wichtiger als das Geschwätz der Geister. Hilf mir, und wir werden froh sein.“

Eira hörte ihn schweigend an. Sie beendete ihre Putzarbeit und hob den Spiegel. Sie drückte Jorinda an den Rand der Bank und winkte Gundolf, damit er näher kam und sich setzte: „Wenn das so ist, dann überzeuge dich selbst. Nur so bist du sicher. Es ist nicht schwer. Ein einziger Blick und du erkennst, was auf dich zukommt. Danach musst du gehen und wenn du immer noch willst, kannst du später wiederkommen.“

Gundolf ging. Er sah nicht in den Spiegel. Er spuckte in den Schlamm und wischte sich über den Mund. Die Delle, in der er gestanden hatte, füllte sich mit Wasser. Jorinda trug den Spiegel ins Haus, machte Feuer und setzte ihre Mutter neben den Herd. Dann nahm sie die Milch und brachte sie zu den Nachbarn. Am Abend zog der Nachbar mit dem Vieh und dem Hausgesinde in den Wald. Sie nahmen ihre Herde und die Herde von Eira und den Wagen für das Futter. Sie löschten den Herd und luden alles auf, was sie tragen konnten. Sie hofften, dass sich der Schnee auf ihre Spuren legte und sie nicht verriet. In der Eile vergaßen sie ihren Hund. Jorinda hörte ihn verzweifelt bellen. Sie machte ihn los und gab ihm einen alten Fladen. Dankbar lief er ihr nach.

Zu Hause ging Jorinda durch den offenen Stall. Obwohl das Vieh jetzt fehlte, war es immer noch wärmer als draußen. Die Haltestricke für die Kühe hingen lose an den Boxen. Die Mäuse kamen aus dem Loch und versuchten zu verstehen, was vorging. Jorinda hielt sich an der Wand fest. Der Boden war auf einmal grau. Sie konnte hineinsehen. Wie im Moorsee zog die Strömung einzelne Halme in die Länge. Noch weiter unten wechselte das Licht die Form und zeigte manchmal einen Blumenstrauß und manchmal ein aufgerissenes Maul. Es fehlte nur noch ein junger Römer. Jorinda konnte nichts dagegen tun, dass ihre Knie eigenwillig hin und her wackelten. Wie zum Hohn vollführte sie einen närrischen Tanz. Sie konnte weder aufhören, noch kam sie von der Wand weg. Zum Glück konnte niemand sehen, was mit ihr passierte. Der einzige Zuschauer war das alte Schwein. Die meiste Zeit verbrachte das Schwein mit Schlafen. Aber diesmal war es wach. Es verstand, dass es trotz seiner müden Knochen aufstehen musste. Es gab eine Arbeit zu tun und das Schwein war das einzige lebendige Wesen mit genügend Mut. Der Hund lag winselnd in der Ecke. Die Mäuse taugten nichts und die Katze war unterwegs. Swinegunde nahm Anlauf, rannte den Mittelgang entlang und sprang Jorinda mit dem ganzen Gewicht ihres Schweinelebens in den Rücken.

Beide fielen in das feuchte Heu unter der Futterkrippe. Die Wand bekam einen Riss. Lehm rieselte aus dem Flechtwerk zwischen den Balken. Der Hund hörte auf zu winseln und sah mit gesträubtem Nackenfell, wie der Schädel eines Verwandten hohläugig die Zähne bleckte. Der Hundeschädel steckte noch halb im Mauerwerk, aber das Haus blieb stehen, als Jorinda ihn restlos herauszog. Sie stopfte den Schädel gedankenlos in ihre Kutte, in dieselbe Tasche, in der sie den Spiegel trug. So einen Hundgeist konnte man vielleicht bald gebrauchen, auch wenn der lebendige Hund mit Geheul auf den toten Uronkel reagierte und allen Ernstes versuchte, Jorinda mit den Zähnen zum Niederlegen zu zwingen.

Jorinda wollte die Tiere lossein. Der Geisterhund war als Schutz gut genug und verlangte von ihr weder Futter noch nette Worte. Swinegunde musste weg. Wenn tatsächlich Krieg kam, dann waren Menschen und Schweine diejenigen, für die es auf dem Knochenschlitten am meisten Platz gab. Als ob sie es anders wüsste, trottete Swinegunde aus dem Stall in das Wohnhaus. Von Eira gab es hier nur noch Fußabdrücke und ein paar neue Zinken aus dem Kamm. Swinegunde durchwühlte die kalte Asche. Jorinda schlug das Schwein mit dem Besen. Der Hund dachte, dass er helfen sollte. Er versuchte, das Schwein zu beißen und flog dabei selbst wie ein leerer Sack gegen den Stützpfeiler neben dem Herd. Jorinda verlor die Geduld. Sie beschimpfte beide Tiere und fegte ihnen rücksichtslos über das Fell, bis sie endlich das Weite suchten. Als sie allein war, nahm sie ihr Messer, eine Axt für Erkmar und den Bogen mit den Pfeilen. Sie versteckte die Waffen hinter dem Stall. Wenn sie kamen, um das Haus leer zu räumen, würde ihnen nicht auffallen, dass etwas fehlte.

Erkmar war unzufrieden mit sich selbst. Es war ihm nicht gelungen, Gundolf oder seinen Vater zu überreden, er saß immer noch fest. Er freute sich, dass Jorinda zurück war, aber es erfüllte ihn mit dickem, trübem Ärger, dass ihm gar nichts einfiel. Er war nur ein Knecht. Das hieß, dass nur sein Herr dafür sorgen konnte,

dass die Ratsversammlung ihn hörte. Aus eigener Kraft war er namenlos. Er hatte nicht mehr Bedeutung als das Bier, das getrunken wurde und danach nicht mehr im Krug war. Gundolf hatte ihm angeboten, ihn freizulassen, wenn er sich mit ihm verschwor und sein Wort gab, in der Ratsversammlung offen davon zu sprechen, wie der Schmied die Seelen der Menschen verriet und mit den Totengeistern umging. Erkmar hatte abgelehnt. Dabei hatte er deutlich gehört, wie ein gefüllter Eimer durch den Brunnenschacht zurückfiel. Er donnerte durch das Holzquadrat, bis er mit einem Klatschen aufschlug. Unten mischten sich Erkmars Wünsche mit dem grünen Belag. Auf dieser Welt waren sie so nützlich wie Krötenschleim. Erkmar wusste, dass Gundolf ihn verkaufen konnte, wenn ihm der Sinn danach stand und wenn es ihm gelang, im Rat mit seinen Plänen durchzukommen. Bisher hatte Gundolf diese Drohung zurückgehalten. Wider Willen zollte Erkmar ihm deshalb Respekt. Außerdem musste er zugeben, dass Gundolf das Richtige tat, um das Dorf zu schützen. Jorinda hatte berichtet, dass die Bewohner ihren Besitz vergruben. Sie verbesserten den Wall und setzten die Palisaden in Stand. Kleinere Gruppen zogen durch den Wald und kontrollierten die Verhaue. Die geschickteren Leute arbeiteten in der Schmiedewerkstatt und reparierten Waffen. Gundolf nahm die Warnungen ernst. Trotzdem zeigte er keine Panik. Er war im Dorf geboren und er war nicht bereit, es auf der Flucht vor den Römern zu verlassen. Für den Schmied war das der Starrsinn eines Dummkopfs. Aber Erkmar konnte es gut verstehen.

Während Erkmar auf seiner Zunge herumbiss, überlegte Jorinda, ob sie ihrerseits den Wald durchsuchen sollte. Wenn sie Lukas auftrieb, erfuhr sie mit Sicherheit, wie viele Römer heranmarschierten und wie es um deren Laune stand. Erkmar hatte lange genug darüber nachgedacht, welcher Kuhschwanz am längsten war. Es wurde Zeit, sich den Abendhimmel anzuschauen, und zwar, so weit wie möglich von Gundolf entfernt. Jorinda stand an der Tür und lauschte. Sie waren allein. Damit, dass Erkmar einfach die Wand auseinander trat, rechnete offensichtlich nicht einmal Gundolf.

Jorinda ging zu Erkmar. Sie zog ihn an den Haaren. Er legte den Kopf auf ihre Schulter. Als sie nach seinen Händen suchte, fand sie nicht den Strick, den sie erwartet hatte, sondern Eisen. Gundolf neigte zur Vorsicht. Sie hatten es verpasst. Ohne Werkzeug war nichts zu machen. Das hieß, dass es noch länger dauerte und dass die Hilfe für den Schmied wahrscheinlich zu spät kam. Erkmar erriet, was Jorinda dachte. Seine Ruhe gefiel ihr nicht. Aber sie wollte auf keinen Fall mit ihm streiten. Er sollte ihr wenigstens dabei helfen, über einen Ausweg nachzudenken. Sie waren doch keine Maulesel, die man irgendwo festband und die dann geduldig warteten, ob man sie weiterverkaufte oder totschrug. Erkmar holte Luft. Jorinda fühlte, wie er größer wurde. Er blies ihr den Staub von den Augenlidern. Ihr lief der Schweiß über die Stirn und sein Atem war viel zu warm. Trotzdem hielt sie still. Wenigstens war er da. Leise sagte er: „Wenn ich könnte, würde ich dich festhalten. Ich fühle mich wie ein Schafbock. Ich habe ihnen vertraut. Und du hast mir vertraut. Was für ein widerwärtiger Traum. Es ist viel schlimmer als das Gerede von den Geistern.“

Jorinda schob ihn zur Seite. Er verzog den Mund: „Es ist Zeit, dass du aufbrichst. Geh zu Lukas. Versteckt euch. Ihr kennt den Wald. Wartet nicht, macht euch davon. Wenn ihr übrig bleibt, könnt ihr vielleicht später noch etwas tun. Für das Katz und Maus Spiel mit Gundolf hast du keine Zeit. Damit kann ich mir die Langeweile vertreiben, weil mir nichts anderes übrigbleibt. Du musst gehen.“ Er schluckte: „Heulen hilft nichts. Ich kann in Ruhe heulen, aber du musst weg.“ Jorinda schüttelte den Kopf. Es stimmte nicht, dass sie heulte. Tatsächlich heulte niemand außer Erkmar. Wenn man ihn sehr gut kannte, wusste man, was los war. Das Geheul steckte tief im Hals fest, aber es zerwühlte den Mut und machte aus den Gedanken Gerstenbrei. Sie wusste es, denn eigentlich wünschte sie sich nichts anderes, als dazubleiben, sich neben Erkmar hinzulegen und solange zu schlafen, bis der nächste ganz normale Tag kam. Statt dessen musste sie so tun, als hätte sie einen

Plan. Sie hoffte, er würde zuhören und sie solange verbessern, bis es ein vernünftiger Plan war.

„Wenn ich Lukas finde, wissen wir, was das für Römer sind. Lukas kennt in-
zwischen ihre Namen und die Namen von ihren Flöhen. Er weiß, wie viele Pferde sie
besitzen und welche Farbe die Pilze haben, die auf ihren Füßen wachsen. Wenn es
überhaupt solche Römer gibt. Bisher gab es auch keine. Vielleicht sind es römische
Gespenster und Eira kann sie vertreiben.“

Erkmar ließ sich nicht darauf ein: „Du willst mich ablenken. Du gehst nicht Römer
zählen, du gehst zu Lukas und dann nimmst du ihn und läufst weg. Komm nicht auf
den Gedanken, zurückzukehren. Wenn sie Lukas im Dorf finden, weiß niemand,
was passiert. Ihr beide habt den Dolch gefunden. Sie werden sagen, dass Lukas der
Unglücksbote ist. Das kommt ihnen gerade recht. Für sie ist das Unglück so etwas
wie eine ärgerliche Stimme im Sumpf. Sie werden ein Opfer für die Moorfrau suchen.
Wenn ihr hier seid, werden sie euch mit Kräutern füttern und auf die Reise schicken.
Mit einem Seil um den Hals und mit Steinen an den Füßen.“

„Das machen sie nicht. Sie fürchten sich vor Eira. Eira versetzt sie in Angst und
Schrecken, wenn sie es nur versuchen. Das wissen sie.“

„Sie haben den Schmied. Und Gundolf fürchtet sich, aber seine Angst ist nicht groß
genug, um ihn zurückzuhalten. Gundolf weiß genau, was er will. Gundolf will ein
neues Langhaus bauen, das größer ist, als das, was wir haben. Die Balken sollen die
Leute aus den entlegenen Dörfern herbeischleppen. Dann setzt er sich allein auf die
Bank und alle machen, was er sagt. Wenn er die Römer besiegt, wird er sich als Fürst
aufführen. Er braucht keinen Schmied, der ihm in die Suppe spuckt und keine
verrückte Frau, die ihm Unglück voraussagt. Er braucht keine übriggebliebenen
Feinde, die ihm das Leben schwer machen. Er verschluckt euch entweder selbst oder
er lässt euch vom Moor verschlucken. Und mich dazu. Du musst weg. Auch um
meinetwillen. Ich will nicht an dich denken, wenn mir einfällt, was ich mit

Gundolf mache.“ Er schloss die Augen. „Steh auf und geh zur Tür. Ich will dich nicht mehr sehen.“

Die Mutlosigkeit fasste nach Jorinda und fuhr ihr mit einem scharfen Finger über den Hals: „Hör auf. Du verstellst dich. Ich glaube dir nicht, dass du aufgibst. Mach die Augen auf. Ich bin immer noch hier.“

Oben auf dem Querholz fraß die Spinne ihr altes Netz. Sie überlegte, ob es schon an der Zeit war, den warmen Stall zu verlassen und draußen auf den Bäumen ein sicheres Astloch zu suchen. Sie hörte die Verzweiflung in der Stimme des Mädchens. Sie mochte das Mädchen. Vielleicht trug es sie hinaus in den Wald. Von einem plötzlichen Entschluss gepackt, klebte die Spinne ihren Faden an den Pfeiler und ließ sich blitzschnell herab. Sie fiel auf Erkmar und landete über seiner Nase. Erkmar riss die Augen auf. Er schüttelte sich, aber die Spinne hatte kräftige Beine und hielt sich fest. Erkmar schnappte nach Luft: „Mach sie ab!“ Eine Gänsehaut überzog ihn vom Kinn bis zu den Schultern. Behutsam nahm Jorinda das kleine Tier und steckte es ein. Die Spinne war zufrieden. Ein Menschenschritt trug eine Spinne gefahrlos und schnell ans Ziel. Es war gut, dass die Menschen plötzlich lachten. Die Spinne wusste, das war kostbar. Sie wusste auch, dass sie es bald nicht mehr hören würde. Den Grund verstand sie nicht. Aber weil sie von ihrem Fall erschöpft war, beschloss sie, sich keine Sorgen zu machen und schlief. Jorindas Tasche war trocken und warm. Zur Not konnte man an diesem Ort eine Weile überwintern.

Erkmar war erleichtert. Er hatte es versucht und es hatte nicht geklappt. Er wusste, Jorinda würde wiederkommen. Und obwohl das sehr dumm war, freute er sich, denn der Gedanke, dass sie wirklich wegblieb, tat viel mehr weh, als die blutunterlaufenen Beulen auf seinem Körper. Jorinda hatte nicht viel erreicht. Trotzdem empfand sie Ruhe. Sie wusste, dass er sie verstanden hatte. Er würde auf sie warten und keinen Unfug anstellen, der ihn das Leben kosten konnte. Jetzt hatte er Zeit zum Überlegen. Er war nicht dumm. Irgendeinen Einfall würde er haben und wenn sie

zurückkam, konnte sie ihm helfen. Dann würden sie wissen, was da draußen wirklich los war.

Der Überläufer

Die Küche neben dem Stall war leer. Das erschien Jorinda seltsam, denn im Kessel kochte Wasser und am Herd roch es nach verbranntem Fleisch. Draußen war es sehr laut. Es dauerte einen Augenblick, bis Jorinda verstand, was sie sah. Ganz in der Nähe hockte Plinius in den Büschen und düngte den Boden mit Gestank. Am Tor

stand Gundolf mit verschränkten Armen. Er zeigte Jorinda den Rücken und den silberbesetzten Schwertgurt. Neben ihm hielten seine Räuber ihre Speere in die Luft und stachen auf den Wind ein. Die Krähen flogen im Sturzflug über ihre Köpfe. Die Mädchen und die Frauen sprangen vor dem Zaun über die Pfützen. Sie rutschten auf dem Eis aus. Sie schüttelten schweres Kochgerät und warfen gefrorenen Schlamm. Ein paar andere nahmen lieber Mist. Alle zusammen jaulten wie ein Rudel Schattenwölfe, das auf eine menschliche Spur stößt. Der einzige ruhige Fleck war das Eis vor Gundolfs Füßen. Einen halben Steinwurf entfernt, tobte eine zweite Meute. Sie war größer und näherte sich in einer Gewitterwolke aus wutentbranntem Geschrei. Irgendetwas in der Mitte war langsam. Der Haufen musste Pause machen. Jorinda bekam Zahnschmerzen. Der Lärm erreichte die gefährliche Grenze, an der sich die Haare sträuben. Gundolf hörte zu. Er legte den Kopf auf die Seite und fasste nach dem Schwertgriff. Als er das Schwert herauszog, wurde es still. Die Menge teilte sich und Jorinda erkannte, was für eine Beute sie in den Krallen hielt.

Die Räuber hatten einen Römer. Sie kamen aus dem Wald zurück und brachten einen römischen Legionär. Er lebte noch und konnte vorwärts stolpern, wenn man ihn mit den Speeren in die nackten Beine stach. Sie hatten ihm den Helm verkehrt herum aufgesetzt, so dass er kaum etwas sah. Was er hörte, war auch so genug, um ihn zu Tode zu erschrecken. Sie zogen ihn an den zusammengebundenen Händen vorwärts. Wenn er stolperte, passten sie auf, dass er auch wirklich hinfiel. Als er endlich vor Gundolf auf dem Eis lag, hinterließen seine Füße eine rotbraune Spur. Er ruderte mit den Beinen, aber es reichte nicht. Er blieb liegen. Das Mädchen- gesicht setzte ihm den Stiefel auf den Rücken und drückte den römischen Panzer tief genug in den Schlamm, dass man hörte, wie die Eisschicht knirschte.

Gundolf stach den Legionär probeweise mit dem Schwert in die Schulter. Das Mädchengesicht lächelte und trat sein Opfer noch fester mit dem Stiefel. Der Legionär zuckte. Gundolf zog das Schwert aus dem Römer und stieß es dem

Mädchengesicht in den Fuß. Das Mädchengesicht begann zu kreischen und hüpfte auf einem Bein. Die übrigen Räuber lachten. Die Menge tanzte vor Vergnügen. Das Geschrei holte endgültig die letzten Blätter aus den Zweigen. Unten am Moor entdeckte das verstörte Sumpfhuhn einen Kranz aus blauen Blasen, die hinterhältig schillerten. Das Sumpfhuhn wollte die Blasen zerhacken, aber sie platzten nicht, sondern klebten am Schnabel fest, bis das Huhn wie ein Heidelbeergestrüpp aussah. Es tauchte unter und hoffte, dass das Moor das unerwünschte Geschenk zurücknahm. Zum Glück hatte es Erfolg und konnte den Schnabel wieder öffnen. Heraus kam ein langer, falscher Pfiff, der die übrigen Hühner zutiefst erschreckte.

Gundolf bückte sich und wischte an dem Römer sein Schwert ab. Als es sauber war, betrachtete er seine Räuber. Das Geheul brach ab, denn die Menge wollte hören, was im Wald passiert war. Gundolf zeigte seinen Ärger:

„Wenn ihr mir einen Römer bringt, will ich mit ihm reden. Wenn ihr Römer umbringen wollt, könnt ihr das draußen zwischen den Bäumen erledigen. Hier brauche ich einen Römer mit einer Zunge, die sich bewegt. Oder seid ihr schlauer als ich und wisst schon alles? Habt ihr die Römer inzwischen besiegt? Dann erzählt mir, mit wem ihr gekämpft habt. War es eine Kohorte oder waren es zwei oder war es eine ganze Legion?“

Niemand antwortete. Gundolf knurrte wie ein aufgebrachtes, großes Wildtier: „Ich habe gesagt, bringt mir alles her, was ihr findet. Bringt jede Spur. Zählt die abgebrochenen Zweige, merkt euch, wo das Eis zerbrochen ist. Berichtet mir von jedem ausgerissenen Grashalm und von jedem zertretenen Pilz. Und was ist das hier?“ Ohne Freude trat er gegen den Römer. „Das war ein ganzer Sack voll Wahrheit. Jetzt ist es ein Klumpen Hundefutter. Ihr wollt nicht denken. Deshalb werden euch die Hunde ebenso verschlingen wie den Römer.“

Er spuckte zwischen die Füße und hinter seinen Rücken. Dabei trafen seine Augen kurz auf Plinius und dann auf Jorinda. Jorinda erschrak. Das war ein neuer Gundolf. Dieser Gundolf verfügte über die Macht, seinen Willen durchzusetzen. Erkmar hatte Recht. Wenn es einen Sieg gab, dann wollte Gundolf allein sein. Die anderen waren entweder sein Vieh oder seine Feinde.

Gundolf zog den Römer an den Haaren. Er befühlte den Hals und suchte in dem verschmierten Gesicht nach einem Lebenszeichen. Der Legionär sah tot aus. Aber plötzlich riss er die Augen auf und spuckte Blut. Plinius wagte sich aus seinem Versteck. Er setzte sich vorsichtig in Bewegung und drückte sich am Zaun entlang dem Tor entgegen. Um das Tor herum wurde der Flammenring der Lichter enger. Der Legionär wollte etwas sagen. Er strengte sich an und würgte. Als er sprechen konnte, sprach er Latein. Plinius war inzwischen soweit herangeschlichen, dass er in Gundolfs Rücken ankam. Gundolf fuhr herum, denn seine Nase schickte einen Notruf. Er fasste zu und zog den zappelnden Plinius in den Kreis der Fackeln. Einer der Räuber strich Plinius mit dem brennenden Pech über den Bart. Der Ruß machte aus Plinius einen schwarzen Moorgeist. Die Läuse gerieten in Panik und fielen als dunkles Pulver auf den zertrampelten Schnee. Die Kette rasselte, als Plinius ausrutschte und mit einem leisen Ziegenmeckern hinfiel. Unten angekommen, blökte er weiter, aber es klang trotzdem wie ein menschliches Gespräch. Der Legionär röchelte eine Antwort. Gundolf griff nach Plinius und warf ihn auf die Seite. Dann ging er zwischen dem Legionär und Plinius in die Hocke und schnüffelte, als ob er die Spur der Worte auflecken könnte. Als er wieder aufstand, benahm sich Plinius wie ein gut erzogener Reisigbesen und stellte sich von selbst an die Wand. Die Wand bestand aus aufgeregten Räufern und hatte spitze Zähne aus Speerspitzen und Messern, die scharf genug waren, um einen Reisigbesen sehr schnell in eine handvoll Schweinestreu zu zerraspeln.

Unten auf dem Eis zeigte der Legionär, was Mut war. Er wälzte sich herum und schaffte es, sich aufzusetzen. Dann legte er den Kopf in den Nacken, bis alle hörten, wie es knackte. Das Geräusch war unheimlich, aber noch unheimlicher war die halberstickte Stimme, mit der er sprach. Er sprach immer noch in seiner Sprache. Plinius wollte etwas sagen, aber die Wand biss ihn in den Rücken und er verschluckte lieber seinen Atem. Gundolf mahnte ihn zur Vorsicht: „Wenn du etwas Falsches krächzt, hänge ich dich aufgespießt am Dach auf. Denk nicht, dass du durchkommst. Ich verstehe genug von eurer Krähensprache. Du übersetzt mir Wort für Wort, was er sagt. Wenn du mit ihm sprichst, höre ich nur mich selbst und nicht einmal das Magenknurren aus deinem Bauch. Sonst bist du sofort ein Geist. Dann kannst du dich auf Geisterart mit ihm unterhalten.“

Plinius nickte. Er ließ die Schultern hängen und blickte auf den Boden. Der Legionär hatte zugehört. Er schien zu verstehen, worum es ging. Er wiederholte seinen Satz. Er achtete nicht auf Plinius. Er sah Gundolf an und in seinen Augen glänzte unbegreiflicherweise Hoffnung. Plinius gehorchte Gundolf:

„Er sagt, dass er zu dir will. Er hat sich davongemacht und wollte, dass du ihn findest. Er ist froh, dass er hier ist.“

Gundolf war erstaunt, aber er versuchte, es nicht zu zeigen. Er sprach wie ein Großvater, der eine Honigwabe in der Hand hält: „Das ist ein kluger Römer. Er ist sehr vernünftig. Wir werden für ihn sorgen. Wir geben ihm ein Feuer und gutes, angewärmtes Pech. Bei uns muss er nicht erfrieren. Er muss ein bisschen reden, dann kann er sich ausruhen. Bis ihn irgendeine Hexe zurückruft. Aber das passiert nicht oft und unsere Hexe hat im Augenblick keine Zeit.“

„Er sagt, dass er gekommen ist, weil er an deinen Sieg glaubt. Die Römer sind zu schwach. Sie sind müde und haben nichts zu essen. Er wird dir helfen. Wenn du ihn am Leben lässt, kämpft er auf deiner Seite. Er kennt sich aus. Er ist schon lange Soldat und weiß, wie man Feinde vertreibt.“

„Er hält mich für einen Dummkopf. Ich höre gern, dass er Angst hat. Er hat Recht. Das ist unser Wald und wir werden ihn behalten. Die Bäume werden hoch und kräftig, wenn sie auf Römerskeletten wachsen. Wir werden gute Häuser bauen. Wir nehmen ihre Helme und ihre Panzer. Unser Schmied macht uns Ärger. Deshalb brauchen wir ihre Waffen. Ich bin zufrieden. Das ist ein guter Anfang. Mein eigener Helm ist schon lange schief. Wer keinen Kopf hat, braucht auch keinen Helm. Ich werde den Römerhelm aufsetzen, aber ich bin nur der erste. Bald haben wir alle römische Helme und römische Panzer. Die Nachbarn werden lernen, wie man unsere Helme putzt. Dabei werden sie unsere Geschichte erzählen. Ich höre sie schon, aber ich höre nichts von Überläufern, die mich belügen und mir erklären, was ich tun soll.“

„Du tust ihm Unrecht. Er wird dir ebenso gehorchen wie dem römischen Offizier. Er ist kein Verräter. Sie haben ihm keine Wahl gelassen. Er hat eine germanische Frau. Sie erwartet ein Kind. Sie haben sie verjagt, weil sie sich vor Spionen fürchten. Er wollte seine Frau beschützen, da haben sie ihn fast erschlagen. Wenn er nicht weggelaufen wäre, wäre er tot.“

Gundolf begann zu schwanken. Die Dinge wurden unklar. Ganz offensichtlich war dieser Römer keine feige Erdmaus. Er winselte nicht und bettelte nicht um Gnade. Gerade deshalb hielt ihn Gundolf für gefährlich. Die germanische Frau machte es nicht besser. Dass sie mit einem Kind im Bauch herumliefe, hieß nur, dass man den Legionär, wenn man ihn am Leben ließ, später nicht mehr loswurde. Es würde ebenso so viel Ärger geben wie mit dem Schmied. Auf der anderen Seite brauchte Gundolf Hilfe. Geisterseher dienten nicht als römischer Legionär. Gundolf hatte seine Räuber, aber die Räuber hatten zu wenig Verstand. Gundolf brauchte jemanden, der ihn bei den Plänen beriet. Männer wie das Mädchengesicht waren zu dumm. Erkmar zu gewinnen, erwies sich als schwierig. Ein Fremder konnte niemals als Kopf gefährlich werden. Als rechte Hand war er vielleicht von Nutzen. Wenn

man ihn im Auge behielt und ihm rechtzeitig die Nase brach, konnte man vermeiden, dass er zu einem solchen Schreckgespenst heranwuchs wie der Schmied. Gundolf wollte nachdenken, aber dazu fehlte die Zeit. Hinter dem Fluss lag der Krieg sprunghaft im Nebel. Die Häuser würden Feuer fangen. Die Alten und die Kinder mussten sich in die Verstecke aufmachen. Das Vieh musste in den Wald. Der Legionär war der Beweis, dass der Schmied und Eira wussten, wovon sie sprachen. Gundolf musste sich entscheiden. In Wirklichkeit war er ratlos. So oder so brauchte er jede Nachricht. Er musterte den Legionär und überlegte, wie er ihn zwingen konnte, die Wahrheit preiszugeben, ohne ihn dabei zu töten. Die Räuber warteten.

Dem Römer ging die Luft aus. Sein Kopf kippte auf die Seite. Dann fiel er vornüber auf das zertretene Eis. Als er aufschlug, spritzte der Schlamm nach allen Seiten. Die Räuber wichen zurück. Gundolf bellte einen Befehl. Zwei Männer griffen nach dem unbeweglichen Körper und zerrten ihn bis zum Haus. Der Kopf des Legionärs fegte hart über den Schnee und hinterließ eine tiefe Schleifspur. Der Helm blieb liegen. Gundolf hob ihn auf. Er untersuchte die römische Arbeit und strich mit der Hand über den Nackenschutz und die beweglichen Wangenklappen. Gundolf liebte die Berührung von Metall, aber hier war der Nackenschutz zu kurz und die Wangenklappen boten keinen richtigen Schutz. Das, was der Schmied herstellen konnte, war wesentlich besser geeignet, Schläge abzufangen. Das hier war die erste Beute. Gundolf hatte zwar verkündet, dass die Männer römische Helme tragen würden. Tatsächlich setzte er weiter auf keltische Waffen. Ihm selbst würde nichts anderes übrigbleiben, als den römischen Helm aufzusetzen, wenn es zum Kampf kam. Er musste sich vorsehen, dass er nichts abbekam, wenn er damit loszog. Das Kurzschwert konnte die Moorfrau haben. Wenn er den Römer behielt, dann musste der als erstes lernen, wie man mit richtigen Waffen umging. Spaten und Suppentopf waren nichts für freie Männer. Er würde den Römer fragen, ob so ein Prätor auch Spindeln an die Soldaten verteilte, bevor die Kohorte aufbrach. Die Römer waren ein Rätsel. Sie schleppten unnützes Zeug über fremde Flüsse, ertranken in der

Strömung, aber trotzdem wurde man nicht mit ihnen fertig. Selbst wenn man sie in die Flucht schlug, kamen sie später zurück.

Gundolf stieß mit dem Fuß gegen den Beutehaufen. Es schepperte. Das Geräusch weckte ihn und brachte ihn zurück. Er hatte das Gefühl, dass der Schmied in seinem Kopf saß. Die Menge hatte sich zerstreut. Das Licht der Fackeln bewegte sich auf der Straße und näherte sich dem Langhaus. Ein alter Mann brachte einen Sack. Er stopfte die Habseligkeiten des Römers hinein. Der römische Schulterpanzer leistet Widerstand, aber der Alte gewann. Der Sack war schwer. Der alte Mann benutzte den römischen Speer als Krücke. Gundolf sah ihm nach, als er schwerfällig davonging und den Sack hinter sich herzog. Es war Zeit, mit dem Rat zu reden. Ein paar Räuber hatten geduldig gewartet. Sie beleuchteten den Weg und bestätigten die Worte des Legionärs. Der Legionär hatte sich tatsächlich gestellt. Er hatte sich sofort ergeben. Er saß im Gebüsch und kam heraus, noch ehe sie ihn entdeckten. Er hob nicht einmal die Hand, als sie ihm das Schwert abnahmen und ihn fesselten. Bevor sie ihn zusammenschlugen, fiel ihnen auf, dass er bereits grün und blau war. Sie hatten sich nichts dabei gedacht und prügelten, bis niemand mehr sagen konnte, was vorher da war und was dazukam. Dann zerrten sie ihn ins Dorf. Er stand immer wieder auf, obwohl sie darauf warteten, dass er liegen blieb und starb. Er redete nicht mit ihnen und jammerte nicht. Er lief wie ein Geist, der das Totenheer verpasst hat. Es war kein bisschen lustig und hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Spaß, den sie von Plinius kannten.

Jorinda stand vor Gundolfs Haus und verfolgte die Lichter, die sich entfernten. Während der Lärm immer weiter fortzog, kehrten die eigentlichen Besitzer der Nacht zurück. Sie setzten sich in der Finsternis auf die Zweige und gaben sich untereinander durch Gekicher und gutgelauntes Zischen zu erkennen. Jorinda schloss die Hand um den Hundeschädel in ihrer Tasche. Der Geisterhund schlief weiter, aber die Spinne spazierte zwischen seinen Zähnen herum. Ihre Beine streiften

Jorindas Finger. Das half Jorinda, denn sie merkte, dass es jemanden gab, der in ihrer Nähe blieb. Als Gundolf vorüberlief, verstand die Spinne, dass es ernst war. Sie zog die Beine an und rollte als winziger schwarzer Ball über den kalten Arm, der auf einmal ganz steif war. Es kitzelte. Jorinda musste lachen. Gundolf sah zurück. Er blieb sogar stehen. Zum ersten Mal entdeckte Jorinda in seinem Blick das gleiche Unbehagen, das die meisten Menschen erfasste, wenn sie mit ihrer Mutter sprachen. In ihrem Hals machte das Lachen einen Buckel und wollte zurück. Jorinda spuckte es aus. Die Räuber neben Gundolf verzogen das Gesicht. Ein Windstoß zerrte an der Fackel. Die Schatten der Männer sprangen hin und her, obwohl sich niemand von der Stelle rührte. Man musste etwas tun.

Gundolf stieß Plinius in den Bauch. Das tat gut. Plinius meckerte und quiekte, wie es seine Art war. Endlich konnte man lauter lachen als die Hexenbrut. Es wirkte wie eine Befreiung. Die Räuber fassten sich. Einer warf Plinius in die nächste Pfütze. Als Plinius herauskroch, spielte der Räuber den Regengott und machte den Römer von oben nass. Der gelbe Strahl dampfte in der Kälte. Plinius schüttelte sich wie ein Hund, aber als er aufsah, fand Jorinda in seinem Ausdruck eine gefährliche Gewissheit. Im Augenblick hatte Plinius nicht die geringste Sehnsucht nach der Moorfrau. Plinius sehnte sich nach einer römischen Kohorte. So, wie er aussah, schien er sicher zu sein, dass die Zeit des Wartens vorbei war. Jorinda fragte sich, was Plinius wusste. Was hatte der Legionär verraten, als beide Kopf an Kopf auf dem Schlamm lagen? Das, was Jorinda selbst herausbekommen wollte, wenn sie in den Wald ging? Das, was Lukas inzwischen wissen musste, selbst dann, wenn er nicht mehr frei herumlief?

Gundolf würde dafür sorgen, dass das Römergeheimnis nicht länger geheim blieb. Es war kein Glück für den Legionär, dass er noch lebte. Die Räuber verschwanden einer nach dem anderen im Haus. Plinius hüpfte ihnen wie ein junger Hund um die Beine, und tatsächlich stießen sie ihn mit einem Fußtritt durch die Tür. Gundolf

ging als Letzter. Er löschte die letzte Fackel. Die Tür fiel zu. Unter den tiefen Wolken herrschte das schwarze, blinde Dickicht, das zwischen den Menschenhäusern wuchert, wenn man das Feuer fortnimmt. Für eine kurze Zeit blieb es vollkommen ruhig. Dann ertönte im Haus ein Schrei. Er kam herangeflogen und setzte sich in den Bäumen fest. Um ihn herum flatterte höhnisches Gelächter. Der nächste Schrei kam aus dem Rauchabzug und stieg senkrecht in die Höhe. Er riss ein Loch in die Wolkendecke. Dieser Schrei tat weh. Dann folgte eine ganze Kette, die immer dünner wurde, bis sie abbrach. Jorinda ging weg. Der Weg in den Wald war nicht mehr nötig.

Jorinda folgte der ausgetretenen Spur zum Langhaus. Immer wieder stach ihr ein Schrei des Legionärs in den Rücken. Sie war froh, als sie am Langhaus ankam. Die gehörnten Schädel am Dach lächelten wie alte Freunde. Das vielstimmige Gemurmel hüllte sie ein wie eine warme Decke. Sie sah ihre hochgewachsene, hagere Tante. Die Tante hielt sie fest und schob sie durch die Leute hindurch zur Tür. Hinter der Tür war es hell und warm. Der Wächter stellte keine Fragen. Jorinda zögerte, aber die Tante packte fest zu. Jorinda gehorchte und fügte sich.

Als sie drin war, bot sich ein Anblick, der allem widersprach, was sie erwartet hatte. Auf der langen Bank saß der Schmied. Er trank Bier und spielte Würfel. Um ihn herum stießen sich die Bewacher gegenseitig die Ellbogen in die Rippen. Wenn sie dabei knurrten, knirschte das Metall, das sie am Körper trugen. Die Ringe der Kettenpanzer klingelten. Jeder Schritt erfüllte das Langhaus mit Musik. Das alte Weib, das mit dem Feuerhaken in den Flammen herumfuhr, wackelte mit dem spitzen Kinn. Zwei schneebedeckte Knechte brachten Holz. Sie warfen Fichtenäste auf die Glut, es knackte und die Alte schwitzte. Ihr Kopftuch war verrutscht. Man sah die letzte graue Strähne, die von einer glänzenden, feuchten Glatze herabhing.

Es gab zu wenig Bier. Der Schmied musste seinen Krug immer wieder zurückfordern. Die Bewacher gehorchten. Wenn es dem Schmied nicht schnell genug ging, langte er nach hinten und verteilte Stöße. Jeder sah, dass sie ihn verprügelt hatten, aber jetzt saß er ungefesselt im Langhaus und hatte keine Sorgen außer seinem Bierkrug. Um ihn herum fegten Knechte den Boden. Die Frauen trugen die letzten Vorräte in den Hof. Die Ratten, denen es im vollgestopften Langhaus normalerweise gut ging, schlichen an der Wand entlang zum Ausgang, wo der Schinken ins Freie hinaustrat. Dort mussten einige von ihnen sterben, denn die Menschen hassen Ratten und teilen nicht einmal dann mit ihnen, wenn der Knochenschlitten vorfährt. An den Wänden, an denen vorher die Getreidesäcke gestapelt waren, hingen jetzt Beutespeere und Schilde, von denen die meisten das keltische Schlangensymbol trugen, das ihre ehemaligen Besitzer beschützen sollte. Gegen die Moorfrau war es wertlos. Die Moorfrau fraß die keltischen Männer und die keltischen Schlangen saßen auf den Schilden und sahen zu. Sie zuckten nicht einmal mit dem Schwanz, wenn die Moorfrau aus dem Rauch trat und die Männer erwürgte. Die Schilde kamen ins Langhaus, die Männer blieben im Sumpf. Der einzige Kelt, mit dem die Moorfrau sprach, ohne ihn am Hals zu drücken, war der Schmied. Aber der dachte im Moment nur an das Bier und an die Würfel. Dass er die Moorfrau kannte, wussten sogar die Römer im Wald. Er selbst hatte es offensichtlich vergessen.

Im Augenblick schien er zu gewinnen. Vor ihm stand ein Tisch. Auf dem Tisch lagen mehrere Haufen Silber. Das war der lange Tisch, an dem die Ältesten saßen, wenn die Ratsversammlung zusammenkam. Jetzt lagen die Ältesten mit den Köpfen auf den Brettern. Sie sahen mit gestäubtem Bart, wie der Schmied ihr Silber wegnahm und nicht wieder herausgab. Der Schmied verlangte neues Bier. Sie schickten einen Knecht in den Hof. Alle warteten, bis der Knecht mit dem gefüllten Krug zurückkam. Der Schmied trank den halben Krug aus, dann nahm er die Würfel und warf. Jeder hörte, wie er rülpste. Die Würfel brachten neues Silber. Die

Ältesten steckten die Köpfe zusammen, aber der Schmied schob seinen eigenen Kopf dazwischen und lachte sie aus. Die Männer in den Kettenhemden teilten das restliche Bier. Dann machten sie solange Lärm, bis noch mehr kam. Das angehäuften Silber glänzte. Plötzlich fuhr ein schwarzer Hauch durch den Funkenflug. Eine dichte Rauchsicht legte sich auf die Köpfe. Alle sahen zur Tür. Die Windgespenster lachten. Sie rüttelten an den Speeren und ließen die Schilde klappern. In der geöffneten Tür stand Erkmar. Er blickte sich um, dann spuckte er auf die Schwelle, durchquerte den Rauch und kam zum Tisch.

Er setzte sich neben den Schmied. Er nahm die Würfel und schüttelte sie in der geschlossenen Hand. Der Schmied übernahm den Einsatz. Erkmar gewann. Er gab dem Schmied den Einsatz zurück, den Rest ließ er kurz ein wenig klirren, dann fegte er das gesamte Silber vom Ratstisch. Als ihm ein Lederhandschuh gegen den Kopf schlug, verpasste er dem Mann einen Stoß und half ihm dabei, das verstreute Silber unter dem ausgestreckten Körper zu verstecken. Hände und Stiefel scharrrten um die Wette, der liegende Beschützer wurde fortgewälzt, Silbermünzen und festgetrockneter, alter Dreck verschwanden in kleinen Haufen in den Taschen. Der nackte Lehm Boden unter dem Ratstisch war so sauber wie nie zuvor. Die Ältesten blickten sich an, dann betrachteten sie angewidert die Betriebsamkeit zwischen ihren Beinen. Erkmar zog die Füße auf die Bank und stützte sich auf den Bierkrug. Er lachte dem Schmied ins Gesicht. Den an die Wand gelehnten Speer ließ er stehen. Der Schmied zuckte nicht einmal mit den Augenbrauen. Er starrte Erkmar an und knurrte. In seiner Stimme gab es nicht die geringste Spur von guter Laune: „Du wühlst mit deiner Tatze in meinem Reichtum. Hast du etwas gegen Silber?“ „Ich bin kein Damenschmied. Das Glitzerzeug klebt und macht die Hand schwer.“ „Was soll das? Bist du verrückt? Du verdirbst mir die Freude. Ich beginne, mich zu ärgern.“ Erkmar stieg von der Bank: „Ich bin dein Knecht und ich wollte dich besuchen.“

„Wie kommt es, dass du unbehelligt herumspazierst und sie dir sogar noch die Tür aufhalten?“

„Ich habe mich gut benommen. Ich habe ihnen den Kuhmist vor die Tür getragen.“

Der Schmied bekam böse, schmale Augen und schwieg. Erkmar schwieg zurück. Als seine Kraft verbraucht war, griff er nach dem Bier. Er verschluckte sich. Er schaffte es nicht, zu trinken. Als er das Bier zurückstellen wollte, stieß er gegen den Tisch. Das Bier lief als dünner Faden nach unten und tropfte den Silberjägern auf den Rücken. Erkmar verschränkte die Arme hinter dem Kopf, schloss die Augen und lehnte sich zurück. Der Schmied stand auf und beugte sich über seinen Knecht. Er fasste Erkmar an den Haaren und hielt ihn fest:

„Was ist es? Was ist passiert?“ Erkmar blinzelte wie ein junger Hund.

„Sie haben Lukas. Sie verprügeln den Legionär und Lukas schaut zu. Lukas würgt und beißt, aber Gundolf hält ihn fest. Mich haben sie losgemacht und rausgeschickt. Ich bin dein Knecht. Ich bin zu dir gegangen.“

Der Schmied holte Luft. Dann schlug er zu, ohne auszuholen. Erkmar schreckte zurück, aber er machte keinen Versuch, sich zu schützen. Sein Kopf stieß gegen das lange Eisenband, das die Wand zusammenhielt. Als er die Augen aufriss, waren sie rot. Dann fiel sein Blick auf Jorinda. Jorinda hatte es nicht geglaubt. Erkmar hatte die Katastrophe geahnt, und jetzt waren sie mittendrin. Sie waren angekommen. Der Weg hatte sich gewunden, aber er führte zum Ziel. Das Ziel war ein schwarzer Abgrund. Sie fielen hinein und die anderen standen oben und sahen zu.

Jorinda versuchte, sich aus dem Griff ihrer Tante herauszuwinden, aber die Tante hielt sie fest und drückte ihre harten Krallen in Jorindas Schulter. Wenigstens ließ sie sich vorwärts ziehen. Jorinda zog die Tante durch den dichten Rauch, bis sie das Feuer erreichten. Am Feuer machte die Tante halt. Sie wollte, dass Jorinda dablief, aber Jorinda schenkte ihr ein süßes Kinderlächeln, und die Tante wurde weich. Sie

wartete wie ein guter Wachhund. Sie verjagte das alte Weib, damit sie sich selbst um das Feuer kümmern konnte. Das Feuer zischte und spuckte immer noch Ruß und Rauch. Die Alte schüttelte ihre Glatze. Hätte sie Haare gehabt, hätte sie die wie ein verärgerter Köter gesträubt. Sie band ihr Tuch fest und schlich an der Wand entlang in den Schatten, bis man sie nicht mehr sah. Wer sich anstrengte, konnte hören, wie sie knurrte.

Der Schmied sah Jorinda kommen. Er gab sich keine Mühe, so zu tun, als ob er sich über ihren Anblick freute. Er war mit Erkmar beschäftigt. Seine Wut war verflogen. Er versuchte herauszubekommen, was passiert war. Das war nicht leicht, denn Erkmar wusste nichts oder hatte wenig Lust zu reden. Das einzige, was ihm einfiel, waren leere, übelgelaunte Drohungen gegen Gundolf.

Der Schmied hörte eine Weile zu, dann verlor er die Geduld: „Wenn die Römer da sind, bitte ich sie, dass sie Holz einsparen und euch beide am selben Kreuz aufhängen. Dann hast du lange Zeit und kannst ihm genau erzählen, was dir alles einfällt. Aber jetzt redest du mit mir. Und mich interessiert das überhaupt nicht.“ „Gundolf soll verrotten. Du auch, ihr seid beide giftig. Ich sperre Gundolf in ein Fass mit Kohl und und warte, bis er selbst wie ein angefaultes Kohlblatt aussieht.“ Der Schmied hielt seine Faust fest. Er biss die Zähne zusammen, dann atmete er langsam aus. Als er sprach, klang es leise und beherrscht: „Ich will wissen, wieso er Lukas erwischt hat. Und wie es kommt, dass er Lukas festhält, und du darfst hier hereinspazieren und uns das Würfelspiel verderben.“

„Gundolf ist schlau. Lukas ist ein bequemer Hausgast. Er trinkt kein Bier. Er sagt den kleinen Schwestern keine netten Worte. Er flirtet höchstens mit dem Küchenspenst oder mit der halblebendigen Leiche des Römers. Gundolf hat wie immer sehr vernünftig gewählt.“

„Hast du den Römer gesehen?“

„Den Legionär? Nein, ich habe nur den Rest gesehen, der von ihm übrig ist, seitdem ihn die Räuberbande aus dem Wald geholt hat.“

„Was sagt er?“

„Er sagt nichts, er röchelt römisch. Plinius überträgt es in Menschengsprache und behauptet, dass die Römer Blätter zerstampfen und daraus ihren Frühstücksbrei zubereiten. Für sehr tapfere Soldaten gibt es eine Handvoll Eicheln und als Auszeichnung einen aufgetauten Baumpilz. Sie rösten Regenwürmer. In der Nacht sitzen sie in einer langen, geraden Reihe über dem Graben, der um das Lager herumläuft. Der Mond beleuchtet ihre Hinterbacken und die Regenwürmer kriechen in den Schlamm zurück. Danach schlafen sie im Stehen, weil sie nicht mehr hochkommen, wenn sie erst einmal in die Zelte gekrochen sind. Die in den Zelten liegen, muss man am Morgen an den Füßen packen und herausziehen. Sie haben keine Leute zum Bäume fällen. Sie werfen die Toten in den Wald, denn sie können sie nicht verbrennen. Wir haben kaum noch Hunde. Die Dorfhunde versammeln sich im Gebüsch und fressen tote Römer.“

Der Schmied sah sich um. Er schickte einen suchenden Blick in die Ecken und unter die Bänke an der Wand. Tatsächlich lag nirgends ein Hund. Einen Moment lang wirkte er ratlos, aber dann gab es einen kurzen, nadelscharfen Pfiff, und ein geflecktes, etwas krummbeiniges Tier schlich aus dem dünner werdenden Rauch. Es leckte dem Schmied die Hand, winselte und legte sich auf den festgetretenen Lehm. Die Ältesten standen auf. Sie machten sich schnell davon. Der Schmied lächelte ein wenig, so als wäre ein Hund unter diesem Tisch das beste, was er sich wünschen konnte. Jorinda sah, wie es Erkmar grauste. Sie schloss die Finger fest um den Geisterhund in ihrer Tasche und war erleichtert, dass er stillhielt. Er fühlte sich vertraut an, vertrauter als der alte Spiegel daneben und freundlicher als der so unerwartet in sein Haustier verliebte Schmied.

Der Schmied streichelte den neuen Hund und kraulte ihn hinter seinen großen Ohren. Die Ohren waren absolut kahl, die dunkle Haut glänzte im Widerschein des Feuers und man wusste nicht, ob der Hund mit den Ohren wackelte oder ob das Spiel der Flammen diesen Eindruck hervorrief. Der Schmied nahm die schwarze Vorderpfote und legte sie auf sein Knie. Das gefiel dem Hund. Er sprang auf die Bank und setzte sich neben Erkmar. Erkmar schüttelte sich. Dabei knurrte er wider Willen selbst wie ein Hund. Er versuchte, den Hund zu schlagen oder zu treten, aber der Hund war sehr beweglich und es gelang nicht, ihn zu treffen. Der Schmied klopfte mit den Fingern auf den Tischrand. Er grinste vor Vergnügen. Je schneller er klopfte, desto wilder trat Erkmar in die Luft. Ohne wirklich zu überlegen, packte Jorinda ihren Geisterhund an seinem knochigen Kiefer und hielt ihn hoch über ihren Kopf. Augenblicklich verschwamm der fremde Hund zu einem durchsichtigen, schwarzen Streifen und zerfloss im Rauch. Es roch beißend nach angebrannter Wolle, aber der Spuk war weg oder wenigstens nicht mehr gefährlich. Gefährlich war höchstens das schweigende Erstaunen, das die Menschen erfasste. Die Zuschauer verdrückten sich, soweit sie konnten, aus Jorindas Gesichtskreis. Sie stand allein, wenn man den herumziehenden Rauch nicht mitzählte. Die bewaffneten Männer wichen zur Seite und zwischen den Speeren an der Wand und dem Feuer saßen nur noch Erkmar und der Schmied.

Ohne irgendeinen Schutz geriet Jorinda unter den schweren, prüfenden Blick, mit dem der Schmied versuchte, in ihre Seele einzudringen. Sie kämpfte, damit er draußen blieb. Er verstand und zog sich zurück. Aber er musterte sie mit einer neuen, unverhohlenen Neugier. Das tat ihr gut, trotzdem musste sie daran denken, wie er seine Eisenstücke ansah, bevor er losschlug. So ein Stück Eisendraht wehrte sich mit Funken. Es half ihm gar nichts. Wenn der Schmied einen Ofenhaken brauchte, dann wurde aus dem Draht ein Haken. Wenn er Nägel haben wollte, dann machte er Nägel. Aber aus Jorinda würde er überhaupt nichts machen. Jorinda

konnte alleine entscheiden, was aus ihr werden sollte. Sie war kein Draht und sie würde sich nicht zurecht biegen lassen, wenn es dem Schmied in den Sinn kam.

Der Schmied besann sich auf das, was passiert war und darauf, dass er Erkmar vertrauen musste, wollte er nicht blindlings auf die Stimmen hören, die außer ihm selbst niemand wahrnahm. Er musste wissen, was Gundolf über den Bericht des Römers dachte. Und es interessierte ihn, was Erkmar davon hielt und wie viel er von diesem Spiel verstand, das etwas komplizierter war, als Knochenstücke in einem Becher durchzuschütteln und über dem Tisch auszukippen:

„Glaubt Gundolf dieses Gerede von kranken Römern?“

„Einfach so glaubt Gundolf überhaupt nichts. Aber er hat versucht, den Legionär zu zerquetschen und danach, als der Römer immer noch reden konnte, hat er ihm geglaubt. Der Legionär hat dasselbe gesagt, wie am Anfang.“

„Und du? Was hältst du von diesen Lügen?“

„Ich glaube nicht, dass man die Kraft zum Lügen behält, wenn man eine Weile mit Gundolf und seinen Räubern allein ist.“

Der Schmied musterte Erkmar mit finsterem, rücksichtslosem, Interesse:

„Und du? Was ist mit dir? Du hattest genügend Zeit für ein langes, ausführliches Gespräch mit unserem Freund. Und sicher hatte Gundolf keine Eile, dich einfach so in die kalte Nacht hinaus zu schicken. Habt ihr euch verbrüdet? Du hast ein paar neue blaue Flecke von seiner Umarmung. Und er hat Lukas. Das ist der Beweis dafür, dass du fortan seinen Steigbügel ableckst. Und die Pferdeäpfel, die er zurücklässt, in deinen Hosen warm hältst.“

„Du tust mir unrecht. Du weißt es, trotzdem hörst du nicht auf.“

„Ich sehe, was es zu sehen gibt und höre, was du erzählst.“

„Er hat mich mit seiner Eisenkette geschmückt. Er hat sie mir erst wieder weggenommen, als er sie für den Römer brauchte. Lukas hatte er da schon zwischen

seinen Reißzähnen. Er hätte ihn ohne zu zögern aufgefressen, wäre ich in seinem Haus auch nur einer Maus auf den Schwanz getreten.“

„Was hat er dir für Lukas angeboten? Hast du genug verlangt oder hast du mir mit falscher Bescheidenheit Schande gemacht?“

„Ich habe nichts verlangt. Wenn du dich deshalb schämen willst, dann werde ich dir zusehen und mir merken, wie du dabei aussiehst. Gundolf hat mir versprochen, dass ich dieses Langhaus als freier Mann verlasse. Ich hätte nie wieder bitten müssen, hier mit dem gleichen Recht zu sprechen wie du oder wie er selbst. Hier darf jeder krummbeinige Räuber sagen, was er denkt. Er muss nur stark genug sein, um einen Biereimer rein und raus zu tragen. Ich bin ein Knecht. Die Knechte heizen, warten und halten den Mund. Er hat mir die Freiheit geboten, aber nicht für Lukas, sondern für dich. Er hat gehofft, dass der Knecht klug genug ist, seinen Vorteil zu erkennen und ihm dabei hilft, den Meister zu beseitigen. Er hat sich geirrt. Ich habe weder Lukas verraten, noch dich. Ich habe versucht, Jorinda wegzuschicken, aber sie hat nicht auf mich gehört. Statt dessen ist Lukas zurückgekehrt. Er wollte mir helfen und Gundolf hat ihn erwischt. Und ich bin zu dir gekommen, weil ich dir vertraue. Ich will hier sein, wenn sie sich zusammenrotten und versuchen, dir an die Kehle zu springen. Solange ich ein Holzscheit halten kann, werde ich sie damit schlagen, bis sie blutige Schnauzen haben und heulen. Sie werden in der Asche nach ihren Zähnen suchen. Wenn sie uns dann im Geifer ersäufen, wissen wir wenigstens, dass sie uns nicht so schnell vergessen. Das ist mir lieber als erbeuteter Kriegsschmuck und goldene Reifen und als das Recht wie ein freier Mann in meinem eigenen Namen zu schwören.“

Nie zuvor hatte Erkmar eine derart lange Rede zustande gebracht. Wenn man den Schmied ansah, dann konnte man fast denken, dass er sich wirklich schämte. Er hockte mit verschränkten Armen am Tisch und schwieg. Das Schweigen saß wie eine aufgeplusterte Eule unter dem Dach und verschluckte sogar das Knacken der Fichtenäste in den Flammen. Obwohl inzwischen das halbe Dorf versammelt war,

fehlte das Summen der Gespräche. Es war, als hätte der Frost von draußen die Herrschaft angetreten. Statt der üblichen Begrüßungen mischte sich etwas Eisiges in den Rauch, das den Menschen den Atem nahm. Jorinda hatte den Geisterhund in die Tasche gesteckt. Sie hatte alles gehört. Sie setzte sich neben Erkmar. Als sie versuchte, seine Faust zu öffnen, gab es Widerstand. Seine Haut war heiß, er glühte. Vielleicht hatte Gundolf doch mehr getan, als nur zu reden. Sie hätte nicht fortgehen dürfen. Zwar glaubte sie nicht, dass Gundolf auf sie hörte, aber wenn sie dabei war, benahm er sich meistens als Mensch und nicht als Raubtier. Wenn Erkmar tatsächlich das Raubtier gesehen hatte, dann war sein Stolz zerbissen und Jorinda wollte gar nicht daran denken, wie der Rest von ihm aussah.

Jorinda wusste, dass sie selbst nicht helfen konnte. Der Schmied musste zeigen, dass er verstanden hatte, dass es neben dem allgemeinen Zerwürfnis etwas gab, das trotz allem standhielt. Er musste sich beeilen, denn das Langhaus wurde immer voller. Von draußen drängten sich die Dorfbewohner durch die Tür, bis es kaum noch Platz gab. Nicht nur die Ältesten, sondern auch die Männer in den Kettenhemden rückten wieder nahe genug heran, um jedes Wort zu verfolgen. Von draußen roch es nach warmen Fladen und nach dem Rauch, in dem sie einen Ochsen brieren. Der Ochse war ein Geschenk. Gundolf hatte ihn hergegeben. Niemand sollte im Langhaus an die Dinge denken, die aus einem leeren Magen in den Kopf kriechen und die Gedanken durcheinander bringen. Die Männer warteten auf das Fleisch. Aber der Hunger, der ihnen aus dem Gesicht sprang, war anders als die gewöhnliche Gier, die aus dem Bauch kommt. Das Feuer erhitzte die Gesichter. Das Herzblut, das die Moorfrau in ihrer Suppe liebte, stieg in den Hals. Die Adern schwellen an. Die Augen wurden rot und glühten wie die Augen der Vogelfische auf Eiras verschwundenem Schmuck. Die Männer wussten, dass ihr Blut auf die Erde fließen musste und dass der kalte Schlamm unter einer rotbraunen, glatten Schicht die Wärme aufsaugen würde. Blut herzugeben war die eine Sache, selbst einen Speer in den Feind hineinzustecken, war das andere. Der Hunger der Männer verlangte tote Feinde.

Sie ahnten, dass der Schmied nur deshalb noch auf der Bank saß, weil er dagegen war, dass sie so viele Tote bekamen, wie sie brauchten. Sie hörten, was er sagte, aber seine Worte gefielen ihnen ebenso wenig wie der erhobene Hundeschädel in Jorindas Hand oder die Rattenfamilie, die hinter ihnen auf der Bank davonlief. Sie rückten näher. Sie waren nicht unbedingt Gundolfs Freunde, aber das Misstrauen presste ihnen die Augen zusammen und zerrte an ihrem Kinn. Als sie von hinten weiter vorwärts geschoben wurden, berührten sich ihre Schultern und der Kreis schloss sich wie ein zu eng geratener Ring. Erkmar sah mit ausdruckslosem Gesicht, wie sie näher kamen, aber hinter dem Rücken suchte seine Hand nach einem Speerschaft. Der Schmied hielt ihn fest. Um den Tisch herum erhob sich höhnisches Gelächter. Es wuchs wie eine struppige Hecke, in der die zarten, jungen Hasen stecken blieben und rote, feuchte Pfoten bekamen. Jeder Fuchs liebte diese Hecke. Der Schmied sah den Lachern aufmerksam in die Augen. Die Hecke vertrocknete und zerfiel zu einem klebrigen, grauen Mehl. Jorinda fasste fester nach Erkmar. Mitten im Gedränge waren sie plötzlich allein. Niemand sah sie, und die wenigen, die sie vielleicht doch noch sahen, hatten ausgehöhlte, leere Augen. Sie hatten roten Flecken unter der Haut und man hörte deutlich das Rasseln der Knochen in ihren Hemden. Jeder verstand, was das hieß: Unten bei der Moorfrau schlugen die Wäscher das Leinen mit dem Waschholz. Das Blut spritzte auf die Entengrütze. Die rotgefärbten Totenhemden lagen im Schilf. Sie bedeckten die Eier der Wasservögel und die Enten klagten verzweifelt über die verlorenen Gelege.

Die Erscheinung war kurz. Sie verflog so schnell, wie sie begonnen hatte. Niemand erinnerte sich. Die böse Spannung verschwand wie ein Hausgeist zwischen den Lücken der Steine an der Feuerstelle. Eine Faust griff nach dem Würfelbecher und begann, ihn erneut zu schütteln. Der Schmied hatte keine Lust. Während er den Arm von Erkmar wie unter einem Hammer festhielt, strich er mit der freien Hand über die Löcher in seinem Mantel. Er trug die uralte erdbraune Kutte, in der er

unterwegs war, wenn er die Wälder durchstreifte oder seine seltenen Besuche machte, bei wem auch immer. Irgendwann einmal war die Kutte grün. Dann kam der Schmied von einer seiner Wanderungen halbverhungert zurück. Die Kutte war blutbefleckt und hatte einen langen Riss. Eira pflegte den Schmied und reparierte den alten Kittel. Anschließend versteckte sie die Kutte. Sie ließ sie so gründlich verschwinden, dass sie sich selbst nicht mehr erinnerte, wo man suchen musste. Als der Schmied wieder aufstand, durchwühlte er das Haus. Er grub im Garten, suchte unter der Türschwelle und zerstörte den Herd. Unter der Futterkrippe im Stall entstand ein Graben. Eira sah wortlos zu. Lukas stand neben seinem Vater und merkte sich die Flüche, die der Schmied in die Löcher spuckte, bevor er sie wieder verschloss. Es war ein Kräfteressen, das einen Sommer lang anhielt. Am Ende siegte der Schmied. Er hatte die Suche aufgegeben und saß friedlich auf seinem Holzklötzchen in der Sonne. Eira besuchte ihre Schwester. Jorinda quälte sich mit dem Mühlstein ab. Lukas verfolgte, was sie tat und wollte helfen, aber Jorinda musste zeigen, dass sie allein zurecht kam. Der Mahlstein rollte schwer und langsam unter ihren Kinderhänden. Trotzdem schaffte sie, was sie sich vorgenommen hatte. Der Schmied aß ihren Gerstenbrei. Er leckte seine Lippen und lobte sie als gute Hausfrau. Dann fragte er sie aus Spaß nach vielen wichtigen Dingen. Jorinda hatte für jede Frage eine richtige Antwort. Lukas blickte neidisch und Jorinda war sehr zufrieden.

Der Schmied begann ein Spiel. Sie besuchten die verlassenen und vergessenen Dinge. Sie erinnerten sich, wie eine weggeworfene Elfenkrone aussah und wo Eira den Spiegel versteckte, der damals noch ganz neu war. Sie dachten an das kleine Licht, das vor den Füßen über die Wurzeln hüpfte und niemals ausging. Der Schmied sollte sagen, wo es war. Er stieg auf den Boden seiner Werkstatt. Als er zurückkam, rollte ein funkensprühender, grüner Igel von der Leiter zur Tür, wo er wie ein artiges Hündchen anhielt. Der Schmied pfiff und der Igel sprang von selbst auf seine Hand und verschwand zwischen den blau tätowierten Fingern in der Faust. Als Jorinda raten musste, fragte Lukas nach dem Beutel mit den roten Pilzen. Der Schmied

lachte über Lukas, weil das zu leicht war. Er ließ den grünen Igel zwischen den Handflächen kreisen, kniff die Augen zusammen und senkte seine laute Stimme zu einem verschwörerischen, leisen Flüstern: „Das reicht nicht für Leute wie uns. Ein wirklich schweres Rätsel sieht anders aus als ein Sack voll Pilze oder ein störrisches, schlecht gelauntes Lämpchen. In unserem Haus gibt es eine Sache, die so verschwunden ist, dass sie nie wieder auftaucht. Ich finde euch, wenn ihr euch versteckt, ich finde das Bier, ich finde meine Frau, ich finde die Kobolde, wenn sie sich an meinem Silber den Hintern kratzen. Es gibt fast nichts, was mich wirklich blind macht. Trotzdem habe ich nicht die geringste Ahnung, wo Eira meine Kutte versteckt hält. Ich rieche, wie das alte Ding verschimmelt, aber wenn ich es hervorziehen will, fasse ich ins Nichts. Ein mottenzerfressener, unsichtbarer Mantel, was für ein Hohn.“ Er grinste und ließ den Igel hüpfen. „Wenn ihr den alten Fetzen findet, schenke ich euch das grüne Sumpflicht.“

Der Igel wechselte kurz die Farbe und wehrte sich mit einem hörbaren, bösen Zischen. Alle mussten husten, weil es stank. Der Schmied lächelte freundlich: „Wir machen Eira eine Freude. Wir schmeißen das alte Ding ins Feuer. Die Motten suchen sich eine andere Bleibe. Wir fegen den Staub in den Hof. In der Asche backen wir Gerstenfladen, wenn Eira hungrig ins Haus tritt. Sie wird mit mir im Garten tanzen und ihr dürft euch inzwischen mit ihrem Honigtopf unterhalten.“ Wieder lächelte er: „Ich will es euch nicht versprechen, aber ihr könnt es euch vorstellen, oder etwa nicht?“

Lukas wirkte ratlos. Er wollte nicht, dass das Spiel vorbei war. Leider hatte er wirklich keine Idee, wo die Kutte liegen konnte. Bei Jorinda war das anders. Sie hatte mit der Katze gespielt. Als die Katze müde wurde, sprang sie auf das Holzgestell über dem Essplatz zwischen die Vorräte und rollte sich zusammen. Jorinda kroch hinterher und wunderte sich, dass das verschnürte Bündel, auf dem sie lagen, leise bebte und sie von unten wärmte wie ein großes Tier. Der Schmied hatte dort

gesucht, wo man Dinge verbarg, die gefährlich waren. Zwischen den Mehlsäcken und den Küchenkräutern hatte er nur Mäusedreck und alte Zwiebeln entdeckt. Die Mühe, alles zur Seite zu zerren, erschien ihm sinnlos. Eira hatte das gewusst. Jorinda erschrak, als sie verstand, was sie gefunden hatte. Sie schwieg, aber das Geheimnis drückte sie wie ein Tragjoch mit zwei schweren, randvollen Eimern. Deshalb machte sie einen Fehler. Sie hatte es satt, beim Sprechen das Gefühl zu haben, dass die Eimer wackelten und ihr das eisige Wasser auf die Füße gossen. Sie wollte, dass ihre Mutter tanzte. Der Honigtopf war ihr egal, aber ein ausgelassener Sommerabend war eine wunderbare Belohnung. Wenn der Schmied das Geheimnis selbst verbrannte, würde alles gut sein. Dann musste niemand lügen. Eira würde nachts wieder an der Hauswand sitzen und mit der ausgestreckten Hand über den Himmel fahren. Sie würden die Sterne zwischen den Wolken zählen und sich dabei vorstellen, wie sich die Schuppen der Weltenschlange aneinander rieben, wenn sie in den dunklen Schluchten neben den strahlenden Sternenhäusern herumkroch.

Lukas verstand es nicht, aber Jorinda wusste, dass sie nicht mehr spielten. Als sie aufstand, war ihr klar, dass der Schmied wie ein Hund um ihre Gedanken herum-schlich. Sie wurde unsicher, aber er packte sie mit der Verzweiflung in seinem Blick. Sie entdeckte, dass er wirklich schwach war. Vielleicht war dieser Moment das Ende ihrer Kinderzeit. Als der Fehler passierte, wusste sie bereits, dass es nicht so enden würde, wie es ihr Wunsch war. Sie kletterte auf die Bank und zog sich hoch. Das Bündel lag an der alten Stelle im Staub. Sie hob es auf und es fiel fast geräuschlos auf den Boden, als sie losließ. Sie blieb zwischen den Säcken sitzen. Sie hörte das Rascheln, als der Stoff auseinander gefaltet wurde. Dann schlug die Tür zu, ohne dass man vorher das Geräusch von Schritten vernahm. Lukas begann zu winseln, aber es klang wie ein junger Wolf und nicht wie der kleine Bruder, dem sie widerstrebend im Bett Platz gemacht hatte, weil ihr keine andere Wahl blieb. Der Sommerabend zog sich zusammen und kippte sie beide in eine steinharte, windstille Nacht, in der die Angst wie ein Nebel aufstieg, die Tür aufdrückte und ins Haus

schlich. Es dauerte noch drei Tage, bis Eira zurückkam. Jorinda hatte nachgedacht. Sie entdeckte, dass sie dem Schmied gönnte, dass er wiederhatte, was ihm als Eigentum zustand. Sie wartete ab und blieb im Haus, obwohl ihr klar war, dass sie ihre Mutter auf diese Weise verriet. Der Schmied brauchte seinen Vorsprung.

Lukas saß die ganze Zeit auf der Bank, ohne mit ihr zu reden, ohne ins Bett zu gehen, ohne jede Nahrung. Ein paar Mal lief er in den Garten und schickte seinen Klageruf in den Nebel. Er hockte unter den Bäumen, um zu horchen, aber die einzige Antwort, die er bekam, war das schadenfrohe Kreischen der jungen Elstern. Als Eira ins Haus trat, brauchte sie nur einen einzigen Blick und wusste, was passiert war. Sie stellte keine Fragen. Sie räumte auf. Sie zwang Lukas, eine stinkende, braune Brühe zu trinken. Danach brachte sie ihn ins Bett. Sie ließ sich von Jorinda helfen, redete mit ihr wie immer. Weder zankte sie, noch stieß sie Jorinda herum. An den Abenden holte sie die Runenstäbe, hielt sie in der Hand und schwieg. Der Herbst kam und brachte sehr viel Arbeit, weil sie nur zu dritt waren. Die Gänse zogen über die Bäume, der Moorsee erschallte von ihrem Geschnatter und wirkte belebt und heiter. Im Wald begannen die oberen Zweige hell zu strahlen, aber um die Stämme herum dehnten sich die Schatten. In der Dämmerung erstarrte das Unterholz zu einem undurchdringlichen Grau.

Als die Gänse weiterzogen, saß Eira auf einem Hügel und verfolgte ihren Aufbruch. Es sah aus, als würde sie die Flügelschläge zählen. Sie sprach sehr wenig. Am nächsten Morgen öffnete sie ihr Bündel und warf die Stäbe. Die Stäbe waren freundlich. Eira schien zu wachsen. In der Nacht sprach sie mit dem Feuer. Sie verbrannte braune, zusammengeschrumpfte Klumpen aus ihrem Vorrat. Wenn die Küche voller Rauch war, sah man in den Ecken winzige Lichter, die zur Seite sprangen, wenn man hineintrat. Eira bekam eine graue Haut. Die Haare hingen ihr wie ein schmutziges, verfilztes Schaffell in die Stirn. Ihre Augen waren rot und verquollen. Obwohl sie nicht schlief, arbeitete sie wie ein mit der Peitsche

angetriebener Ochse. Sie wusste, worauf sie sich einließ. Das Warten fraß ihre Kraft. Aber sie wusste, dass der dunkle Ruf nicht verloren ging und dass er dort, wo er hingelangte, sein Werk tat. Mit der eigenen Kraft verschwand auch die Macht der fremden Gewalt. Eira wusste nicht, ob sie den Schmied auf dieser Seite festband oder ob sie am jenseitigen Ufer eine Kette löste. Sicher war, dass er kam. Er musste kommen, das hatten die Stäbe bereits verraten. Unklar war, ob er den Grenzfluss aus freien Stücken durchwaten würde und vor allem, ob er blieb. Wenn er erneut verschwinden würde, konnte sie immer noch hinter ihm herschleichen und ihn an der Flussbiegung laut genug rufen, damit er anhielt, sich umsah und den Rückweg in seinem Gedächtnis mitnahm.

Er kam, als der erste Schnee fiel. Auf der Wasserdecke im Moor glänzte hauchdünnes Eis. Die halbversunkenen Stämme schimmerten unter einer Schicht aus Raureif. Wie immer trug er weder Kettenpanzer, noch Pelz. Der Moorsee selbst und der Fluss waren noch nicht geschlossen. Das Eis würde einen Monat brauchen, um die Durchlässe zu versiegeln. Der Schmied hatte das Wasser durchquert. Er hatte kein Feuer gemacht und nicht gewartet, bis seine Stiefel getrocknet waren. Vielleicht trieben ihn fremde Verfolger zu solcher Eile, vielleicht zog ihn Eiras Ruf durch die Strömung und durch den kalten Nebel, jedenfalls war er da. Bis zu den Knien bedeckte ihn die alte Kutte, sein Hemd war trocken und niemand fragte, ob er die feuchte Kälte fortgeatmet hatte oder ob sein Mantel die Wassergeister vertrieb. Eira schlief völlig entkräftet im Bett. Der Schwertgurt fiel auf den Boden. Jorinda hob die Waffe auf und wusste nicht, was sie damit sollte. Der Schmied legte sich barfuß hinter Eiras Rücken und seine blaugefrorenen Waden umschlossen ihre Füße. Lukas schob seinem Vater den Kopf unter den Arm. Er ließ sich streicheln wie ein junger Hund. Jorinda lehnte das Schwert an die Wand. Sie hängte die Stiefel über den Herd. Vorsichtig zog sie an dem Mantel. Der Schmied wendete den Kopf. Er sah ihr ernst ins Gesicht. Dann hob er den Arm und ließ sich den Mantel von den Schultern streifen, als wäre sie die Wächterin, der man alles abgab. Sie betastete den

seltsamen Stoff, der ihr fast gewichtslos durch die Finger glitt und etwas kühl war. Das Gewebe war fest und glänzte. Die Farbe hatte sich verändert. Das Grün des Sommers hatte sich dem Ton des Bodens angenähert. Es war schwer, zu sagen, wo die Wand begann und wo der Mantel endete. Und obwohl sie wusste, dass sie vorher fragen sollte, nahm sie die Kutte mit ins Bett und stopfte sie in den Fellsack, in dem sie schlief. In dieser Nacht trieb sie auf einem Floß durch eine tiefe, unterirdische Höhle. Was sie dort sah, behielt sie für sich, obwohl es ihr auch später niemals aus dem Kopf ging.

Von da an blieb der Schmied bei ihnen. Mit der Zeit kamen sie zu Wohlstand. Der Schmied fand Erkmar und im folgenden Herbst kaufte Eira die beiden Mägde. Jorinda wurde stärker. Lukas verlor das weiche Kinderfell. Er verwuchs mit seinem Bogen. Jorinda war sicher, dass ihn die wilden Tiere im Wald bei seinem Namen kannten. Er lief wie ein Wolf und sein Heulen wurde in den verschneiten Tälern aufgenommen und trieb den Menschen den Angstschweiß auf die Stirn. Es waren friedliche, gute Jahre. Sie lebten inmitten der Räuber und die wenigen freiwilligen Besucher, die den Weg durch die Verhaue fanden, kamen auf der Suche nach der außergewöhnlichen Kunst, die der Schmied aus einer Laune heraus offenbarte, wenn ihm ein Kunde gefiel. Das passierte selten. Der Alltag bestand aus Speerspitzen und zersprungenen Kesseln. Die Räuber zeigten sich erkenntlich. Das eine Mal, als die Moorfrau die Zähne entblöste und Lukas verschlucken wollte, war ihnen eine Lehre. Danach glaubten sie nie wieder, der Schmied sei ein zahmer Dummkopf. Sie fürchteten sich, aber trotzdem folgten sie seinem Rat. Wenn er im Sommer fortzog, warteten sie darauf, dass er zurückkam. Außer Gundolf gab es niemanden, der wirklich hinsah, wenn der Schmied das Feuer zwang, in seinen Diensten Dinge zu vollbringen, die das Feuer normalerweise nicht für die Menschen tat. Der Schmied reparierte ihre Waffen. Sie wussten, er konnte mehr, aber sie ließen ihn in Ruhe. Sie boten ihm Geschenke. Bei den Beutezügen fiel ihnen unnützes Zeug in die Hände, das dem Schmied Freude bereitete. Er liebte es, Bücher zu betasten, obwohl er sie

nicht las. Er liebte asiatische Kettenhemden. Er sprach mit der Arbeit der fremden Meister, dann gab er sie zurück. Er selbst trug nicht einmal Leder. Er verließ sich auf seine zweite Haut. Das zerrissene Kleidungsstück umschloss ihn fadenscheinig, zusammengehalten von den Silberringen an den Armen, vom Schwertgurt und von den Riemen der schweren Säcke, in denen er Gestein und Werkzeug herumtrug. Niemand, nicht einmal Eira, durfte sich dem Stoff mit einer Nadel nähern. Das hieß aber nicht, dass die Löcher am Saum von alleine heilten. Sie wurden größer. Sie machten Anstalten, den Mantel aufzufressen. An den Ärmeln waren sie gut vorangekommen. Im Vergleich mit den Männern in den Kettenhemden wirkte der abgerissene Schmied wie ein Bettler, der mit gestohlenem Schmuck herumlief. Das einzige, was trotz des Mantels wirklich zu ihm passte, war sein Schwert. Aber das Schwert hatte er im Augenblick nicht zur Hand. Niemand war dumm genug, dem Schmied das Schwert zu lassen, wenn man ihn in die Gewalt bekam und vorhatte, Dinge zu verlangen, die er aus freiem Willen niemals tat.

Weil der Schmied nicht würfeln wollte, gab es erneut einen Funken für den Missmut, der mit Rauch vermischt war und nur darauf wartete, als wirkliches Feuer unter die Decke zu springen. Der Würfelspieler versuchte es noch einmal. Er sagte etwas über den erbärmlichen Geiz von Leuten, die nicht spielen wollten, weil es bei ihnen nicht einmal für einen anständigen Panzer reichte. Der Schmied lächelte in gespielter Demut. Er zog immer noch an seinem Ärmel und verbesserte das Werk der Motten. Der Würfelspieler rückte näher. Er stieß am Tisch an, der Bierkrug schaukelte und das Kettenhemd wehrte sich mit leisem Klingeln. Der Schmied blickte hilfeschend in den Raum. Erkmar schwitzte. Das böse Gelächter wurde wieder wach und setzte sich den Männern auf die Schultern. Inzwischen hatten auch die unbeteiligten Knechte und die Frauen aufgehört, miteinander zu reden. Der Würfelspieler streckte den Arm aus und berührte den Schmied. Er zerrte an dem Mantel und der Mantel riss. Der Schmied lächelte immer noch. Jorinda spürte die kleine Veränderung, mit der Erkmar seine Füße zurechtschob. Sie ließ ihn los,

nahm den Bierkrug und schob wie beiläufig einen Mann zur Seite. Dabei kippte der nächste Speer um, sodass er neben Erkmar auf den Tisch fiel.

Der Schmied packte den Würfelspieler am Arm und drehte sich mit ihm, bis der Würfelspieler an der Wand stand. Der Schmied verließ die Ecke. Die Ecke war gut geeignet zum Trinken, aber nicht geeignet, um sich ohne Waffen auf eine näher rückende Wand aus Wut zu stürzen. Der Würfelspieler wollte sich befreien. Er stand jetzt neben Erkmar. Erkmar stellte ihm den Fuß auf die Stiefel. Das Leder war offensichtlich dünn, denn der Grunzlaut, den der Würfelspieler losließ, klang eher jämmerlich als erfreut. Er spuckte das Wort „Zauberer“ durch die Zähne. Das Wort hing ihm schlaff am Bart, neben frischen Geifer und altem, verkrusteten Käse. Der Schmied sah es an und verstand.

Der Würfelspieler war ein schwerer Mann. Er hatte breite Schultern und rücksichtslose, kampferfahrene Hände. Er besaß einen Ruf, der über das Dorf hinausging. Er gehörte nicht zu Gundolfs Leuten, aber er wusste, wo das Licht erstrahlte und welche Dinge die guten Geister liebten. Dass der Schmied nicht dazugehörte, verstand sich von selbst. „Zauberer“ war nicht alles. Es gab noch mehr, was man sagen konnte. Und weil er Unterstützung brauchte, riss er den Mund auf und bewegte seine dicke Zunge. Diesmal kamen die Worte gut heraus. Jeder verstand, was gemeint war. Im nächsten Augenblick lag der Würfelspieler unter dem Tisch.

Erkmar sprang mit dem Speer auf die Bank. Er hielt den Ansturm auf Abstand. Ein anderer Wächter durchbrach den Schutz, schlug von der Seite zu und flog hilflos gegen die Wand. Er verlor die Beherrschung und zog wutentbrannt sein Schwert. Die Zuschauer quittierten das mit Missbilligung. Das verärgerte Raunen ließ den Wächter zögern. Der kurze Augenblick des Schwankens reichte dem Schmied. Er trat zu, der Wächter wich aus, aber er war zu langsam. Das Schwert war nutzlos. Es flog den Zuschauern zwischen die Füße. Der Schmied traf den Wächter, wie es ihm

gefiel, der Wächter krümmte sich und ging zu Boden. Sein Hals geriet in den Würgegriff, der Kopf wurde an die Bohlen gepresst und schabte hörbar über die Unebenheiten im Holz. Der Schmied griff ihm in die Haare und zog ihn halb auf die Bank. Dann ließ er los. Er sah zu, wie der große Mann zusammensackte. Der Wächter schnappte nach Luft, dann rutschte er zur Seite und übergab sich. Er verschwand im Schatten, aber man hörte immer noch, wie er hustete und rasselnd nach Luft rang. Erkmar stieß mit dem Speer in seine Richtung, aber er zielte nur nach einer Ratte. Als er sie traf, bohrte er das aufgespießte Tier an die Wand. Der Schmied wollte etwas sagen, aber jemand stieß die Tür auf.

Draußen wartete Gundolf. Gundolf sorgte für Sicherheit. Er ließ die Tür vollständig öffnen und stellte bewaffnete Männer an die Flügel. Seine Leute sickerten in die Halle. In einem Gegenstrom drängten diejenigen ins Freie, deren Neugier nicht groß genug war, um einen Hieb auf den eigenen Kopf zu riskieren. Der Ratsmänner kehrten zurück und versammelten sich um den Tisch. Alle, die immer noch glaubten, dass eine Beratung notwendig war, rückten in der hinteren Hälfte der Halle zusammen und versuchten gleichzeitig, die Wände zu besetzen, damit man sie nicht einschloss. Die Speere, die im Langhaus normalerweise nicht dazu benutzt wurden, dem Nachbarn den Bart zu frisieren, kamen in Bewegung. Sie richteten ihre Spitzen auf die roten Gesichter und wo kein Bart war, da fanden sie einen zerkratzten Hals oder die kleine verschwitzte Stelle, hinter der das Herz schlug. Jorinda suchte ihre Tante. Sie entdeckte sie hinter dem Rücken des widerspenstig gebeugten Onkels, der steckengeblieben war und den Strom zum Ausgang aufhielt. Weder Stoßen, noch Schütteln, noch aufgeregtes Keifen brachten ihn von der Stelle. Der Onkel duckte sich und wurde so schwer wie ein in den Fluss gefallenes Felsstück. Das Keifen übernahm die Tante. Sie maß das böse Wort und prüfte den schlechten Geschmack. Im Verpacken böser Worte war die Tante geschickter als irgend jemand, außer vielleicht den Elstern. Aber das Gekreis der Elstern war für die

gewöhnlichen Ohren der Menschen ohnehin nur ein Geräusch, dessen Sinn sie nicht verstanden. Es bedrückte sie, ohne dass sie wussten, warum.

Es dauerte eine Weile, bis sich das wogende Hin und Her geordnet hatte. Aus den in die Halle gerufenen Drohungen keimte ein Palisadenzaun aus Unmut. Er trennte den Stammesrat und die alten Familien von den Neuankömmlingen und von Gundolf, ihrem Schutzherrn. Die jungen Männer hielten überwiegend zu Gundolf. Einige von denen, die auf der anderen Seite standen, gehorchten ihren Familien, waren aber mehrfach mitgeritten, wenn Gundolf Raubzüge unternahm. Für die Knechte war die Lage schwierig. Eigentlich bestand überhaupt keine Wahl. Ein Knecht gehörte in den Haushalt seines Herrn. Für kurze Zeit konnte Gundolf dafür sorgen, dass der Hausherr Ruhe gab. Aber noch fehlte ihm die Macht, seine Wünsche uneingeschränkt durchzusetzen. Sein Schutz hielt im Moment den Angriff auf eine angemäÙste Freiheit ab. Aber was würde später folgen, wenn er wirklich gegen den Rat aufbeehrte und das Kräfteressen verlor? Oder wenn er die Römer angriff und der Rat heimlich Boten schickte und die Räuber preisgab?

Gundolf wusste, dass der Krieg gegen die anrückenden Römer gleichzeitig auch ein Kampf gegen den Willen der Väter war. Wenn er gewinnen wollte, musste er das Dorf überzeugen, dass er siegen konnte. Sein eigener Vater schwankte. Ihm gefiel der Gedanke, dass sein Sohn den besiegten, halbverhungerten Römern ein schales Bier vorsetzte und sie zwang, ihm den Tross und hochgestellte Geiseln zu überlassen. Je mehr Geiseln, desto besser. Plinius konnte mit den Geiseln römisch singen oder man verkaufte sie an die Nachbarn. Man wusste, dass die Römer vorsichtig waren, wenn man ihre Leute festhielt. Man opferte einen von ihnen und die Moorfrau war zufrieden. Danach überlegten die Römer sehr genau, ob es nicht besser war, still in den Löchern zu sitzen und mit den Schanzspaten herumzustochern, bis sie das Gold für den Freikauf fanden. Römer an Römer zu verkaufen, brachte Gewinn. Römer umzubringen, brachte hin und wieder Nutzen. Eine Flucht in den Wald brachte

Sicherheit und sonst nichts. Aber wenn man vom Glück verlassen wurde und wenn einem die brennenden Balken der eigenen Scheune auf die Schultern fielen, dann war Sicherheit das Geschenk, für das man Göttern oder Geistern oder wem auch immer jede geheime Sehnsucht und jede versteckte Kostbarkeit anbot. Meistens war es dann zu spät. Der alte Gundolf hätte sich wohler gefühlt, hätte Eira ihm versichert, dass so etwas niemals eintrat. Es war schwer, nur dem eigenen Mut zu vertrauen. Hätte irgendein anderer das Dorf befestigt und den Leuten die Furcht ausgeredet, wäre der alte Gundolf ohne zu überlegen, in den Wald gezogen. Aber hier ging es um seinen Sohn. Er wollte dem Sohn vertrauen. Wenn er die Augen zukniff, verschwand das Übel. Also starrte er mit zugekniffenen Augen zur Tür. Was er sah, überzeugte ihn wenigstens dadurch, dass es dem Schmied das Wort nahm. Der junge Gundolf vertraute dem Legionär. Er hatte ihn mitgebracht, denn es war wichtig, dass die Versammlung der misstrauischen, alten Männer einsah, dass Vorsicht der falsche Rat war. Der Legionär stand auf seinen eigenen Beinen. Er wankte ein wenig hin und her. Wenn es so aussah, als ob er umfallen könnte, fasste das Mädchengesicht nach seinem Ellbogen und rückte ihn wieder zurecht. Das Gesicht des Römers lag im Schatten. Sie hatten ihm einen Korb auf den Kopf gesetzt und den gefärbten Pferdeschwanz daran festgebunden, der vorher als Schmuck an seinem Helm hing. Das Gesicht des Römers war fast schwarz. Man erkannte weder Bart, noch Augenbrauen, aber die Römer trugen ohnehin selten Bärte. Um den Mund herum gab es einen dunklen Ring und die Nase, die trotz der vielen Schläge immer noch zu lang war, bedeckte getrocknetes Blut. Der Legionär versuchte, geradeaus zu sehen. Es gelang ihm nicht. Die Augen verloren die Richtung und fielen zu. Vor Anstrengung öffnete der Legionär den Mund und zeigte die Lücken zwischen seinen Zähnen. Seine Augenlider waren glänzende Flecke. Als er sie endlich offen hielt, wirkten sie unnatürlich hell und schwammen in einer Landschaft aus schwarzen Pfützen. Es sah aus, als ob der Römer weinte. Wahrscheinlich weinte er wirklich. Irgendjemand hatte sich die Mühe gemacht und hatte dem Legionär ein Beutehemd über den Kopf gezogen. Das Hemd hatte einen

bunten Saum. Es reichte dem Römer bis auf die Knie und verbarg einen Teil des Schadens, den die Räuber zwischen ihren Fragen angerichtet hatten. Es war ein Damenhemd, der zarte Stoff klebte auf den Rippen. Am Hals hing eine blasse Seidenblume und darüber ein Ochsenstrick. Der Strick fiel locker herab und das Mädchengesicht band ihn um einen der Pfosten an der Tür. Der Römer sah lächerlich aus, aber niemand lachte. Alle waren gewohnt, über die Römer zu lachen, doch irgend etwas störte. Sogar die Ratten verließ der Mut. Sie saßen still und unterbrachen ihren Auszug. Der Strom der Menschen löste sich auf. Genau das hatte Gundolf geplant. Er hatte das Glück auf seiner Seite.

Er lehnte an der Wand und überblickte den Raum. Er stand am Rand der Gruppe, die den Römer brachte. Er war ungerüstet, obwohl seine Leute bereits in Lederpanzern und Kettenhemden steckten. Viele waren voll bewaffnet und trugen ihre Helme. Gundolfs kahlrasierter Kopf überragte die meisten. Er hatte Ringe unter den Augen, wirkte jedoch hellwach und nicht einmal angespannt. Er trug den schweren Umhang, den seine Schwestern in aller Eile hergerichtet hatten und das neue, mit Gold umsäumte Hemd. Er kam ohne seine gewohnte Waffe. An seiner Hüfte hing das alte Schwert, das die Familie seit Generationen besaß. Es war ein Zeichen, dass Gundolf zum Dorf gehörte und dass er durch seine Geburt dazu berufen war, Befehle zu geben und Gehorsam zu erzwingen. Das Schwert war wertvoll, aber es eignete sich nicht dazu, mit Gegnern wie Erkmar oder dem Schmied fertig zu werden. Der vergoldete Knauf war abgewetzt und lag nicht fest genug in der Hand. Die Parierstange glänzte über dem Silberbelag der Scheide. Die eingelegten Steine hätten ausgereicht, um das halbe Dorf zu kaufen, aber die Klinge war schwer. Dem Stahl fehlte es an Härte und er neigte dazu, sich zu biegen. Das Schwert war stumpf. Gundolf hatte sich die Mühe gespart, es zu schleifen. Wäre er darauf aus gewesen, durch Gewalt zum Ziel zu kommen, hätte er sich niemals auf das alte Erbstück verlassen. Wenn er die Römer traf, würde es weder Rubine noch Goldblech geben. Er würde ein lederumwickeltes Heft umfassen und wissen, dass

seine Klinge einen Stoß aushielt, ohne sich zu krümmen oder abzubrechen. Das Beuteschwert, das Gundolf besaß, stammte aus einer keltischen Werkstatt und war weit gereist. Irgendwo in den fernen Bergen hatte ein unbekannter Meister den Stahl aus verschiedenen Tälern verschmiedet. Das Ergebnis war ein festes, zweifarbigenes Blatt, das beim Polieren wie ein Schlangenkörper strahlte und das Licht brach, wenn der Feuerschein in die eingelassenen Rillen fiel. Die Rillen sorgten für Leichtigkeit. Der Schwerpunkt der Waffe lag perfekt in der Mitte. Ohne dieses Schwert war Gundolf waffenlos.

Eben darin bestand seine Absicht. Er fühlte sich etwas unwohl, und es war nicht einfach, die Furcht vor der empfundenen Nacktheit zu überspielen. Aber es lohnte sich. Er erkannte es daran, wie man ihn ansah. Die Leute wussten, was Mut war. Sogar der Schmied zeigte unterschwellig Respekt. Er erwiderte, was wie ein großzügiges Angebot aussah, und entschied sich dafür, zu warten. Gundolf drehte sich um und sagte ein paar Worte zu seinen Leuten. Die Männer traten auseinander. Am Ende der Gasse wurde eine Fackel angezündet. Die Fackel rauchte. Dann wurde sie gesenkt und alle erblickten Lukas.

Lukas versuchte zu lächeln. Es war ein schiefes Grinsen und dahinter eine wortlose Frage an den Schmied. Der Schmied zeigte keine Reaktion und das Lächeln erlosch. Eine Hand stieß Lukas in den Rücken. Er setzte sich in Bewegung und wanderte langsam durch die Gasse, bis er bei Gundolf ankam. Er hatte die Hände frei. Er verschränkte sie und wehrte sich nicht, als Gundolf ihn heranzog. Bis auf eine aufgeplatzte Lippe schien ihm nichts zu fehlen. Ein schmaler Blutfaden lief ihm über das Kinn. Er bemerkte es nicht oder wollte nichts dagegen tun. Gundolf legte Lukas die Hand auf die Schulter und schloss ihn in die Arme, als wäre er der innig geliebte kleine Bruder. Lukas nahm es hin. Als Gundolf ihm beiläufig über den Hals strich, fuhr er kurz zusammen, dann hielt er still.

Der Schmied hob die Hände und setzte sich langsam mit dem Rücken zur Wand. Ermar blieb stehen, aber er hob weder das herrenlose Schwert auf, noch nahm er ein fremdes Messer, obwohl man ihm welche hinhielt. Gundolf lächelte. Er nickte dem Rat zu, als Zeichen dafür, dass es an der Zeit war, mit den Gesprächen zu beginnen. Die alten Männer schwiegen. Als sich das Schweigen hinzog, begannen die Leute zu flüstern und das Geflecht der bösen Flüche hing wie ein Spinnennetz im Rauch. Jorinda spürte, dass es zwischen Lukas und dem Schmied ein Band gab, auf dem ein schwarzer Käferstrom hin und herzog, aber noch ehe sie begriffen hatte, was vorging, zerriss das Band und die Käfer zerfielen zu gewöhnlichem Schmutz.

Gundolf konnte keine Käfer sehen, aber er hielt Lukas und erfasste, wie etwas Fremdes näherkam. Dann war es plötzlich vorüber und auf einmal fehlte die gefährliche, kalte Hülle, die den Schmied umgab. Lukas war ein schmutziges, junges Raubtier in der Falle seines Jägers. Der Schmied löste seine Ringe. Er zog sie von den Armen und legte sie auf den Tisch. Er schälte sich aus der alten Kutte. Dann zog er die Hände zurück. Für einen Moment senkte er den Kopf auf das blankgewetzte Holz. Als er auf sah, hatte er einen bitteren Zug um den Mund. Seine Stimme klang fest, aber plötzlich fehlten der Spott und der gewohnte Hochmut. Er sprach mit Gundolf, als wäre Gundolf seinesgleichen:

„Ich werde dir nicht schaden. Du siehst, dass ich nichts mehr habe. Wenn du willst, dass ich gegen die Römer ziehe, werde ich für euch kämpfen. Wenn ich helfen soll, die Waffen herzurichten, kann ich das tun. Ihr werdet meine Hilfe brauchen. Wenn du mir nicht traust, kannst du mich bewachen, ich werde mich nicht wehren und in allem, was du verlangst, Folge leisten. Ich werde auf deine Fragen mit der Wahrheit antworten und ich werde dir helfen, damit du so viel wie möglich verstehst. Ich werde allein sein. Ich werde keine Hilfe suchen und wenn mir aus alter Gewohnheit Hilfe zufließt, werde ich sie abweisen und mich verschließen. Du kannst aufhören, gegen mich zu kämpfen. Ich bin kein Römer. Ich bin kein Feind. Ich kann noch heute nacht beginnen. Wenn du morgen nachsiehst, ist die meiste Arbeit getan.“

Gundolf packte Lukas. Er riss ihm den Kopf nach hinten und drückte den Unterarm gegen seinen Hals. Dann roch an ihm wie an einem toten Hasen. Anschließend stieß er ihn zurück zwischen die bewaffneten Männer. Lukas verschwand hinter einer Mauer aus breiten Schultern und roten Gesichtern. Gundolf verließ den Platz an der Tür und kam zum Ratstisch. Er wollte noch mehr. Er musste zeigen, dass es weder Stolz, noch Eigensinn, noch Zauberei geben würde und dass die Zeit des Widersprechens vorbei war. Er sah auf den Schmied herab: „Deine Lederschnur. Nimm sie ab. Und das Zeug, das du da am Hals trägst. Leg es hier auf den Lumpenmantel. Bleib ganz ruhig. Du wirst es nicht mehr brauchen.“

Der Schmied gehorchte wortlos. Er zerriss die Schnur und zog sie aus seinem Hemd. An der Schnur hing ein abgegriffenes Bündel aus heller Seide. Gundolf zerschnitt die Seide und fand einen kleinen goldenen Ring. Jorinda hatte den Ring noch nie gesehen. Der Ring glänzte auf der flachen Hand, dann schloss Gundolf die Faust. Er wies mit dem Kopf auf Erkmar: „Du auch. Gib alles her. Ringe und Amulett. Vielleicht kommst du ja angesichts der Römer zu Verstand. Wenn wir fertig sind, bekommst du es zurück. Wenn du das Trollgeschmeide dann dann überhaupt noch haben willst.“

Erkmar zuckte mit den Schultern. Er hatte kein Amulett. Er besaß einen einzigen Armring. Er hatte ihn selbst geschmiedet und trug ihn sogar in der Nacht. Für Silber oder Gold fehlte ihm der Sinn. Erkmar liebte Eisen. Seinen Eisenring schmückten Hirsche und ein Band aus Zeichen, die Eira in die Asche geschrieben hatte. Erkmar war überzeugt, dass diese Zeichen halfen. Zwar gehörten die letzten Tage in die Mistgrube der Erinnerung, aber sonst war das Leben freundlich. Erkmar gefiel es nicht, dass Gundolf das Recht besaß, seine Zufriedenheit zu stehlen. Er zögerte.

Gundolf drängte: „Zier dich nicht. Niemand muss sich schämen. Wenn du dir einen Elfenzopf um den Bauch schnürst, sagen wir es keinem weiter. Gib ihn her und später bekommst du ihn zurück. Beeil dich. Wir haben wenig Zeit.“

Die Leute lachten.

Erkmar hob sein Hemd und zeigte, dass nichts da war. Kein Elfenzopf und keine Amulette. Dafür gab es eine Landschaft aus blauen Flecken. Er legte die Hand auf seinen Armring. Er drehte ihn hin und her, aber er machte keinen Versuch, ihn zu öffnen. Der Schmied versuchte, zu vermitteln: „Gundolf ist zu hässlich für deine Hirsche. Gib sie her. Du hast sein Wort, dass er dich nicht bestielt. Alle hören es. Sie denken, dass wir sie mit Zaubernebel ersticken, aber wir werden wie jeder andere nur Worte benutzen. Man kann den Wahnsinn in Gundolf auch erkennen, ohne dass der Trollkönig mit der Fackel daneben steht und über seine Pläne lacht, bis der Keller einbricht.“

Gundolf stützte sich auf den Tisch und schob seine krumme Nase über die Sachen, die in der Mitte lagen:

„So, wie es riecht, haben wir hier ein Grab. Oder einen ungewaschenen Troll. Oder etwas, das in die Erde gehört, aber trotzdem draußen herumläuft.“

Er drehte den Hals zur Seite und sprach mit Erkmar: „Du riechst genauso. Du riechst nach den angefaulten Knochen aus der Leichengrube im Wald. Das kommt von diesem Armring. Du riechst wie die römischen Händler, die nicht weiterfahren können, weil wir ihre Köpfe haben, ihre Pferde und ihr Geld. Gib mir den Ring. Meine Mägde wischen dir den Gestank mit der heißen Zunge von der Haut. Du wirst es nicht vergessen, es wird dir gut tun.“

Die Erinnerung an tote Händler sorgte für Kommentare und für Gerangel zwischen den Räubern und den eingessenen Leuten aus dem Dorf. Der Schmied stand auf. Er wurde laut, damit man ihn verstand: „Der Unterschied zwischen einem Legionär

und einem Händler ist etwas, das ich mir lieber erzählen lasse, als dass ich es selber lerne. Aber ihr solltet sicher sein, dass es einen gibt. Wenn es hier nach Tod riecht, dann ist das euer Tod. Es ist außerdem der Tod meiner Kinder und mein eigener Tod, wenn ihr verlangt, dass ich bleibe. Es ist der Tod der Frauen, wenn ihr sie nicht fortschickt. Wir erwarten keinen Zug gemästeter Kaufleute, wir erwarten eine Kohorte gepanzerter Soldaten. Dass ihr einen von ihnen erwischt habt, heißt nur, dass sie mit euch spielen. Wenn er gerne redet, dann fragt ihn doch, wie hoch sie ihn bezahlen. Und was ihn sonst noch antreibt, eure Prügel auszuhalten und euch mit jedem ausgeschlagenen Zahn eine neue Lüge vor die Füße zu spucken.“

Er kam aus seiner Ecke. Es gab ein paar Versuche, ihn aufzuhalten, aber er schüttelte sie ab. Sie mussten ihn weitergehen lassen. Er durchquerte den Raum. Als er die Tür erreichte, packte er den Legionär am Kinn und zwang ihn, den Kopf zu heben. Der Legionär erweckte den Eindruck, als habe er geschlafen. Er sagte etwas Unverständliches und hob die zusammengebundenen Hände, als wollte er sich schützen. Der Schmied knurrte wie ein gut gelauntes Raubtier, das die Beute ableckt: „Auf jeden Fall kennt er keine Angst. Der wahre Römer ist tapfer. Er blickt dem Knochengespenst in die Augenhöhlen und denkt an den Ruhm der gefallenen Helden. Das eigene Leben ist nichts. Der wahre Römer wirft es weg, um der grauen Vorzeit Ehre zu erweisen. Ehre für das Land der Väter, die ihre Kinder erwürgen ließen, damit die Gerechtigkeit in einem Regen aus Schweiß und Tränen die Blätter aufrollt und ins Licht wächst. Aber normalerweise nahmen sie dafür Geld. Geld war ihnen wichtig. Ich denke nicht, dass sie das geändert haben. Die Frage ist, ob sie uns für so gefährlich halten, dass es sich lohnt. Wie viel haben sie dir geboten, damit du herkommst und uns belügst? Ist es dir angenehm, wenn du nur noch Blut schmeckst? Ersetzen sie deine Zähne mit einem Landgut oder bekommst du Münzen? Wirst du endlich reden, wenn ich dir langsam den Hals umdrehe, damit du begreifst, dass dich niemand rettet?“

Das Kinn des Römers wurde sanft bewegt, der Schmied benutzte seine Hand mit großer Vorsicht. Der Blick des Legionärs wanderte auf die Seite, kehrte zurück und klammerte sich an den Feind. Er flüsterte eine Antwort. Er sprach die Römersprache, dennoch hatte es den Anschein, als ob ihn der Schmied verstand. Wer in der Nähe stand, konnte hören, dass es ein Gespräch war. Der Schmied brauchte keinen Übersetzer. Trotzdem kam er nicht voran. Der Römer sackte auf die Knie und rutschte mit dem Kopf zwischen die Füße der Bewacher. Er kroch, bis ihn der Ochsenstrick am Hals zurückriss. Dann tat er so, als wäre er verendet.

Die Beine der Räuber waren ein guter Schutz. Der Schmied konnte sie vertreiben, aber dazu brauchte er einen Speer. Er hätte ihn nehmen können, aber niemand wusste, wie man die Gewalt unterdrückt, wenn sie erst einmal frei herumsprang. Es war besser, zurückzugehen und zu warten. Es war schwer, das Richtige zu tun, wenn das Ende bereits feststand, aber offen blieb, wem genau dieses Ende galt. Wenn die Räuber Lukas zusammenschnürten, konnte ihm jede Kuhmagd ein Messer zwischen die Rippen treiben oder ihn mit ihrem langen, verlausten Zopf erwürgen. Wenn die Gewalt auf der Stelle losbrach, würde Lukas nicht einmal mehr verstehen, wessen Hand ihm die Kehle durchschnitt. Er wäre verloren, ohne Gelegenheit, seinen Abschiedsfluch als Vergeltung so zu vergiften, wie sie es verdienten. Sie würden die Hände im Schnee abwischen, über die Schulter spucken und lachen, weil nichts geschah. Vielleicht würde Gundolf dafür sorgen, dass sie viel zuviel tranken. Dann hätten die Römer ein leichtes Spiel und mit den toten Mördern würde auch die Erinnerung an die Tat im Sumpf versinken. Ohnehin würden die Römer keinen von ihnen am Leben lassen. Wenn es Gundolf gelang, Lukas in die Totenhalle mitzuschleppen, dann musste Lukas dort als Stallknecht für die Knochenpferde dienen und Gundolf den Schädel polieren, bis die anderen Geister dachten, Gundolf wäre der leuchtende Abendmond.

Es war besser, wenn es nicht dazu kam. Der Schmied sah, wie die Füße des Legionärs zwischen den Stiefeln der Räuber zuckten. Er wünschte sich, dass sie ihn zertraten. Er sah die angespannten Kiefer und den Schweiß, der an den Hälsen herabließ. Sie waren auf alles gefasst. Er hob die Hände und öffnete sie, als Zeichen, dass er aufgab. Es fiel ihm schwer. Er war nicht daran gewöhnt, ihnen schutzlos gegenüber zu stehen. Trotzdem verzichtete er darauf, sie zu verwirren. Er wollte, dass sie bei Sinnen blieben und verstanden, was er tat. Er rechnete mit Hohn. Er hasste sie, denn sie hatten Lukas. Zu seinem Erstaunen sah er in ihren Gesichtern Verlegenheit und bei einigen sogar Scham. Sie gaben ihm genügend Raum, um unbehelligt an den Ratstisch zurückzukehren. Jetzt kam es darauf an, zu reden. Wenn es noch einen Ausweg gab, dann mussten sie ihn im Hin und Her der Worte finden. Sie mussten ein paar halbverschneiten Spuren folgen und vergessen, wie man einem Raubtier die Kehle durchbiss.

Als der Schmied vor Gundolf stand, begriff er, wie schwer es war, seinen Vorsatz einzuhalten. Ohne zu überlegen, wiederholte er die Geste der Niederlage. Um sich selbst zu gehorchen, musste sich entwaffnen. Erneut hob er die Hände, aber seine Hoffnung wurde enttäuscht. Gundolf bedachte ihn mit einem prüfenden, kalten Blick und fasste nach dem Schwertgriff. Er hatte Erkmar gezwungen, den Armring herauszugeben und ließ ihn langsam über die Tischplatte rollen, dicht genug vor Erkmar, um ihn zu einem Ausbruch zu reizen. Erkmar war froh, dass der Schmied zurück war. Er machte Platz. Er zog an Jorinda und Jorinda folgte ihm an den Rand der Halle, in die Reichweite von aufgestapeltem Brennholz, Feuereisen und handlichen, runden Steinen, die sich mühelos aus dem Mauerwerk lösen ließen, wenn man mit ihnen spielte. Neben ihnen hockte die Tante und zeichnete Muster auf den festgetretenen Lehm. Der Onkel stand in der Ecke und spuckte Nussschalen in den Rauch. Eira schien sich für andere Dinge zu interessieren, von ihr fehlte jede Spur. Vielleicht war das gut. Vielleicht war es auch ein Zeichen, dass sie bereits

unterwegs war und an Dinge dachte, die mit dem Hier und Jetzt nicht mehr verbunden waren und in eine Welt gehörten, die die anderen noch nicht sahen.

Statt dessen fühlte Jorinda den starren Blick der alten Frau, die das Feuer schürte. Der Blick enthielt das trockene Gift finsterer, böser Wünsche. Er war schwerer als ein Ochsenjoch und ebenso fest und unzerbrechlich. Die Alte zog an den Zügeln. Jorinda behielt unter dem Ochsenfell genügend Kraft, um sich dem Schmerz und den Peitschenschlägen zu widersetzen. Erkmar wollte gehorsam ziehen, aber Jorinda roch den Sumpf und bremste. Der Karren mit der Alten steckte fest wie ein großer, angefrorener Stein. Die Alte stach sie mit spitzen Stöcken, aber es war umsonst. Jorinda stand. Fremder Zauber tat weh, aber inzwischen fehlte ihm die Macht, sie zu lenken. Sie fasste Mut und setzte sich zur Wehr.

Plötzlich sprang ein kahler Hund durch die Schatten und biss der Alten ein Loch in den schmalen, ausgedörrten Hintern. Das Loch war groß und innen drin glänzte ein flacher, gelber Knochen. Die Alte riss den Mund auf. Die Zunge fuhr hin und her. Die schwarzen Zähne wackelten. Sie griff sich an den kahlen Kopf. Dann kippte sie um und fiel mit dem Gesicht in das Feuer, das sie freundlich knackend empfing. Ein Knecht riss sie aus den Flammen. Er goss ihr sein Bier über die angesengte Glatze und rief etwas in den Raum. Er lachte. Er schlug Erkmar auf die Schulter und Erkmar lachte zurück, obwohl er nicht wirklich begriff, warum. Aber Lachen tat gut. Es war diesmal nicht das Lachen der Jäger, die ihre verletzte Beute noch einmal springen ließen, ehe sie in Geschrei ausbrachen und ihr die Spieße in die Seiten stießen. Es war das Meckern der Ziegenherde, die hinter dem Felsen hervorkam und die jungen Böcke antraf, die am Leben waren, obwohl sie inzwischen wussten, wie der Wolf roch. Der Wolf roch schlecht. Schlechter als der Hirtenhund, der zwischen den Ziegen stand und stank. Jorinda wischte die Hand ab. Sie hielt sie verstohlen unter ihre Nase. Sie hatte den Geisterhund umklammert und der Geisterhund hatte ihr geholfen. Hätte Gundolf ernsthaft versucht, alles wegzunehmen, was ihm

schaden konnte, hätte er nach dem Hundeschädel gesucht und ihn mit Sicherheit gefunden. Er hatte sie angesehen, aber er ließ ihr, was sie besaß. Sie hatte ihren Mut zusammengerafft, die Schmiedekutte herangezogen und die Hände darin vergraben, als wäre ihr kalt. Sie hoffte, dass Gundolf wegsah und sie vergaß. Er vergaß sie nicht. Als sie die Kutte mitnahm, war ihr übel. Sie hielt die Luft an, um die falschen Töne in den Hals zu sperren. Sie erwartete, dass er sie festhielt, aber er blickte nicht einmal auf. Er fixierte den Schmied. Der Schmied benahm sich wie ein zahmer Tanzbär. Was mit seiner Kutte geschah, war ihm völlig egal.

Anders stand es um die zerlumpten Reste des grünen Mantels. Die Kutte raschelte und schmiegte sich freundlich unter Jorindas Arm. Ihr gefiel die vertraute Wärme einer bekannten Haut. Dass es Jorinda war und nicht der Schmied, schien sie nicht übermäßig zu stören. Es war immer noch viele Male besser als die besitzergreifende flache Hand von Gundolf, die unverkennbar nach Blut roch. Ein kaum vernehmbares, leises Schnurren erinnerte an die Katze. Es war klar, warum die Katze die Kutte mochte. Wenn der Schmied ins Haus trat, sprang die Katze durch den Rauchabzug und kratzte über das morsche Schilf auf dem Dach. Wenn er sich auszog und im Hemd sein Bier trank, kehrte sie zurück und rollte sich auf dem Mantel zusammen. Jorinda hatte immer gedacht, dass es die Katze war, die hörbar schnurrte. Jetzt war sie nicht mehr sicher. Sie hielt das Schnurren im Arm, aber von der Katze fehlte jede Spur.

Gundolf hatte das Knurren und Hin und Herschleichen satt. Er wollte richtig beißen. Ihm taten die Zähne weh. Er musste sie benutzen. Wenn er nicht bald dazu kam, die Dinge in eine Richtung zu lenken, konnte er selbst damit beginnen, Löcher in den Schlamm zu wühlen, um den Kopf vor den Römern zu verstecken. Er nahm den Eisenring von Erkmar und legte ihn vor den Ältesten auf den Tisch. Die Ältesten waren erstaunt, aber als Gundolf ihnen alles zuschob, was der Schmied herausgegeben hatte, begriffen sie. Sie zogen an den pelzbesetzten Mänteln, legten

Würde auf die Gesichter und reckten das Kinn nach vorn, wie es sich für ein Stammesgericht gehört. Gundolf wollte noch etwas sagen, aber jetzt sprach der Rat der alten Männer. Sie betrachteten ihn mit ihren gedankenschweren, müden Augen und waren unzufrieden. Sie fanden, dass es nicht gerecht war, wenn er vor ihnen aufstand und sie sollten seinetwegen schweigen. Er sollte Ruhe geben, die Bank anwärmen und neben dem Schmied darauf warten, dass sie anhörten, was es gab. Wie jeder andere im Langhaus würde er die Gelegenheit bekommen, vorzuschlagen, was ihm einfiel. Jetzt war dafür die falsche Zeit.

Es begann, wie gewöhnlich, mit der Ermahnung der jungen Männer. Alles, was von der angestammten Gewohnheit abwich, war verdächtig. Die wütenden jungen Männer lachten. Weder folgten sie den überkommenen Gesetzen, noch beugten sie ihren Willen, wenn die Erfahrung des Alters Dummheit und Fehler vorfand. Alles war ein Spiel. Das Neue war eine unbekannte Strömung, die das Rattenvolk auf einem morschen Floß in den Fluss zog. Manchmal schwamm das Floß und manchmal versank es. Dann musste das Rattenvolk unter dem Flussbett nach Rettung suchen. Es fraß, was ihm vor die Zähne kam. Es zernagte Steine und biss den Weltenbaum in die Wurzel. Der Weltenbaum warf die Blätter ab und verlor die Blüten. Im Herbst fehlten dann die Früchte. Wenn der Winter kam, fand er Hunger und leere Höhlen. Das Neue regte sich nicht und das Alte war ein auseinander gestreuter Haufen aus grauen Blättern und weißen Knochen.

Aber manchmal musste man Zerstörung dulden. Wenn der Weltenbaum so verdorrt war, dass die Äste auf die Erde fielen, dann hatte es keinen Zweck, die Finger in den Maulwurfshügel zu bohren und den Kopf in den Schlamm zu pressen. In diesem Fall bestand der Mut darin, die Welt, wie sie war, aufzugeben. Dieser Fall hieß, dass die alten Männer aus dem Lichtkreis der Feuer traten und sich am äußersten Rand auf die Steine setzten, um in der Schattenkälte zu warten, ob man sie mitnahm oder im Dunkeln zurückließ. Derartiges hatte es früher bereits

gegeben. Natürlich lebte niemand mehr, der selbst dabei war. Aber die Geschichten der alten Männer liefen durch die Erinnerung ihrer Väter und Urgroßväter bis zu einem schweigenden, schwarzen Graben, aus dem kein Echo zurückkam. Niemand wusste, was der Graben verbarg. Und niemand konnte sagen, was auf der anderen Seite lauerte, wenn ein unbesonnener Mensch zurücklief. Vielleicht lag dort ein moosbewachsener Baumrest. Vielleicht war dort ein anderer Weltenbaum über seinen Wurzeln verfault. Vielleicht hing das Hochzeitskleid der Moorfrau zwischen den toten Ästen und schaukelte über einem Kranz eingesunkener Gerippe. Es war besser, man wusste es nicht genau. Aber man musste darauf achten, dass es nicht wieder vorkam. Man musste den jungen Männern den Knotenstock vor die Schwerter halten. Wenn sie innehielten, floss die Zeit auch weiterhin wie ein Bach von der Quelle bis zur Mündung. Wenn sie ihn zerhackten, dann brach der Strom auseinander und überschwemmte die sichtbare Welt. Tote alte Männer konnten dann in Frieden schlafen. Für sie war es an der Zeit, die schweren Pelze abzuwerfen und die Stiefel ins Moor zu tragen. Der Rest der Menschen lief in schiefen Bögen davon. Sie vergaßen die alten Männer und sprangen quer durch die Zeit. Wenn der Schmied zurückblieb, fielen sie möglicherweise direkt vor das aufgerissene Maul der großen Schlange. Wer die Schlange von innen sah, brauchte nie wieder einen Weltenbaum, ein Herdfeuer oder eine Kuh. Er brauchte überhaupt nichts. Vor seinen Füßen hörte das Licht auf und hinter seinem Rücken fehlte der Schatten. Sogar die Läuse wurden farblos. Sie verloren ihre Kraft und fielen als unsichtbare Regentropfen aus dem Gestrüpp auf den Köpfen der menschlichen Gespenster.

Der alte Gundolf strich sich die Haare aus den Augen und musterte seinen kahlrasierten Sohn. Er versuchte den Vergleich mit dem Schmied, aber es gab Dinge, die man nicht vergleichen konnte. Das galt nicht nur für Schwerter oder Messer, sondern auch für Männer. Die meisten Männer stießen ihr Messer in den Pfosten, wenn daneben jemand stand, der sie beim Atemholen störte. Der Schmied blies einmal über den Herd und die Stichflamme, die herausfuhr, trieb unerwünsch-

te Gäste weit hinaus in das Schilf am Moorsee. Dort konnten sie deutlich riechen, was die Moorfrau in die Töpfe warf, wenn sie ihre Sülze würzte. Später sahen sie die sauber gebürsteten Schädel und den Dampf über dem See, wenn die Sumpfgesperster die Sülze zum Abkühlen durch das Wasser schoben. Vielleicht wäre der Schmied trotz der hässlichen Zauberei ein guter Ratgeber gewesen, denn er interessierte sich weder für Macht, noch für Reichtum. Trotzdem verstand er gut, was die Mehrheit der Menschen antrieb. Er konnte die Furcht vor der finsternen Seite seiner Natur zerstreuen und es gelang ihm, gegenseitige Bosheit und hartnäckige Streitereien aufzulösen. Hinterher wusste man nicht immer, was passiert war, aber Rückfälle in den alten Hader gab es selten. Obwohl er fremd war, hätte ihn jeder im Rat akzeptiert, hätte er nur aufgehört, herumzuwandern und sich wie alle anderen am Dienst für die Moorfrau und hin und wieder an einem Raubzug beteiligt. Aber das war hoffnungslos. Der alte Gundolf nahm einen Bierkrug, der vorbeikam, trank und gab ihn wortlos weiter. Sein Nachbar schüttelte sich und spuckte. Sie hielten den Krug ins flackernde Licht des Feuers. Im Bier schwamm bläulich graue Asche. Unten ringelte sich ein Wurm. Zwischen der Asche trieben kleine Früchte und ausgefranste Blätter. Der alte Gundolf verzog das Gesicht. Das war kein Bier, das war ein Hexensud. Jemand wollte, dass die vernünftigen Gedanken wie ein Mückenschwarm ins Feuer flogen und nichts von ihnen blieb bis auf einen kurzen Gestank im Rauch.

Sie zogen die Köpfe zurück. Der Nachbar knurrte. Er suchte eine Hexe. In seinen Augen stand der Wunsch, ihr den eigenen Trank in die Nase zu träufeln und anschließend zuzuschauen, was mit ihr geschah. Eine geduldig zubereitete Hexe war ein Festmahl für die Moorfrau. Als Dank konnte man mit Recht darauf hoffen, dass man im Nebel verschwand, wenn tatsächlich römisches Kriegsvolk herumschlich und erkundete, wie viele Spatenschläge der germanische Schädel aushielt. Der Nachbar hob den Bierkrug. Er holte Luft, um laut zu schreien, dass die Zauberbrut das Bier mit Würmern würzte. Der alte Gundolf nahm dem Nachbarn den Krug weg. Er goss den Hexensud in die Flammen. Das Feuer zischte, sonst passierte nichts.

Nur wer wirklich acht gab, bemerkte das erschrockene Zucken der Rattenfüße und das schadenfrohe Meckern aus den rußgeschwärzten Ritzen der Balken. Der alte Gundolf schob den Nachbarn aus dem Lichtkreis, aber der störrische Nachbar schob den alten Gundolf zurück. Der Nachbar schwitze. Seine Augen schielten. Er hielt den alten Gundolf gepackt und der alte Gundolf hörte, wie die Rippen unter seinem Mantel ächzten. Der Nachbar spuckte dem alten Gundolf ins Ohr. Der alte Gundolf wollte, dass der Nachbar ruhig war. Er wollte freundlich sein, aber es missriet und heraus kam ein böses Knurren:

„Du riechst einen Schatten am Horizont und bellst. Sei still. Wir sind keine Hunde, sondern Männer.“

„Aha. Der Ratschlag von einem Fuchs. Vielen Dank. Der Fuchs berät den Hund. Aber der Hund will bellen, wann es ihm passt.“

„Zum Kläffen gibt es keinen Grund.“

„Ich will mit den Hexen reden. Oder mit dir, je nachdem. Und dann erzählst du dem Rat ein bisschen mehr über deinen Sohn. Am besten freiwillig, von allein, ohne lange Fragen.“

„Mein Sohn spricht selbst. Das kann er besser als du. Wenn du weiter herumschreist, wirft er dich vor die Tür. Draußen kannst du auf dem Eis für die Wölfe bellen.“

„Dein Fuchs von einem Sohn ist für uns gefährlich. Er hat die Tollwut und ich frage mich, warum wir ihn nicht mit einem Pfeil erschießen, wie es sich gehört.“

„Tollwut hat, wer wild herumspuckt.“

„Darum geht es nicht. Dein Sohn zerstört die Ordnung. Wir sollten ihn vertreiben. Oder im Moor versenken, das wäre wahrscheinlich noch viel besser.“

„Versuch es. Aber dazu brauchst du Mut. Wenn er dich ansieht, fällt dir der Unterkiefer auf die Stiefel. Und die Hände zittern wie bei einem alten Weib.“

„Alte Weiber sind euch offensichtlich wichtig.“

„Mein Sohn interessiert sich für die jungen. Hexen oder Hexentöchter, das ist ihm egal. Die alten helfen ihm und nähen Hemden für die Hochzeit. Und in den Töpfen kochen sie die Suppe für die Gäste.“

„Dein Sohn kocht Gift. Oder er lässt es von anderen kochen und bezahlt. Er lässt die Suppe salzen, bis sie grün ist. Dann badet er in dem Zeug und würzt nach. Und kriegen das in die Schüssel und müssen uns am Ende noch bedanken.“

Der Nachbar redete wie ein Bergbach:

„Das alte Glatzenweib ist natürlich froh. So ein bisschen Hexensuppe zusammenschütten ist ein kleiner Dienst im Vergleich mit den vielen Silberstücken, die später aus den Ärmeln rollen, wenn Eira erst einmal weg ist. Wenn man nur vor der Hütte sitzen muss und vom Schimpfen reich wird. Habt ihr der Alten Geld gegeben oder ist es umgekehrt und die Alte bezahlt deinen Sohn? Oder tanzen die beiden nachts um den Sumpf und überlegen, wie man Eira loswird? Dein Sohn denkt, dass er der Fuchs ist. Aber wenn er glaubt, dass wir seine Mäuse sind, dann wird er sich noch wundern.“

Der alte Gundolf wusste nicht, was er glauben sollte. Daran, dass sein Sohn über das Maß für einen ehrlichen Dummkopf hinausging, hegte er nicht den geringsten Zweifel. Dass er das Bündnis mit den jungen Männern der Flüchtlingshorde suchte, verstand der Vater, obwohl es ihn erschreckte. Aber ein Pakt mit den Zauberweibern, die in den Unterröcken Gift in die Häuser schlepten, beleidigte die Bräuche und zerstörte den Glauben an die Ordnung. Die Zauberweiber riefen die Schatten von Leuten, die niemand kannte. Sie hängten Amulette an die Bäume, auf denen tote Männer mit dem Wagen fuhren. Natürlich hassten sie jeden Schritt von Eira, denn Eira ging durch den Wald, sammelte die fremden Zauberzeichen ein und versenkte sie im Sumpf. Wer Eira hasste, hasste den Schmied. Wer den Schmied beseitigen wollte, begann am besten mit Eira. Eira und das, was sie tat, gehörte in den Ablauf der Zeit. Das Heraufbeschwören der fremden Toten zerbrach den Kreis der Ereignisse. Der alte Gundolf verstand sehr gut, was den Nachbarn so empörte und wenn er ehrlich war, empörte es ihn selbst ebenso, wenn nicht sogar noch mehr. Mit Würmern verdorbenes Bier konnte niemandem gefallen, aber auf Totenzauber in der Ratsversammlung stand eigentlich der Gang in den Sumpf oder der Fischfang

in einem morschen, durchlöchernten Boot. Man musste mit dem Nachbarn reden. Man musste ihn beschwichtigen oder mit Zwang dafür sorgen, dass er still war. Der alte Gundolf hob den Arm und wollte ihn dem Nachbarn auf die Schulter legen, aber der Nachbar war auf einmal nicht mehr da. Er stand vor dem Ratstisch und spuckte nun wirklich wie ein Wildschwein.

Der Rat saß auf seiner Bank. Die abgeschossenen Wölfe, deren Pelze die Männer auf den Schultern trugen, sträubten das Fell. Der Nachbar hatte Flecke auf dem Hals, zwischen seinen Zähnen wuchs gelber Schaum. Die am Anfang noch klare Rede verwandelte sich in einen Schleim aus Flüchen, die keiner im Raum verstand. Schließlich hörte man ein leises Grunzlaut. Dann kippte der Nachbar um. Für den Rat sah er aus wie ein Dummkopf, der sich im falschen Moment betrank. Unter seinem Rücken erschien ein See. Sie wunderten sich, denn sie kannten ihn seit seiner Kindheit. Man musste ihn in die Sauna schaffen, waschen und ihm mit dem Besen solange über den Rücken streichen, bis er wieder verstand, was einem Mann in einer Ratsversammlung zustand.

Gundolf schwieg. Sein Vater, der ihn gut genug kannte, sah den dünnen Schwanz des Zweifels hinter seinen Augen. Gundolf wartete und die Ältesten, die lieber auseinander gelaufen wären, mussten damit beginnen, ihre Macht zu zeigen. Wenn sie verloren, waren sie hungrige alte Männer. Der krumme, etwas dick gewordene Bär, auf den sie früher alle hörten, erhob sich. Er stieß mit dem Stock auf den Boden und verlangte Ruhe. Er war ein alter Jäger, der die vernünftige Furcht vor einem aufgebrauchten Raubtier guthieß. Er hatte genügend Wölfe erlegt, um sicher zu sein, dass ihm niemand Feigheit unterstellen konnte. Er hatte viel gesehen und einiges gelernt. Seit Tagen versuchte er, selbst herauszufinden, was draußen im Wald zwischen den Bäumen vorging. Es hatte zu nichts geführt. Entweder hörte man überhaupt nichts oder seine Späher schlichen verprügelt durch den Stall. Alles, was man erfuhr, waren neue Namen aus Gundolfs Bande. Das waren manchmal die

Namen der Söhne von alten Freunden, aber meistens waren es Männer aus der herangezogenen Horde aus dem Norden. Es waren viele Namen. Die eigenen Söhne blieben im Haus, aber ob sie auch in ihren Gedanken vernünftig waren, wusste niemand, am wenigsten ihr Vater. Der alte Bär vertraute weder Gundolf, noch dem Schmied. Er kannte die Römer als immer wiederkehrendes Übel, dem man durch List und Flucht entkam, wenn man vorsichtig war und vermied, sich wie von einem Unwetter überraschen zu lassen. Gundolf wollte die Römer benutzen. Früher hatte er einen struppigen, blonden Zopf getragen, hatte gegrinst, wenn die Mädchen flüsterten und hingehört, wenn sein Vater etwas sagte. Aber schon damals konnte man deutlich sehen, dass Gundolf hinter der glatten Stirn einen abgrundtiefen Hass auf das lautlose Verstreichen der Zeit herumtrug. Geduld und Unterordnung waren für ihn Gespenster, die aus den Tagen ein fahles Zwielflicht machten und aus dem eigenen Leben eine bedeutungslose Spur. Die Römer konnten Gundolf helfen. Wenn er ihnen die Rüstung wegnahm, bekam er ohne Extramühe die Macht. Die Römer bekamen ein Bett im Moorsee. Die alten Männer bekamen nichts.

Der alte Bär trug seinen Helm und das breite, zweischneidige Schwert, das ihm oft geholfen hatte, Römer und anderes Raubzeug zu vertreiben. Der Helm lag schwer auf der Stirn, aber es war besser, er drückte das eigene Gehirn, als dass er Gundolf auf der Glatze saß und dafür sorgte, dass dessen Traum von der neuen Ordnung ungestört heranwuchs. Noch war die Mehrheit der versammelten Leute dieser Meinung. Als Gundolf auf die Bank stieg und so tat, als wäre der alte Bär ein zahmer Waldschrat, zog ein ärgerliches Raunen durch das Langhaus. Nur von der Seite der Tür, wo die Bande zusammen stand und mit dem Römer spielte, kam der Lärm von Speeren, die auf den Boden stießen.

Die Bande wollte, dass Gundolf den Rat vertrieb. Sie waren zahlreich und laut, trotzdem reichte es nicht, um den Auszug der alten Männer zu erzwingen. Sie umkreisten den Ausgang wie ein Hornissenschwarm und bildeten dort, wo der

Römer am Boden lag, einen Klumpen. Irgendwo in diesem Haufen steckte Lukas. Wenn man die kahle Wanderhexe ansah, erriet man die ungefähre Richtung. Sie streckte ihren dürren Finger aus dem Ärmel und stieß ihn wütend durch den Rauch. Das, was dabei durch die Luft fuhr, waren mit Sicherheit keine guten Wünsche.

Der Schmied stand auf. Eine große Hand packte ihn, aber der Versuch, den Schmied auf die Bank zu drücken, war lächerlich. Gundolf stieß die Bank um. Der alte Bär zeigte Mut und verschaffte sich mit dem Stock den Durchgang in Richtung Tür. Dort endete sein Weg vor einer Wand aus Hohn, denn niemand respektierte den Ratsstock. Erkmar packte Jorinda und drängte sie in die Mitte von Leuten, die Eira und ihrer Familie nahe standen. Der Onkel und die Tante folgten. Die Tante fand ihre Magd, eine große Frau mit einem Messer, das sie der Tante hinhielt, während sie ein anderes aus dem Hemd zog. Der Onkel freute sich, als Erkmar einem von Gundolfs Leuten eine Axt aus der Hand riss und dem Onkel seinen Speer gab. Die Tante entdeckte einen Eimer, aber Erkmar erriet, was sie plante, packte sie fest am Arm:

„Wenn du das Feuer löschst, gibt es Tote.“

Die Tante kämpfte um ihre Freiheit. Erkmar zwängte sie in den Spalt zwischen sich und dem Bauch des Onkels: „Ein paar von diesen Pferdefliegen fallen von der Wand, aber die restlichen erwischen uns, und was aus Lukas wird, weiß allein die Moorfrau. Du kannst auch gleich in die Flammen springen, das kostet nicht so viel Kraft.“

Die Tante zuckte verärgert in der Eisenklammer von Erkmars Griff: „Nimm die Hand weg. Deine Kralle gehört auf einen Kuhschwanz, aber nicht an meinen Arm. Und lass Jorinda los. Du bist ein Knecht. Eira macht aus dir einen blinden Maulwurf, wenn du ihre Tochter anfasst.“

Erkmar gehorchte. Jorinda tat es leid, aber sie verstand, dass er Streit vermeiden musste. Sie fühlte sich verloren, weil sie alleine dastand, als er sie losließ. Die Tante gab noch nicht auf: „Ich bin sicher, dass Eira draußen sitzt und sich um uns kümmert. Alles, was wir brauchen, sind Gestank und Durcheinander und ein kurzer

Augenblick ohne Licht. Dann sind wir draußen und Eira versteckt uns hinter einem Nebel. Dann können sie nach uns suchen, bis die Römer hier sind.“

„Und Lukas und der Schmied?“

„Lukas und der Schmied sind Raben und haben schon oft genug an anderen Raben genagt.“

Erkmar schwieg. Die Tante hielt den Mund und dachte darüber nach, ob sie gelogen hatte oder nicht. Der Onkel stützte sich auf den Speer und überlegte, ob er ebenfalls als Rabenfutter in Frage kam. Jorinda dachte an Lukas. Es war ein Gedanke, den sie eigentlich nicht ertrug.

Gundolf war der einzige Mensch, der sich ungerührt im Langhaus umsah. Noch ehe der Bär den Atem fand, ihn anzufahren, ergriff er das Wort. Er sprach laut genug, dass es sogar die Totengeister unten im Sumpfgas hörten. Der alte Bär holte mit dem Stock aus und stieß ihn Gundolf in den Bauch.

Der Schmied verzog nicht einmal das Gesicht. Von oben fiel Rattendreck aus den Balken und traf Gundolf an der kahlrasierten Kopfhaut. Völlig unerwartet spürte Gundolf, wie ihn etwas heftig in den Fuß biss. Gundolf warf seinen kostbaren Mantel auf die Seite. Er sah, wie der Pelz am Saum auseinander rannte und in die Ecken davon stob. Der Bär hielt das Schwert in den Feuerschein. Das Feuer begrüßte die alte, müde gewordene Klinge mit Funkenflug. Die Männer im Langhaus warfen die Haare zurück und schlugen mit den Waffen gegen ihre Schilde. Der Geist der Vergangenheit fuhr ihnen in die Knochen. Er gab sie in die Hände des alten Mannes. Bis auf Gundolf waren alle Tiere ein und derselben Herde. Gundolf fand sich allein. Es war der erbarmungslose, nackte Schrecken. Um ihn herum tobte eine Herde Tiere und das einzige Wesen, das außer ihm noch denken konnte, gehörte unverkennbar in ein fremdes Licht.

Gundolf schrie. Es war echte, ungespielte Angst. Neben dem Schmied, halb unter der Bank versteckt, hockte Plinius. Es interessierte ihn nicht, dass Gundolf hinsah. Ganz offensichtlich hielt er Gundolf für blind. Er sprach laut, aber Gundolf hörte keine bekannten Worte. Weder sprach er die Stammessprache, noch benutzte er die Sprache der Römer. Er bohrte mit dem Finger in der Luft und zeigte auf Gundolf. Der Schmied saß am Tisch und überlegte, Gundolf sah eine kurze Pause in den Gedanken hinter den grauen Augen. Dann sah er den Entschluss. Der Schmied wurde hart und wirkte plötzlich grausam. Das fremde Wesen nahm Anlauf. Gundolf blickte auf seinen Vater, der schmal und grau aussah.

Vielleicht half Fügsamkeit. Gundolf setzte sich neben den Schmied. Er hielt das Schwert auf den Knien, obwohl er nicht daran glaubte, dass es ihm gegen den Schmied von Nutzen war. Der Schmied stank nach Blut und nach eingetrocknetem Schweiß. Der alte Bär sprach von den großen Zeiten der ehrbaren alten Väter. Der Lärm der Leute begleitete die alten, oft gesagten Worte mit Beifall und Wiederholung. Gundolf hörte nicht zu. Neben ihm saß der Schmied und dachte so wenig an die Vergangenheit wie er selbst.

„Du denkst, dass ich dir im Weg bin.“ Gundolf erschrak. Er riss die Augen auf. Er sah, dass alles an seinem Platz war: das Feuer, die Leute, das nutzlose, schwere Schwert. „Du siehst wie ein Gespenst aus. Du schläfst nicht und denkst, dass ich dich verhexe, sobald du die Augen zumachst. Du wirst den Verstand verlieren. Leg dich auf den Tisch und gib dem Alten noch ein bisschen Zeit. Sonst schläfst du ein, wenn die Römer da sind.“

Der Schmied sah Gundolf an und lächelte wie ein altvertrauter Kumpan: „Ich wecke dich. Keine Angst, du wirst wach sein, wenn du an der Reihe bist. Es wird dir leichter fallen, das Dorf zu überreden, wenn du vorher ein wenig schläfst.“

Gundolf streckte den Rücken, um auf keinen Fall zu tun, was der Schmied ihm vorschlug. Solange man redete, schlief man nicht. Er musste ihn beschimpfen, damit er wütend wurde. Wenn er die Beherrschung verlor, beging er Fehler und Gundolf würde erkennen, wie er davon kam. Gundolf schluckte. Er hatte die Sprache verloren. Er brauchte einen Anfang. Hauptsache, man sagte das erste Wort. Er schaffte es, zu lächeln: „Hier sind die Menschen, die essen, trinken und am Leben sind. Sie riechen nach Hunger, Milch und schlechten Träumen. Manchmal riechen sie nach Liebe.“ Gundolf spuckte unter den Tisch: „Deine Geister stinken. Du bist auf der falschen Seite. Es riecht nach Schimmel. Solange du hier bleibst, werden die Gespenster nach dir schnappen. Du entkommst, aber uns erwischen sie und kneifen uns mit ihren Krallen. Geh zurück und alle werden froh sein. Hier zerreißt die Luft, wenn du in ihr herumtrittst. Wir werfen dir die Römer hinterher. Du kannst du sie vor den Wagen spannen oder auf der Reise essen, wie du willst. Hauptsache, du brichst auf.“

„Du hasst mich. Das ist falsch. Alles ist viel leichter, wenn du damit aufhörst und zuhörst, was ich sage.“

„Ich hasse dich nicht. Ich will dich los sein.“

„Für mich klingt das gleich.“

„Du kannst kommen, wenn die Zauberweiber denken, dass du gebraucht wirst. Dann bist du ein Geist und verschwindest wieder. Aber du willst bleiben. Du setzt dich in unserer Welt fest. Ein Geist, den wir rufen, hilft. Du hilfst uns nicht einmal gegen die Römer und wenn du könntest, wärest du wahrscheinlich sogar ihr Spion.“

„Du kannst die Römer nicht besiegen. Nicht allein und nicht mit irgendwelchen Geistern.“

„Ich weiß es nicht, aber ich werde es versuchen.“

„Du schaffst das vielleicht in vielen Jahren, wenn du überlebt hast und deinen Gegner so gut kennst, dass du jeden Schritt voraussiehst. Und wenn du Hilfe hast, die über einen Geisternebel und eine Bande von Strolchen hinausgeht.“

„Die Römer sind ein ausgehungertes Haufen, krank und zerstritten. Ich glaube dem Legionär.“

„Der Legionär gefällt dir. Er hat ungewöhnlichen Mut. Er kommt her und verkauft seine Haut. Wenn er nicht röchelt, weil gerade jemand auf seinem Hals kniet, dann lügt er durchdacht und geplant und mit vielen Umwegen, damit ihr glaubt, dass ihr ihn zu seinen Worten zwingt.“

„Und du weißt alles besser? Bist du als Schatten losgezogen und hast die Wahrheit gesehen? Und wir flößen deinem Leichnam Bier ein und schieben dir Grütze zwischen deine Zähne? Oder hattest du einen Traum, der dir die Römer als Herren der Welt zeigt? Und ich hänge als festgenageltes Gerippe an einem Wegrand und meine Männer sind Vieh auf dem Markt der Römer?“

„Das ist kein Traum. Das ist demnächst die Wahrheit.“

Der Schmied lehnte den Kopf an den Balken und betrachtete den Rauch, der an der Kante entlang strich. Gundolf war überzeugt, dass der Schmied in der Lage war, die Speere von der gegenüber liegenden Wand zu rufen und sie zu zwingen, jeden zu treffen, der ihm nicht gefiel. Er konnte das Dorf beherrschen. Er konnte die Römer mit Flöhen quälen bis sie von selbst in die Sümpfe gingen. Dann könnten die Dorfleute in Ruhe das Lager plündern. Sie könnten die Beute verkaufen ohne noch einmal an einen Raubzug zu denken. Es wäre ein langweiliges Leben. Gundolf würde fortgehen, vielleicht als Händler, vielleicht als Söldner zu den Römern. Der Schmied hätte das Dorf in der Hand oder, wenn es ihm passte, auch die Nachbardörfer. Das war die Frage, die das Denken bremste und zurückwarf. Was trieb den Schmied, sich so zu verhalten, dass es niemand verstand? Warum traf er keine Entscheidung? Er konnte Gundolf in einen Wurm verwandeln oder ihn spazieren führen wie ein Pferd. Er konnte aufgeben und mit seinen Gespenstern an Orte verschwinden, denen sich weder die Römer noch Gundolf jemals nähern würden. Statt dessen saß er blutverklebt und stinkend auf der Bank. Er hörte das endlose Loblied auf alte, gestorbene Riesen und Riesenweiber an, dabei dachte er

nach. Niemand würde je erfahren, was er oben im Rauch sah, wenn ihn das Denken fortzog. Vielleicht sorgte er dafür, dass Gundolf in einen tiefen Schlaf fiel, aus dem er nicht wieder hochkam, ehe er im Bett der Moorfrau versank. Irgendwie fing es jetzt schon an. Der Rauch verdichtete sich. Das Luft holen wurde fast unmöglich. Die Gesichter hatten den Ausdruck aufgeschwemmter Fische. Aus der Ferne hörte Gundolf einen langgezogenen Ruf. Die Stimme kam näher. Plötzlich war sie neben ihm, es war die Alte, die aus dem Rauch vor seine Füße kroch:

„Du musst ihn fragen, wie er heißt.“

Gundolf duckte sich unter der Woge aus Verwesung, die ihm aus der Endzeit entgegen wehte. Er verstand, was die Alte meinte. Er hatte einige Male selbst daran gedacht, aber die Scheu vor dem Unvorhersehbaren hielt ihn zurück. Die Alte packte ihn mit ihren dunklen Fingern. Sie zog an ihm. Er fragte sich, woher diese dürre Hand die Kraft nahm. Widerwillig beugte er sich nach unten. Die Alte wiederholte an seinem Ohr, was er tun sollte und er erschrak über seine eigene Angst. Sie zischte einen unverständlichen Spruch. Dann spuckte sie ihm vor die Füße. Dabei zerrte sie ihn am Ohr. Gundolf hing in ihrem Griff und spürte das Eindringen eines fremden Willens. Er musste widersprechen, solange das eigene Denken noch in der Lage war, ein wenig Ordnung aufrecht zu erhalten. Er pflückte die Knochenfinger von seiner Haut. Es tat weh. Die Alte krümmte sich wie ein Haken. Sie war unzufrieden. Sie wollte, dass es schnell ging: „Du lässt dir Zeit. Du vergisst, wer du bist und mit wem du es zu tun hast. Er denkt nach. Gerade in diesem Moment. Wenn ihm etwas einfällt, ist es zu spät. Frag ihn. Er muss die Wahrheit sagen. Wenn du die Frage richtig stellst, verbietet ihm die Regel eine falsche Antwort.“

„Jemanden wie ihn kümmert es überhaupt nicht, was irgend eine Regel verbietet oder vorschreibt.“

„Bisher hat er sich daran gehalten. Er hat ein paar Fehler gemacht, die nur deshalb passiert sind, weil er der Regel nachgibt.“

„Woher will eine alte Hexe wissen, welche Regeln ein Schmied hat?“

„Seine Regel und meine Regel sind gleich. Ich bin mutiger. Ich wage immer mal wieder einen Sprung über den Wegrand. Wie jetzt. Wenn ich versuche, dir zu helfen, damit du endlich Schluss machst und aufhörst wie ein Dummkopf immer das zu tun, was er sich ausdenkt.“

„Was passiert, wenn ich es schaffe?“

„Nichts. Er antwortet dir und du bekommst den Namen. Damit ist er in deiner Hand.“

„Du stellst dich ahnungslos, aber in Wirklichkeit weißt du genau, dass es nicht so einfach ist, wie du mir weismachst.“

„Was soll passieren?“ Wenn er sich weigert, dann setzt du ihm das Schwert an die Kehle, damit er schweigt und stillhält. Den Rest übernehme ich. Für den Notfall hast du den Wechselbalg. Er liebt seinen jungen Halbwolf und wird dir die Füße lecken, damit du ihm den Pelz lässt.“

„Und wenn es nicht gelingt?“ Gundolf packte die Alte und wollte sie ein wenig schütteln, damit die Lügen wie Flöhe herunterfielen. Er musste herausbekommen, was sie wirklich von ihm wollte. Seine Finger fassten zwischen den Lumpen ins Nichts. Die Alte zuckte. Dann ging sie weg, ohne sich umzuwenden. Gundolf musste warten, bis seine Hand wieder ruhig am Arm hing. Er sah zur Tür. Die Bande wartete auf ein Zeichen. Ohne nachzudenken, hob er den Arm und hielt das Schwert hoch über den Kopf, damit man es auch von Weitem sah. Dann senkte es das Schwert und setzte dem Schmied die Spitze an die Kehle. Er erwartete, dass irgend etwas Grauenhaftes eintrat, aber nichts geschah. Der Schmied saß gehorsam da. Er schwitzte und starrte an Gundolf vorbei.

Gundolf spürte, wie seine Hand, die durchaus daran gewöhnt war, einen fremden Hals mit dem Schwert zu stechen, verräterisch zuckte. Das Schwert suchte Blut. Es fand, was es suchte. Ein dunkles Rinnsal lief dem Schmied über die angespannten Muskeln und sickerte langsam in das schmutzige Hemd. Der Schmied atmete nicht

schneller als sonst, aber Gundolf hatte den Eindruck, dass er sich verfärbte. Eine graue Fahlheit kroch über die dunklen Flecke unter seinen Augen und die verschwitzte Haut glänzte wie ein zugefrorener See. Es hatte keinen Sinn, zu warten. Die Angst, ein unbekanntes Tor zu öffnen, hielt Gundolf fest umklammert, aber er kannte seine Feigheit in diesen Dingen und zwang sich, darüber hinweg zu steigen wie über einen Haufen zusammen gewehter Blätter. Er schmeckte den Rauch. Seine Stimme klang heiser, aber das war nicht wichtig. Er hätte sie eigentlich gar nicht gebraucht. Er war sicher, dass der Schmied durch seine Augen hindurch sah. Er sah fremde Gedanken kommen und erwartete sie, noch ehe der, dem sie eigentlich gehörten, wusste, dass es sie gab. Jetzt würde er wissen, dass Gundolf gegen seine Zähne kämpfte, damit die Frage heraus kam und wenn sie ausblieb, würde der Schmied verstehen, dass er unbehelligt davon kam. Was dann passierte, ähnelte Gundolfs schlimmstem Alptraum. Es gab keine Wahl. Er musste die Frage stellen.

Er zog das Schwert ein wenig zurück. Das Blut floss schneller. Das Hemd bekam einen roten Rand. Es war normales Blut und es war ein normaler Schnitt. Gundolf nickte, seine Nase fuhr befehlsgewohnt durch die Luft: „Steh auf. Ich will, dass die anderen hören, was du sagst.“

Der Schmied erhob sich. Seine Hand glitt zum Hals und die blaugefärbten Finger verschmierten den Schnitt zu einem schiefen Halsband. Er verzog den Mund, aber es war ein kaltes Lächeln, ohne Spur von Zuneigung und so einladend wie gefrorener Schlamm:

„Du zeigst deine Macht. Wenn man sie ansieht, erkennt man, wo sie anfängt und wo sie endet. Ich sollte dir dankbar sein, obwohl du mich verletzt hast. Wenn du mich zu deinem Sklaven machen möchtest, solltest du mich schonen. Mit einem aufgeschnittenen Hals bin ich kein guter Schmied. Für die Arbeit mit dem Feuer brauche ich Gesundheit. Wenn du mich höflich bittest, lege ich mich selbst in Ketten. Das ist lästig, aber weniger störend als deine ungeschickte Hand und das Anbohren mit einem schweren, stumpf gewordenen Schwert.“

Gundolf spürte eine Berührung an seinem Fuß. Er senkte den Blick. Das Glatzenweib kauerte zwischen seinen Beinen und schloss die Finger um seinen Knöchel. Er fühlte die spitzen Knochen durch den Stiefel. Diesmal war er froh. Ein warmer Strom der Ruhe durchzog ihn und vertrieb, was von seiner Furcht noch da war: „Ich bin hier geboren. Alle kennen mich. Alle kennen meinen Vater. Dich kennt niemand. Niemand weiß, wo du herkommst. Wenn du mit uns reden willst, müssen wir wissen, wer du bist. Sag uns deinen Namen. Sag uns, wie du wirklich heißt, und wir werden wissen, ob wir dir vertrauen können oder ob du in den Sumpf gehörst oder zu den Römern oder in einen weit entfernten Grabhügel, der seit vielen Jahren leer steht.“

Das seltsame Lächeln verschwand und wich einem Ausdruck, den Gundolf nicht mehr begriff. Das rote Halsband zerlief im Schweiß. Der Schmied hob die Finger, zog einen blutigen Kreis und zeigte unter Gundolfs Füße. Die Alte raschelte mit ihrem trockenen Hintern und verkroch sich eilig unter der nächsten Bank. Es war wie bei einem Überfall im Frühdunst. Am Anfang hatte man die Nähe der anderen, den warmen Atem, die Kraft der fremden Körper. Dann war man allein. Die Erde verschluckte das Leben und wenn man schwach war, fraß sie nicht die Knochen der fremden Knechte. Dann fraß sie den, der begonnen hatte, und man lag für immer ausgestreckt unter einem Wegstein. Wenn es soweit war, verlor Gundolf nicht nur die Furcht, sondern auch den Mut, denn beide waren unwichtig und übrig blieb nur das Töten als Handwerk. Seine Vorsicht gehörte dem Moment, ehe es anfang. Wenn es losging, ergab sich alles von selbst. Jetzt stand er allein vor der ausgestreckten Hand, die ihn fast berührte und mit dem eigenen Blut in die Luft schrieb, was weder in dieses Dorf, noch in diese Welt gehörte. Trotzdem fühlte Gundolf weder Grauen, noch Zweifel. Es war an der Zeit, herauszufinden, ob er standhielt. Er rechnete mit Spuk und kreischenden Geistern. Er würde stehen bleiben und lernen. Später konnte er die Suppe zwischen die Bäume spucken. Oder niederknien, wenn ihm danach war.

Jetzt kam es darauf an, Luft zu holen und zu reden. Seine Nase roch Blut und er konnte nur hoffen, dass es fremdes Blut war und nicht das eigene, das aus ihm heraus lief.

Er unterdrückte den Wunsch, sich mit der Hand über den Mund zu wischen und sprach so langsam und so laut er konnte, damit ihn jeder verstand:

„Sag uns, wie du heißt. Ich will deinen Namen hören. Sag ihn. Jetzt!“

Es wurde sehr still. Es gab keinen Geistersturm, alles blieb wie es war. Bis auf das Unwetter vor der Tür war das Licht im Langhaus ganz gewöhnlich und die Schatten hingen ruhig und folgsam an ihren Besitzern. Der Schmied holte Luft, spuckte Blut in den Rauch und schwieg. Gundolf reagierte ohne Wut, mit der Entschlossenheit, die man braucht, um sich von einem besser gerüsteten Gegner lebendig zu trennen. Er gab der Bande das erwartete Zeichen. Die Bande rückte bereitwillig von der Tür bis zum Feuer vor. Wenn es nicht schnell genug ging, benutzten sie Fäuste und Schilde und drückten jeden an die Wand, der nicht nachgab. Wer keine Einsicht zeigte, sammelte Schläge mit dem Speerschaft. Die Nachhut der Ratten erschrak. Sie tauschten entsetzte Pfiffe und bissen in jede Hand, die am Boden ankam. Die Bande besetzte den frei geräumten Platz. Sie war sehr zahlreich. Die Flüche und das Geschrei erweckten den Eindruck, dass die Zeit für die besonnene Ratsversammlung vorbei war. Sie schleppten Lukas in die Mitte und zwangen ihn, am Boden zu hocken wie ein eingefangener Hund. Lukas duckte sich, ein fremdes Knie drückte ihn in den Nacken und presste seinen Kopf unter eine Bank. Gundolf griff erneut zu seinem Schwert.

Der Schmied hielt still, als die stumpfe Waffe zum zweiten Mal in seinen Hals stach. Er gab nicht nach und dachte nicht daran, zu reden. Gundolf versuchte es noch einmal mit Worten. Er musste die Antwort erzwingen, sonst wäre er ein Gespött der Geister und eine lustige Erinnerung für das Dorf. Er verfluchte den Rat der Alten, aber für einen Rückzug war es zu spät.: „Warum ist das so eine schwierige Frage? Du

lässt uns warten, als wäre es ein Heiratsantrag der Moorfrau. Hast du unsere Sprache vergessen? Oder fehlt dir der Mut, deinen eigenen Namen auszusprechen, weil du selbst nicht mehr weißt, wer erscheinen muss, wenn man ihn laut genug in den Wald ruft?“

Der Schmied sah zu Lukas. Dann schien er zu suchen, aber ohne Ergebnis. Sein Blick fiel zurück auf Gundolf und Gundolf wünschte sich, er wäre mit seinen Männern im Wald und hätte die Römer vor sich und könnte hören, wie sie um ihr Leben bettelten, wenn er ihnen den römischen Hochmut austrieb. Das hier war ein anderer Hochmut. Im schlimmsten Fall wusste der Schmied nicht nur, wie man seinen Feind in den Abgrund hineinstieß, sondern auch, wie man ihn für immer unten festhielt, für alle Zeit und weit entfernt von allen Weltenbäumen, die jemals ihre hellen und dunklen Blätter öffnen würden. Gundolf erschrak vor der Rückkehr der Angst. Dafür war es viel zu früh. Er überspielte die Angst mit Zorn. Den Zorn musste er mühsam wecken, aber er hoffte, dass es niemandem auffiel: „Wenn du auf eigenen Beinen durch die Tür gehen willst, musst du jetzt den Mund aufmachen und mit uns reden. Wenn du es besser findest, weiterhin zu schweigen, schweigst du demnächst für immer, zumindest hier in diesem Leben, das wir mit dir teilen. Ich habe noch eine Menge Dinge zu tun, vor allem, wenn du nicht nachgibst. Also lass uns lieber hören, was deine alte Urgroßmutter gesagt hat, wenn sie nach dir rief.“

Gundolf wartete. Die Wut war wach und sie war so echt wie der Rauch und wie die tote Ratte an der Wand. Er wusste, er verlor die Geduld und es war nur eine Frage der Zeit, bis er zuschlug. Wider Erwarten gab es eine Antwort. Der Schmied verzog nicht einmal die Lippen, aber die Antwort kam in Gundolfs Kopf an. Wie immer war sie finster und unverschämt und fraß an Gundolfs Herrschaft über den eigenen Zorn. Gundolf presste die Faust an den Bauch und log. Er wollte selbst bestimmen, wann es losging. Er schüttelte den Kopf und tat, als sei er so abgenutzt und stumpf wie das Familienschwert, das schwer in seiner Hand lag:

„Ich höre nichts. Hast du etwas gesagt? Rede lauter. Du bist nicht der freundliche Hausgeist, der mit meiner Seele flüstert. Ich will, dass wir Zeugen haben. Ich brauche Hilfe für den dunklen Unsinn, den du mir als Antwort andrehst, weil dir dein eigener Name den Hals zudrückt.“

Diesmal bewegte der Schmied den Mund. Die anderen konnten ihn hören, aber die Worte blieben ebenso hässlich wie der heimlich herangeflogene Gedanke. Aus dem Knäuel der Bande kam ein kurzes Gebrüll. Lukas erhielt einen Tritt und reagierte mit erschrockenem Winseln. Gundolf spuckte vor seine Füße. Der Ochsenbraten wollte mit heraus, aber Gundolf schluckte und behielt die Gewalt über seinen Magen. Er wartete, bis es ruhig war. Seine Stimme klang rau. Die Wut saß jetzt quer im Hals:

„Sag es lauter. Sag es nochmal!“

Die Antwort kam gelassen, als wäre sie ein Scherz unter Freunden:

„Wanzenei. Manchmal Unkraut. Aber meistens Wanze.“

„Sagst du das zu mir? Wanzenei? Glaubst du, dass du mich beschimpfen darfst, wenn ich dich mit einer Bewegung dorthin schicken kann, wo du herkommst?“

Da war es wieder, das Grinsen, das man kaum sah:

„Du stellst die Fragen und wenn ich kann, gebe ich dir eine ehrliche Antwort.“

Sie hat mich Unkraut genannt. Und Wanzenei. Sie mochte mich nicht. Sie war eine harte Frau, meine Urgroßmutter. Ich würde sie gern vergessen.“

Die Urgroßmutter. Die Antwort auf Gundolfs Frage. Die alte Fledermaus, die in einer dunklen Höhle zusah, wie das Unkraut heranwuchs. Das Unkraut, das dem Gift widerstand und selbst so giftig wurde, dass man es nicht mehr wagte, mit dem Stiefel danach zu treten. Es hatte keinen Sinn. Die Hexenspiele waren für Gundolf zu verworren. Es ging auch anders. Gundolf ließ die Faust frei und schlug endlich zu. Das Schwert flog unter den Tisch. Der zweite Schlag traf den Schmied am Hals. Gundolf sah das Erstaunen und eine kurze Verlorenheit hinter den grauen Augen.

Das gab ihm Mut und Hoffnung. Er duckte sich und schaffte es, auszuweichen, als ihn ein schwerer Tritt traf, gelang es ihm, das Gleichgewicht zu behalten und dem Schmied den Kopf in den Bauch zu rammen, mit aller Kraft, damit er umfiel. Aber im selben Augenblick roch er das fremde Blut, das ihm die Luft wegnahm und sein Kopf geriet in einen schrägen Winkel, dass die Wirbel knackten. Er versuchte, sich zu befreien, aber die Klammer war aus Eisen. Alles, was er tun konnte, war seinen Gegner mitzureißen. Gemeinsam fielen sie dem Rat vor die Füße und rollten aneinander geklammert durch den festgetretenen Staub. Gundolf stieß mit dem Kopf an das nächste Tischbein. Er erschrak vor einem Fauchen und sah die alte Hexe, die mit den Armen schlug wie eine abgestürzte Eule. Neben seinem Ohr lachte der Schmied. Obwohl es ihm gelang, den Schmied am Kinn zu packen, reichte seine Kraft nicht aus, um ihn wegzudrücken. Fremde Worte fraßen sich durch den Nebel in seinem Kopf. Er schrie. Er versuchte, fortzukriechen, aber der warme Atem an seinem Ohr war immer noch da und verfolgte ihn unter den Tisch: „Hör auf. Gib nach. Du bist kein Dummkopf. Lass uns wie Menschen miteinander reden. Wenn du mich umbringen willst, brauchst du deine ganze Meute. Wenn ich tot bin, bin ich nutzlos. Deine Hexe ruft mich nicht zurück. Lass los. Ich will dich nicht wie ein Tier erwürgen. Ich kann es tun, aber das ist das Ende für unser Dorf. Sag, dass du mir dein Wort gibst. Jetzt. Ich will wie ein Mann im Stehen reden. Was sind wir für ein Anblick. Ein Spaß für die Römer, du und ich als Würmer im Dreck.“ Wieder kam eine Welle der unbekanntenen Wörter. Gundolf spürte, wie eine kalte Schnecke an seinem Rücken entlangkroch. Seine Muskeln sprangen fast auseinander, er war außerstande, sich zu lösen und er wusste, dass er verloren war, wenn der Schmied wirklich wollte, dass er liegen blieb und nicht mehr aufstand. Es gab keine Antwort auf die nackte Gewalt. Es war vorbei. Er würde sich erholen. Er gab auf. Er würde Atem holen und denken. Er würde sich zusammen nehmen und später nach allem greifen, was Hilfe versprach. Es war bitter, aber auch die Bitterkeit hatte einen Nutzen. Sie war ein Weg. Ohne Weg würden sie noch ewig in diese

Mistgrube starren, in der ihr Mut verfaulte und die Maden fraßen, was von ihrer Stärke noch da war.

Sie gaben sich keine Mühe, den Staub abzuwischen. Er klebte als feste Schicht auf ihren Gesichtern und bildete mit dem Schweiß eine graue Kruste. Sie sahen sich seltsam ähnlich wie die Fratzen der alten Götter, die von den Schilden herunter blickten, die Gundolf den Händlern abnahm. Jetzt stand er leicht gebeugt und als er über die Bank stieg, um sich an den Tisch zu setzen, fasste seine Hand nach dem Schmied, damit er gerade blieb und nicht umfiel. Der Schmied verlangte Wasser. Als es kam, schob er es zu Gundolf. Gundolf trank wie ein Ziegenbock. Das Wasser lief ihm über das Kinn und spülte den Staub von den Würgespuren an seinem Hals. Sie hockten nebeneinander. Jeder wusste, sie waren keine Freunde. Beide zusammen hätten den Römern einen Alptraum bescheren können, für den sie lange Reihen von Plinius Zeichen in ihr Straßenpflaster kratzen müssten. Jenseits des großen Flusses würde man die Kinder mit ihrem Namen erschrecken. Es war seit langem Gundolfs Traum. Noch war er nicht bereit, diesen Traum zu begraben.

Diesmal gab es keinen Einwand. Die alten Männer zogen sich zurück. Der alte Bär schwieg und zerbiss seinen Bart. Er bückte sich nach dem Schwert und legte es auf den Tisch. Das war das Zeichen. Gundolf hatte das Wort. Sein Blick wanderte über seine Leute, streifte Lukas, suchte Erkmar und hielt ihn fest. Erkmar starrte zurück. Der Schmied beharrte darauf, zu schweigen. Das Seltsame war, dass Gundolf anfang, die fremde Sturheit zu achten. Es war der falsche Moment. Ohne die Römer hätte er heute seinem Vater den Met gestohlen. Er hätte das Wasser aus dem Krug gegossen und zugesehen, wie sich sein Feind betrank. Mit dem Rücken im Staub gemeinsam unter dem Tisch. Mit den Trollen und den Fledermäusen in einem Kreis und mit genügend Mut für einen Blick hinter das zugeschneite Ufer des Moorees.

Aber dafür war es zu spät. Gundolf trat zur Seite. Der Schmied verstand, was bevorstand. Er gab es auf, zu widersprechen. Als er über die Bank stieg, wichen die anderen zur Seite und er stand allein in einem geschlossenen Kreis aus Neugier und Unmut und hörte die unterdrückten Flüche, mit denen die Männer versuchten, ihre Seele vor ihm zu schützen. Gundolf war sehr nahe an seinem Ziel. Schon, dass er die Fragen stellte und allein bestimmte, wovon sie sprachen, machte den Schmied fast von selbst zu dem fremden Verbrecher, den man schlug und im Moor ertränkte. Es wäre ein schlechtes Ende und Gundolf suchte noch nach der Härte, die er für dieses Ende brauchte. Er hoffte, dass er sie fand. Er hoffte auf die Wiederkehr der Wut. Er griff nach dem Schwert und zwang seinen Kopf zur kalten Aufmerksamkeit eines gut geübten, erfahrenen Jägers. Er musste Antworten haben, die ihm halfen. Jetzt hing es von ihm selbst ab, ob er sie auch bekam. Zumindest verschwand die Furcht. Sie kehrte kurz zurück, als Eira aus dem Rauch trat und sich zwischen die Speere schob, als wäre sie ein Mann. Sie war abgerissen und schmutzig, aber niemand murrte. Gundolf sah weg. Für Eira blieb ihm später noch Zeit. Jetzt ging es um den Schmied. Gundolf wusste, womit er beginnen konnte und tief unter der festen Absicht, den Weg frei zu räumen, pochte echte Neugier als es wirklich anfang.

„Sprich von deinen Eltern. Alle Menschen haben Eltern. Schäm dich nicht, wenn es Trolle waren. Du kannst beruhigt sein. Eira hat einen guten Geschmack. Du siehst nicht wie ein Troll aus. Auch wenn du so ähnlich riechst.“

„Meine Eltern waren keine Trolle.“

„Dann war dein Vater wahrscheinlich einer von diesen alten Göttern, denen ihr Kelten die Häute von gefangenen Feinden umhängt, solange wir nicht daneben stehen und euch mit dem Schwert in Stücke hacken.“

„Mein Vater war ganz normal. Mein Urgroßvater war anders.“

„Dann war dein Urgroßvater ein Troll?“

„Ich weiß es nicht. Er hatte Probleme mit den Menschen. Er mochte sie nicht. Trotzdem habe ich nie gesehen, dass er nach dem Frühstück Knochen ausspuckt

oder einen Eimer Blut säuft. Er gehörte zum alten Volk. Mein Vater hatte eine Menschenfrau. Das hielt er für einen Fehler.“

„Deine Mutter. Sie war keine Trollfrau?“

„Sie kam von den Bojern. Ihr Vater stieg in den Berg und suchte nach Eisen. Er hat mir nichts gezeigt, obwohl ich gebettelt habe. Wenn ich Fragen stellte, schlug er. Sein Enkel war ihm so egal wie seine Tochter.“

„Wie sah sie aus? War sie groß und hatte schwarze Nägel und lange, grüne Zähne?“

„Ich weiß nicht, wie meine Mutter aussah. Ich habe meine Läuse alleine zerkaut und mir den Mund geleckert, wenn aus der Nase Blut kam. Mich hat die Urgroßmutter gebissen, damit ich begriff, wie die Menschen normalerweise schreien. Als ich laufen konnte, trieb sie mich in den Schnee. Sie saß als Ungeheuer auf dem Felsen und warf mit gefrorenen Vögeln, damit ich nicht zurück kam. Ich kroch über das Eis bis an den Rand der Schächte, in denen die Bojer gruben. Die Bojer nahmen mich mit. Sie haben mich behalten. Ich musste das Erz zerkleinern, aber vor allem musste ich auf dem Boden liegen und mit den Felsen sprechen. Sie wussten, wenn ich schrie, brach der Berg auf. Dafür haben sie mich mit einer Leine geschmückt und mir Wasser gegeben wie einem Hund. Manchmal auch etwas Futter. Ich war mager, aber ich blieb am Leben.“

„Du warst damals der gleiche Betrüger wie jetzt. Du hast die Unterirdischen verraten. Den einen stiehlt du die Worte, den anderen den Schatten oder ihren Atem. Wenigstens wissen wir jetzt, dass die Gespenster auch nicht schlauer sind als wir selbst.“

„Die Unterirdischen sind so wenig Gespenster wie wir. Manche Menschen können mit ihnen umgehen, andere nicht. Du verbreitest Schrecken, dein Vater würde lieber reden. Du verlässt dich auf die Waffen. Ich sehe die fremde Macht und setze mich dazu. Du hast nicht die geringste Idee, wer gemeint ist, wenn du deine Worte ausspuckst. Du musst Vorsicht lernen. Ohne Vorsicht redest du dich in den Tod.“

„Und du? Warum bist du noch am Leben? Warum haben sie dir keinen Stein auf den Bauch gelegt und dich zu Ruhe gebracht, wenn sie wollten, dass ihr Berg die Bojer begrub und nicht mehr hergab?“

„Sie haben es ein paar Mal versucht. Es ist ihnen nicht gelungen.“

„Wenn du ein Lager überfällst, erwürgst du zuerst den Hund. Wenn er trotzdem kläfft, erschlägst du ihn, so schnell du kannst. Egal, wie es endet, die Hunde sind immer tot. Und du erzählst uns, dass es im Inneren der Berge anders zugeht, wenn du der Hund bist und bellst?“

„Sie fürchten sich. Die Unterirdischen haben Angst. Damals war ich zu jung, aber inzwischen weiß ich, dass ich sie zwingen kann, meinem Willen zu gehorchen. Wir haben uns kennen gelernt. Mit den Jahren kam ich nur noch selten als Räuber, meistens als Gast. Sie benutzen mich als Boten. Ich schätze ihre Geschichten und ihr Gold ist reiner als alles, was man oben findet.“

„Was heißt, du bist ihr Bote? Wohin gehst du? Kommst du zu uns? Erzählst du ihnen, wie man unsere Kinder stiehlt oder wie man das Vieh ins Gras legt?“

„Die Kinder finden sie selbst, und sie nehmen nichts, was ihr ihnen nicht aus Dummheit selbst entgegenstreckt. Seit ich hier bin, waren sie nicht mehr da. Ich gehöre ins Dorf. Das ist dort unten bekannt.“

„Wie gut für uns. Danke, dass du uns verteidigst. Wir schätzen Eira dafür, dass sie dich gebracht hat.“

„Das hat sie verdient.“

„Du bist, was sie nicht verdient hat.“

„Sie passt zu mir. Ich bin euer Schmied. Ich sehe mehr als ihr. Ein Schmied spricht mit Feuer und mit Metall. Er hört Dinge, die Menschen normalerweise nicht erfahren. Ich hatte gute Meister. Die besten, die es gibt.“

„Wer waren deine Meister? Wo hast du das Hexenhandwerk gelernt?“

„In den Höhlen der Bojer. Tief unten, ohne Tageslicht, im Schein der Feuer. Mit einer Kette am Fuß, damit ich nicht davon lief. Mit der Zeit habe ich das Laufen verlernt. Ich habe kaum gesprochen. Da unten gab es viele Stimmen und wenig

Leute. Die herrenlosen Stimmen wollten keine Antwort. Sie haben mich unterrichtet. Die Bojer haben zugeschaut und haben gelernt. Seitdem sind sie sehr geschickt. Wenn sie nicht am Kreuz verrotten oder den Römern als Hufschmied dienen. Ich gönne ihnen ihre schwarze Zukunft, denn sie haben mich benutzt und meine Jugend wie einen Schmiedeabfall den Hang hinab geworfen, irgendwohin in den Schlamm. Aber ohne sie hätte ich nichts gelernt. Meine Meister waren die Stimmen, die niemand sieht.“

„Und für diese Geisterbrut wanderst du bis heute durch den Nebel?“

„Sie haben mir viel gegeben und nur manchmal nehme ich etwas mit Gewalt. Dann verfolgen sie mich. Wenn sie könnten, würden sie mich verschleppen. Dann wären sie sicher, dass ihre Geheimnisse unten in der Dunkelheit bleiben und nicht mit den Vögeln durch die Jahreszeiten kreuzen oder von euch als Sauflied abgesungen in der Jauchengrube enden. Aber spätestens, wenn wieder einmal ein Bote ausbleibt, brechen sie die Verfolgung ab und schließen Frieden. Sie schicken mich hinterher und ich versuche möglichst viel zu retten. Wenn ich den Boten finde, bringe ich ihn zurück. Wenn nicht, lösche ich die Spur. Sie warten auf mich hinter der letzten Mauer. Wenn ich über die Grenze komme, verbinden sie mich mit ihrem Netz aus unsichtbaren Stimmen. Sobald ich auf die Knie hochkomme, zahlen sie meinen Lohn. Dann krieche ich das restliche Stück bis zu euch. Es stinkt nach verfaultem Kohl und nach Pilzen. Man hört, wie die alten Weiber keifen. Der Regen läuft ins Bett. Gestern schwamm im Bier eine Mäuseleiche. Ich setze mich an den Tisch und verschlinge die Fladen, die meine Tochter mit Hundeflöhen würzt und lieber ihrem Schwein gibt. Ich kneife die Magd in ihr Ziegenbein. Mein Knecht zerhackt vor Freude das beste Werkzeug. Meine Frau sieht das Dornengestrüpp hinter meinen Augen und wirft mir ein Holzscheit an den Kopf, damit die Schatten flüchten. Ich genieße, dass ich nicht tot bin.“

„Und wo ist das, wo du hin schleichst? Wo freust du dich, weil die Dummköpfe nicht verstehen, dass sie einen Gast empfangen, der grinsend ihr Bier trinkt, maßlos lügt und dabei heimlich die besten Kühe zählt?

„Ich lüge nicht. Ich bin in diesem Dorf hier zu Hause und mein eigenes Vieh ist genauso knochig wie das Vieh meiner Nachbarn. Ich bin kein Gast. Ich lebe mit euch und verbrenne das gleiche Holz wie ihr und fange die gleichen Fische. Die Moorfrau ist eine freundliche Großmutter, solange sie mich am Ufer sieht. Sie weiß, dass ich den Schlüssel zu ihrer Küchekammer besitze. Wenn sie Blasen hoch spuckt, schliesse ich ab.“

„Und wo gehst du hin?“

„Ich gehe über die Grenze. Ich kenne die Mauer und die Fallen dahinter und weiß, wie man sie zerstört. Bisher hat es immer geklappt. Ich bin zurückgekehrt. Aber wenn ich mich erinnere, packt mich nichts als Grauen.“

„Über die Grenze zu den Römern?“

„Nein. Nicht zu den Römern. Über die Grenze der Welt. Ich gehe in die Anderwelt zu den Schatten.“

„Das heißt, du bist es tatsächlich. Ich habe mich angestrengt und wollte dich verleumden, aber es ist die Wahrheit. Du bist tatsächlich dieses Gespenst. Du bist ein Wiedergänger. Hier, zwischen uns und unseren Kindern öffnest du das Tor und niemand weiß, was du mitbringst. Wir kommen müde von der Jagd, aber unser Haus ist gefährlicher als der Wald. Ich habe es nicht gewusst. Ich hätte dich am ersten Tag erschlagen. Wenn das möglich ist. Wenn man einen wie dich überhaupt mit Schlägen los wird.“

„Du hast es gerade versucht. Du hast es nicht geschafft, weil du es meistens mit Gegnern aufnimmst, die nur als Meute stark sind. Du brauchst Erfahrung und Mut. Wenn du weiter machst, wirst du es eines Tages schaffen. Wenn du mich umgebracht hast, musst du mich verbrennen. Oder wenigstens meinen Kopf. Die Römer wissen das. Sie werden das gesamte Dorf in Asche legen, um sicher zu sein, dass es wirkt. Wenn du dir etwas anderes wünschst, solltest du auf mich hören. Lass uns gemeinsam einen Wohnort suchen, an dem es Frieden gibt und weder Römer noch Gespenster wissen, wie sie uns finden. Wenn du kämpfen willst, dann schlag dich mit mir. Du wirst besser werden. Wenn du Gold brauchst, überwältige mich

und ich werde es für dich aus der Erde holen. Dann kaufst du im Umkreis so viele Männer, wie nötig sind, um deine Macht mit dem Speer zu verbreiten. Fremder Aufruhr wird vor dir niederfallen. Die Reuegeschenke machen dich reich. Die Stämme werden dich kennen und die Römer werden deinen Namen flüstern, wenn es ihnen schlecht geht. Heute brauchst du Vernunft. Die Vernunft wird dir sagen, dass du noch wachsen musst. Dazu musst du leben. Lass uns heute Abend losziehen. Ich werde an deiner Seite bleiben. Du kannst selbst entscheiden, ob du mich als Gegner brauchst oder als Gehilfen mitschleppst. Wichtig ist, dass wir fliehen. Den Kampf gegen die Römer müssen wir verlieren. Wir können uns auch gleich an die Bäume hängen. Dann sparen wir viel Geschrei. Vielleicht überleben ein paar von unseren Kindern die Sklaverei.“

Gundolf schwieg. Er testete die Umgebung, aber es waren tatsächlich nur die Worte, die ihn überschwemmt. Er wollte warten. Er brauchte Zeit. Er sah, wie Eira herankam und neben ihren Mann trat. Der Schmied legte seinen Arm auf ihre Schulter. In der Hand trug sie einen wütenden, halb gerupften Raben. Der Rabe schlug mit den Flügeln, denn sie presste seine Beine zusammen, damit er nicht wegflog. Sie riss an seinen Federn. Der Vogel hackte nach ihr. Wenn er traf, spritzte Blut, aber sie schien nichts zu fühlen und machte unbeeindruckt weiter. Die Federn fielen auf den Boden und formten einen nicht ganz regelmäßigen, schwarzen Kreis. Als der Rabe fast nackt war, ließ sie ihn frei. Er hüpfte unbeholfen zwischen die Männer. Er hinterließ eine Spur aus flüssigem, gelben Kot. Wenn man ihn trat, wich er nicht aus, sondern wehrte sich mit dem Schnabel. Er näherte sich dem Ring von Gundolfs Bande. Man sah, wie Stiefel und Speere zur Seite rückten. Man hörte das Schleifgeräusch der Schilde. Der nackte Rabe sprang in die Höhe und krallte sich an der nächsten Schulter fest. Ein erschreckter Schlag warf ihn mitten zwischen die Männer. Niemand besaß den Mut, ihn zu packen. Lukas hatte auf einmal Platz. Er setzte sich auf die Bank und betrachtete den Vogel, der sich beruhigte und plötzlich still hielt. Lukas senkte die Hand. Der Rabe trippelte zögernd etwas näher. Dann

sprang er auf die geöffnete Hand und krächzte. Lukas hob ihn über den Kopf, und da niemand versuchte, ihn zu hindern, ging er langsam durch den Kreis der Männer in Richtung Tür. Er hatte sie fast erreicht, da fiel ein grauer Brocken vom Dach. Man sah nicht, was es war, aber Lukas kam ins Straucheln. Ehe er sich fangen konnte, fasste eine fremde Hand nach dem Raben und eine zweite Hand drehte dem Vogel den Kopf um. Man hörte, wie es knackte. Das Feuer rauchte, als der Rabe hineinfiel. Es stank nach versengter Haut. Lukas erhielt einen Stoss, wurde an den Haaren gepackt und fiel hin. Als er sich wehrte, zerrte ihn ein Geäst aus fremden Armen quer durch das Langhaus und zwang ihn zurück in den Kreis der Bande. Man sah das Zusammenrücken der Schultern und konnte nur noch ahnen, was dahinter geschah.

Der Schmied lehnte an der Wand, hielt Eira im Arm und strich mit seinen blauen Fingern ihr verfilztes Haar glatt. Sie legte seinen Unterarm über ihren Bauch und blickte mit feindseliger Ruhe auf den Rat. Niemand war daran gewöhnt, dass sich beide so benahmen. Man wusste, dass sie in einem Bett zusammen schliefen, wenn beide wirklich zu Hause waren und keiner von ihnen durch die Nacht zog. Aber man sah sie nicht wie ein Liebespaar als ineinander verschränkte junge Birken. Der alte Bär hatte früher ein paar Mal versucht, seine Hand durch Eiras Sperrkreis zu zwängen, um mit ihr den gleichen Spass zu haben, wie mit jeder anderen jungen Frau. Es hatte ihn sehr gereizt. Jetzt erschrak er nachträglich, wenn er daran dachte. Irgendwie verletzte ihn das Bild der Selbstaufgabe, das Eira ihnen anbot. Es fehlte nur noch, dass sie zusammenbrach und leise stöhnte. Vielleicht trug sie einen Wechselbalg unter ihrem Nabel, einen von der Sorte, die man nicht sah, bis sie geboren wurden. Danach tranken sie das Blut der Menschen und wurden in wenigen Tagen so gross wie junge Pferde. Wer dann noch am Leben war, ergriff die Flucht.

Vielleicht war das der Grund, warum die beiden nicht daran dachten, ihre Vorräte einzugraben und wie alle anderen Töpfe mit Münzen im Garten zu verstecken. Sie

wussten ganz genau, dass hier im Dorf auch ohne Römer Schluss war. Ein Wechselbalg schrie noch lauter als eine Kohorte Römer. Der alte Bär starrte angestrengt durch den Rauch, um zu erkennen, was mit Eira los war. Sie wirkte kleiner als sonst, wenn man sie allein traf. Man traf sie meistens allein. Der alte Bär fragte sich, wie lange ihr schon klar war, wer in ihrem Bett schlief. Irgendwie erschien es wichtig, das zu wissen. Man musste danach fragen. Vielleicht hatte sie eine Antwort, die den Unmut vertrieb. Es war ausgeschlossen, dass Eira ihn einfach anlog. Wenn man verhindern wollte, dass Gundolf seinen Willen allen aufzwang, musste Eira helfen. Der Bär wollte nicht mit den Römern kämpfen. Er wollte am Leben bleiben und hoffte, dass Eira seine Absicht verstand.

Sie nahm ihm den Anfang ab. Sie sprach an Gundolf vorbei und der Bär merkte an ihrem Zorn, dass sie genau wie er selbst noch Hoffnung hatte, aus der Falle zu entkommen. Er spürte den Hinterhalt in ihrer Frage, aber es erschreckte ihn nicht, denn das galt Gundolf und er war nur das Loch im Dach, das den eisigen Wind hereinliess. Sie lachte böse und zeigte mit dem Finger auf sich und den Schmied, der sie unbeweglich festhielt:

„Was stierst du mir auf den Bauch? Träumst du einen schmutzigen Traum oder bin ich dir als Suppenhuhn zu mager? Willst du mich mästen, bevor du mich frisst?“

„Du siehst anders aus.“

„Dann frag mich doch nach meinen Eltern, wenn du vergessen hast, wer ich bin.“

„Ich kenne deine Eltern. Das ist in deinem Fall kein Problem.“

„Dann sage ich dir, wie ich heisse. Ich heisse Eira. Ich bin die eingeborene Hexe aus deinem Dorf. Ich habe die Pest in deinen Kindern behext und die Ratten in deinem Keller. Wenn du den Wunsch hast, hole ich alles zurück, damit du nicht glaubst, ich wäre eine Diebin. Du musst es mir nur sagen.“

„Du hast geholfen und ich bin dir bis heute dankbar. Ich frage mich, was anders ist. Du beisst wie eine Füchsin, die ihre Welpen vor dem Jäger schützt und weiss, dass sie verliert. Das kenne ich nicht. Was hat dich so verändert? Bekommt ihr beide zu-

sammen ein Kind? Trägst du ein Schattenkind herum und kämpfst, weil du jetzt schon weisst, dass es nicht zu uns Menschen passt?“

Ihm wurde kalt, als sie ihren Arm wie einen Speer in ihn hineinstiess, aber er hielt es aus. Er hätte auch ertragen, dass sie spuckte. Statt dessen riss sie an seinem Hemd, und er wusste nicht, ob sie ihn herabzog oder sich einfach nur festhielt, weil ihr schlecht war. Eine unbekannte Bitterkeit grub Falten in ihre Haut, sodass sie aussah wie eine alte Frau. Er dachte, dass er dumm war. Sie zertraten den Frieden und er bohrte mit einem Stock in ihr und fragte nach Dingen, die ihm die Angst eingab. Damit zerstörte er die letzte Schwelle der Vernunft. Sie würde niemals reden, wenn sie einen Geisterbastard austrug. Sie hatte schon einen im Haus. Lukas war nicht ihr Sohn, aber sie hatte ihm einen Löffel in die Hand gegeben, ihn gebadet und verbunden, wenn ihn seine Brüder, die Schattenwölfe, bissen. Manchmal wirkte Lukas normal. Das hatte er von Eira. Sie liebte das junge Gespenst. Sie versuchte, ihm zu helfen. Während die Bande auf Lukas herumtrat, verschwamm ihr Blick. Im Dorf fraß Lukas weder Lämmer, noch junge Ferkel. Auch ein neues Geisterkind würde lernen, wie man Grütze isst und Milch trinkt. Der Bär war wütend auf seinen Fehler. Er wollte es besser machen. Er fasste nach Eiras Hand und hielt sie fest, bis er Ruhe fand. Er versuchte nicht, zu lächeln, denn er wusste, das geriet ihm höchstens zu einer Fratze. Die Fratze wuchs gegen seinen Willen, aber sie erschrak nicht, schüttelte den Kopf und versuchte es selbst. Er hielt ihre Hand und sie sprach mit ihm. Das war so seltsam, dass er fast vergaß, wie es dazu kam. Sie wollte, dass er Lukas freigab: „Ich will ihn zurück. Nimm ihn und gib ihn seinen Eltern. Du bist der Rat, du hast in diesem Dorf die Macht. Sie werden Lukas für ihren Betrug abschlachten. Nimm ihn weg. Zeig ihnen, wer hier bestimmt, was passiert. Du weißt, dass sie Räuber sind und dass sie außer Gier und Rache nichts anderes antreibt, als der Wunsch, ihr Ungeziefer in fremde Betten zu tragen und die Besitzer zu erwürgen. Wir sind nur der Anfang. Dann kommen alle, die anders riechen und

anders bellen und du wirst genauso dazu gehören wie das Nachbardorf und das nächste Tal und der ahnungslose Fremde, den wir nicht einmal kennen.“

Sie starrte ihm ins Gesicht und er versuchte zu verstehen, was sie von ihm wollte. Sie wusste selbst, dass es so nicht ging. Er streckte seinen Rücken und hörte zu. Das war nicht schwer, obwohl sie jetzt leise sprach und manchmal nur noch wie eine Schlange zischte: „Was macht ihr alle mitten in der Nacht in einem Haus, das keinen Herd hat und keine Betten? Seit wann stehen die Schafe am Feuer und wärmen den Wolf? Das ist keine Ratsversammlung, das ist ein Schafstall. Mit dem Wolf als Gast. Gundolf hat selbst einen Pelz, er braucht euch nicht. Er wird euch finden, wenn er genügend Hunger hat oder wenn ihr ihn lecken sollt, weil der Kot in seinem Fell kratzt. Warum geht ihr nicht einfach nach Hause und legt euch auf euren warmen Mist? Wollen die Schafe begreifen, wann der Mann mit der Axt kommt? Glaubt ihr wirklich, dass der Wolf mehr darüber weiss als ihr? Ihr habt doch kluge, alte Böcke, die schon ein paar Jahre mitrennen, wenn euch der Wolf in die Hinterläufe beisst. Vielleicht haben die früher mal was gehört und können sagen, was der Mann mit seiner Axt macht. Der Wolf rennt selber weg, es sei denn, er hat die Tollwut. Wenn er Tollwut hat, bleibt er stehen. Dann liegt sein Pelz in einem Fass mit Rinderjauche und er selbst verfault im Dung. Ich denke, die Stunden, die ihr noch zum Schlafen habt, sind knapp. Geht und nutzt sie. Fresst die übrig gebliebenen Rüben auf. Pisst eure Kinder auf den Rücken. Schiebt eure Frau noch einmal gegen die Stallwand. Wir bleiben hier und lenken den Wolf ab. Solange er auf unseren Knochen herumkaut, bleibt euch Zeit für ein paar letzte Träume.“

Gundolf wollte etwas sagen, aber Eira schnitt ihm das Wort ab:

„Du stinkst aus dem Maul, du hast zu viel Aas gefressen. Du hast Motten im Fell. Du bist kein Jäger, du bist so mutig wie eine Handvoll Maden.“

Der Bär versuchte ihr zu helfen. Es war gefährlich, denn ihr Zorn glühte wie ein Ofenhaken und er fühlte sich als Maus, die erschrocken im Brennholz sitzt:

„Sag uns, was du siehst. Du hast so oft Recht gehabt, dass wir deinen Worte glauben. Willst du, dass wir bleiben? Kannst du etwas tun, damit die Römer das Dorf für einen Nebel halten und von alleine in den Sumpf gehen, statt unsere Häuser zu zerstören und die Ställe zu verbrennen?“

„Was kann ich tun, wenn ihr uns misstraut? Wenn ihr den Nebel seht, werdet ihr schreien und aus Furcht vor den Totengeistern heulen. Die Römer werden es hören und verstehen, wo ihr steckt. Das hat keinen Sinn.“

„Sprichst du mit diesen Geistern? Haben sie dir verraten, was uns bevorsteht? Kannst du die Toten rufen und sie fragen, was aus uns wird?“

„Du hast doch gerade erfahren, dass ich mit einem Toten schlafe. Er spricht mit euch. Er redet nicht in Rätseln. Ihr hört nicht zu. Ihr braucht mich nicht. Wenn ich noch ein paar Skelette aus der Erde hole damit sie vor euch mit dem Kiefer klappern und aus den Augenlöchern heulen, gibt es wenig Neues. Das habt ihr alles schon gehört.“

„Ist dein Mann tatsächlich ein wieder gekehrter Toter?“

„Wir sind alle tot. Spätestens morgen Abend fressen uns die Raben. Dann wirst du selber merken, ob man danach noch hin und hergeht.“

„Wie lange weisst du schon, mit wem du dein Haus teilst?“

„Ich weiss es und weiss es nicht. Genau wie du. Oder bindest du deine alte Schafsfrau nachts am Zaun fest, damit du sicher bist, dass sie da bleibt?“

„Du hättest reden müssen. Hättest du uns gefragt, hätten wir beraten und wären jetzt einig und nicht zertstritten wie eine Schweineherde, die um den Kohl zankt.“

„Ihr seid eine Schweineherde. Ihr habt einen Schmied bekommen, der euch ferne Gäste anlockt. Ihr habt die Gäste beraubt. Das Fett ansetzen hat euch gut gefallen. Euer Rat hat das Raubzeug geduldet und ist nicht besser als die Räuber. Das Fett quillt euch aus dem Kragen. Mit euch zu reden, wäre Irrsinn. Ihr seid so schlau wie ein morsches Bierfass.“

Eira lehnte sich zurück und der Schmied schützte sie mit einem Arm vor der Welle aus Geschrei aus dem Langhaus. Es dauerte eine Weile, dann ebbte es ab. Draußen heulte ein Hund. Eira lachte und heulte zurück und niemand verstand, ob das Hohn war oder ungespielter Wahnsinn.

Plötzlich griff der Schmied nach Gundolf. Gundolf wehrte sich, obwohl ihm nicht danach war, sich noch einmal am Boden herumzuwälzen. Dann stürzte er auf den Bär und riss ihn auf die Bank. Beide keuchten und begriffen nicht, was passiert war. Quer vor ihrem Hals lag das alte Schwert. So stumpf es war, es sorgte doch für ein faules Gefühl im Bauch und dass es keinen Schnitt gab, lag nur an der Behutsamkeit der Hand, die es führte. Gundolf erstickte fast und würgte an heruntergeschluckter Wut.

Der Schmied nickte ihnen zu: „So sieht das morgen aus. Die Krähen werden warten und während ihr im Dreck kniet, hört ihr hinter euch, wie die Römer lachen und wie das Feuer euer Haus frisst. Was später kommt, ist dunkel. Ich achte eure Neugier. Das Totenreich ist groß und vollgestopft mit mutigen Männern, die nicht dümmer waren als ihr. Wenn Schatten reden könnten, gäbe es Gelegenheit, viel zu prahlen. Überlegt es euch. Da unten ist alles stumm. Der Traum von einem großen Festmahl ist nichts als Betrug. Bei den Toten wird nicht gefeiert. Wer feiern will, muss die Kinder auf den Wagen setzen und heute abend fliehen. So schnell es geht. Mit einem Packpferd für das Bierfass, aber ohne lange Beratung und ohne langes Warten.“

Der Schmied ließ den Bär los. Das Schwert konzentrierte sich auf Gundolf: „Zeig mir deinen Römer. Ich will es selber hören, dass sie krank sind. Vielleicht überzeugt er mich, lass ihn reden. Es kann nicht schaden, noch einmal zuzuhören, wenn der Feind lügt. Ruf ihn her.“ Gundolf stellte die Füße nebeneinander und legte die Hände an den Schwertgurt. Das gab ihm Halt. Seine Handflächen waren feucht und bewegten sich, ohne dass er sie darum bat. Von innen nagte die Angst. Noch schlimmer war der Zweifel, der lautlos an den Gedanken sägte. Der Wunsch, gehorsam zu sein, fraß die Erinnerung an den Plan zu kämpfen. Gundolf schwieg,

aber dass der Schmied das Schwert zurück zog, zeigte ihm, dass er in seinem Schädel nicht allein war. Er wusste, dass ihm der Schmied beim Denken zusah.

Sie holten den Legionär und warfen ihn vor den Schmied. Erst lag er nur da, dann stemmte er sich hoch, bis er dahockte wie ein Tier. Die Augen waren offen und tasteten über die Umgebung. Als sie Gundolf erreichten, rutschten sie zur Seite. Der Blick erreichte den Schmied. Dort geriet er in die Falle. Der Schmied studierte das widerspenstige Wild, das trotz seiner Angst nicht aufgab. Als er die Hand anhub, zuckte der Legionär zurück. Der Schmied beruhigte ihn mit einem Knurren. Plinius kroch aus dem Schatten und rasselte mit seiner Kette. Gundolf packte ihn an den Lumpen und zog ihn in die Höhe:

„Das ist hier kein geheimes Treffen. Ihr redet laut. Dein Bundesgenosse da unten gibt sich Mühe, dass du ihn verstehst. Sonst werde ich dafür sorgen, dass ihr beide schreit.“

Der Legionär fuhr sich mit der Zunge über die aufgerissenen Lippen. Er versuchte, aufzustehen, aber dafür fehlte ihm die Kraft. Er hielt sich auf einem Knie und keuchte. Plinius übersetzte:

„Ich heiße Corvus. Ich bin kein Späher, ich bin ein gewöhnlicher Legionär. Früher war ich ein Offizier, aber sie haben mich degradiert, weil ich den Centurio beleidigt habe. Ich habe gegen Männer wie euch gekämpft und ich habe gesehen, wie sie fliehen. Diesmal sind die Götter über uns verärgert. Nicht, dass es mir besonders leid tut. Sie haben mich wie einen Hammel eingepfercht. Ich war bewusstlos. Meine Frau haben sie ausgezogen und verjagt, in den Wald zu den wilden Bestien. Als ich zu mir kam, hörte ich sie prahlen. Sie haben mich unterschätzt und die Wächter sind tot. Mir wird der Weg lang. Ich bin kein Hund, sondern ein Mann, der gekämpft hat. Ich bitte euch. Zieht es nicht in die Länge.“

„Wie bist du freigekommen? Haben die Römer keine Ketten?“

„Die Knoten waren nicht gut. Der Rest war Überraschung.“

„Lagen sie im Sterben? Hast du sie erwürgt, als sie auf der Erde hockten und der Darm aus ihnen heraushing?“

„Diese nicht. Die Pest, die sie haben, frisst einen Mann an einem Nachmittag. Mir kamen sie gesund vor. Aber ich war selbst eine halbe Leiche. Das verzerrt das Urteil.“

„Wie viele Kranke gibt es? Trifft es nur das Fußvolk oder auch die Offiziere?“

„Zuerst die Sklaven, dann den Rest. Es trifft alle.“

„Wie viele Leichen hast du gezählt?“

„Sie liegen vor den Zelten. Es sind zu viele, um sie noch zu zählen.“

„Stinkt es?“

„Es stinkt. Zum Glück ist es kalt. Sonst wäre es noch schlimmer.“

Der Schmied versuchte es mit Mitleid: „Warum zwingst du uns, dich quälend langsam zu zerdrücken? Woher nimmst du die Kraft für diese Sturheit? Warum hilfst du deinen Mördern, indem du lügst, obwohl es dir nicht im Geringsten nützt?“

Der Legionär war still. Gundolf trat ihn mit wohlüberlegter Vorsicht in den Rücken. Er fiel nach vorn: „Ich hoffe, dass ihr mich rächt. Sie werden euch gehören und massenweise sterben. Das versöhnt mich. Mein Schatten wird dabei sein und durch die Bäume springen und vor Freude lachen.“

„Ich weiß, wie man Schatten festhält. Gundolf gibt dir einen langgezogenen, schmutzigen Tod. Dann wirft er dich zwischen die Knochen der abgenagten Schweine. Danach gehörst du mir. Ich nehme dir die Seele und die Freiheit. Du solltest daran denken, wenn du mit mir sprichst.“

„Ich weiß, wer du bist. Du kannst mir drohen, aber noch gehöre ich mir selbst. Bis jetzt kannst du mich nicht zwingen, zuzugeben, was nicht wahr ist. Ich bin ein Mensch und keine Made. Auch wenn ihr das gerade ändert.“

Der Schmied spuckte aus: „Du erstaunst mich. Ich denke, ich kenne die Menschen, aber das ist neu. Du weißt, wer ich bin, aber trotzdem redest weiter Unsinn. Wer hat dir von mir erzählt? Wieso weißt du, dass ich hier bin?“

„Alle wissen, dass hier ein Schmied lebt.“

„Es gibt viele Schmiede. Erkmar wäre als Sklave zweimal so teuer wie ein gutes Pferd. Aber davon spricht man auf dem Markt. Nicht im Wald, wenn man auf der Jagd ist. Also wer? Wer hat es dir gesagt?“

„Der Centurio hat davon gesprochen.“

„Welcher Centurio? Wie viele habt ihr?“

„Wir haben fünf.“

„Und wer hat mit dir gesprochen? „Titius Ventosus.“

„Welche Kohorte ist das?“

„Die erste. Die von Marcellus Caelius.“

„Wieso von Marcellus Caelius? Was macht Titius Ventosus in der Kohorte, wenn er nicht kommandiert?“

„Er macht die Sachen, die ein normaler Offizier nur ungern anfasst. Er ist überzählig.“

„Überzählig.“ Der Schmied wiederholte das fremde Wort: „Supernumerarius. Und der hat mit dir gesprochen?“

„Sie nennen ihn Ventus Gelidus. Er ist der Eiswind. Wo er vorübergeht, stirbt das Gras ab. Er hat die Nase im Dreck und riecht am Schweiß der Beute. Er ernährt sich von Gemeinheit und Verrat. Ich hatte eine Frau, wir waren glücklich. Das hat ihn angezogen. Danach waren wir nicht mehr als Schlachtvieh. Vierhundert Männer und zwei Stück Vieh. Und dazu der Eiswind.“

„Er war bei uns im Wald. Wir haben ein Geschenk von ihm. Ich kenne ihn. Ich bin ihm selbst mit knapper Not entkommen. Ich glaube, dass er dich geschickt hat. Ich denke, deine Frau ist kein Bärenfutter, sondern weiß, dass du hier verendest und nicht zurückkommst. Du denkst an das Kind in ihrem Bauch und deine Liebe macht dich mutig. Wahrscheinlich hast du Recht. Der Eiswind hält ein gegebenes Versprechen. Deine Frau wird am Leben bleiben, wenn er sie schützt. Er ist wählerisch. Ist sie schön genug für seinen Geschmack? Verlangt er von dir, dass wir wirklich bleiben oder hast du genug getan, als sie dich zusammenschlugen? Hat er

den Busch bestimmt, hinter dem du hocken musstest? Er kennt den Wald. Er hat ihn angesehen und untersucht. Warst du damals dabei? Hast du ihn begleitet?“

Der Legionär hatte zugehört und geblinzelt. Der Schweiß lief ihm in die Augen. Er blieb dabei, zu leugnen: „Ich weiß überhaupt nichts. Ich verstehe nicht, was du sagst.“

Gundolf dachte nach. Es lief nicht in seinem Sinn. Keinem seiner Leute war es geglückt, in das Innere des Lagers einzudringen. Was sie beobachtet hatten, war ein Nachlassen jeder Aktivität. Am Anfang hatten die Römer Holz geschlagen. Sie hatten Wasser geholt und die Pferde versorgt. Man hörte ihr Geschrei. Es war der Lärm siegesgewisser Männer. Dann wurde es ruhig. Vierhundert Männer waren viel. Es war eine Übermacht erprobter Kämpfer, gegen die das Dorf nur ankam, wenn es einen Plan gab.

Der Plan war da. Waren die Römer wirklich krank, wäre der Rest nicht schwer. Gundolf würde warten, bis der Hunger die Überlebenden aus dem Bau trieb. Es war nicht heldenhaft, aber sicher. Am Ende wäre das Lager leer. Sollte das Heer den Mut besitzen, geschwächt wie es war, heranzurücken, wäre der Wald ein guter Schutz. Sie kannten ihren Wald und die Römer kannten ihn nicht. Es gab nicht viele Möglichkeiten, sich dem Dorf zu nähern. Diese Wege hatte der Schmied geschützt. Gundolf hatte die rätselhaften Fallen um ein paar weniger geheimnisvolle ergänzt. Beides zusammen versprach genügend Hoffnung, selbst dann, wenn das Heer intakt war. Langsam erfasste Gundolf die Gewissheit, dass der Römer tatsächlich log. Der Betrug hatte funktioniert. Gundolf gestand sich ein, dass es falsch war, einem übergelaufenen Feind zu trauen. Er wusste, dass jeder seiner Männer in einer vergleichbaren Lage zusammengebrochen wäre, er selbst hielt sich keineswegs für überlegen. Er sträubte sich gegen die Einsicht, dass ein Spaten schleppender Römer so viel Härte zusammenbrachte, dass es ihnen nicht gelang, ihn zu brechen. Trotzdem brauchte niemand die Beschreibung einer kampfbereiten Kohorte, die

ihnen mindestens um das Doppelte an Kämpfern überlegen war. Im Augenblick reichte es, wenn Gundolf wusste, was ihnen bevorstand. Er musste die alten Pläne ändern.

Jemand fand eine tote Ratte und zielte auf den Römer. Gundolf zog das Messer aus dem Stiefel, das er wie immer dort herumtrug. Er verbarg es in seinem Ärmel. Der Schmied schien es nicht zu sehen. Der Schmied trat verärgert nach der toten Ratte. Die Ratte rollte auf den Rücken und grinste reglos durch die Zähne. Der Schmied zerdrückte den toten Körper. Dann stieß er den Legionär an: „Steh auf. Ich will dir etwas zeigen.“

Der Legionär versuchte zu gehorchen, aber er kam nicht auf die Füße:

„Es geht nicht.“

„Ich helfe dir.“

Jorinda spürte, wie ein Schrecken näherlich. Sie hielt Erkmar fest und benutzte ihn als Schutzschild. Erkmar nahm ihre Hand, aber als ihn der dunkle Befehl erreichte, trat er zurück. Das halbe Dorf stand zwischen Jorinda und dem Mann, den sie bisher als Vater ansah, aber Jorinda fühlte nichts, als Furcht. Alle starrten sie an, sogar die eigene Mutter. Als nächstes sah sie Gundolf. Gundolf hielt das Messer.

Auf einmal war alles rot. Der Legionär rutschte auf den Boden und wälzte sich in einem Blutsee. Dann lag er still. Der Schmied schlug Gundolf, doch Gundolf war bewaffnet und die Bande hatte Lukas. Sie trieben ihn Gundolf vor die Füße, Gundolf war erstaunt, wie gut das Mädchengesicht verstand, worauf es ankam. Lukas verlor den Halt und rutschte auf die Leiche des Legionärs. Die Lunge ließ die letzte Luft frei. Der Tote bewegte sich und stöhnte. Gundolf drückte Lukas mit dem Kopf in das fremde Blut. Lukas kämpfte, aber Gundolf war stärker und das Mädchengesicht half mit dem Speerschaft. Dann zogen sie ihn hoch, aber das war nicht mehr Lukas, sondern ein böser Geist. Das Blut lief aus den Haaren auf die Schultern, bis auf die Augen verschwand das Gesicht hinter einer roten Maske.

Lukas konnte nur den Mund zusammen pressen und versuchen, flach zu atmen, damit die Nase frei blieb.

Gundolf wischte das Messer ab und verstaute es im Stiefel. Er schob das alte Schwert zu seinem Vater, damit er darauf acht gab. Ein Junge brachte Gundolfs Kriegsschwert. Die Männer mussten in den Wald. Die Frauen sollten die Feuer löschen und sich verstecken. Die Geisterbrut kam in einen festen Keller. Die Versammlung war vorbei. Der Streit war ausgestanden und niemand wagte Einspruch. Die Bande übernahm die Führung. Die Alten zogen sich zurück und gingen mit den Frauen ins Dorf. Ein paar griffen nach den Speeren. Es gab genug. Man konnte den Stolz der Alten dulden und hatte sogar Respekt. Der einzige, der waffenlos herumstand, war der Schmied. Als sie Jorinda und Lukas packten, ging Eira mit ihnen hinaus. Der Schmied blieb im Langhaus. Als Gundolf zurückkam, fand er ihn noch immer in der gleichen Ecke, unverändert, im Gespräch mit dem toten Römer.

Draußen waren die Leute verteilt. Erkmar war geflohen, aber die Suche hatte aufgehört, denn jeder wurde jetzt gebraucht. Gundolf zog den römischen Dolch hervor und versuchte, den Schmied zu wecken. Er erntete teilnahmslose Blicke. Würde war jetzt egal. Sie blieben Gegner, wahrscheinlich war es sogar Feindschaft. Aber es war nicht ausgeschlossen, den Feind darum zu bitten, den Hass eine zeitlang zu versiegeln. Mit seinen Freunden musste man keinen Frieden schließen. Draußen warteten schwer bewaffnete Römer. Möglicherweise kamen sie mit Maschinen und Gerät. Gundolf hatte danach gefragt und der Legionär hatte es widerwillig bestätigt. Er hatte hinzugefügt, dass sie niemanden hatten, der die Katapulte bedienen konnte, denn die Meister waren an der Pest verendet. Das waren wahrscheinlich Lügen. Es wäre gut, in das Lager einzudringen und die Maschinen zu zerstören. Wenn man ihren Mechanismus verstand, konnte man sie später reparieren. Gundolf brauchte den Schmied. Er hatte Lukas und Jorinda. Er hatte gezeigt, dass er den Mut

besaß, rücksichtslos vorzugehen. Jetzt wollte er, dass der Schmied die Brücke sah, auf der sie gemeinsam über den Graben kamen und am Leben blieben.

Wie Gundolf besaß der Schmied ein keltisches Schwert. Es gab keinen Zweifel, welche Klinge siegen würde, wenn es nur auf die Schwerter ankam. Die Ware, die die Waffenhändler transportierten, war von guter Qualität. Gundolf leitete die Überfälle. Anschließend traf er seine Wahl. Das war sein unbestrittener Anspruch. Nie hatte er etwas entdeckt, das ihm annähernd so gefiel, wie die Waffe des nebelhaften Flüchtlings. Gundolf hatte ihm Gold geboten, aber seine Hoffnung wurde enttäuscht. Weder zog er mit ihnen an die Straße, noch begann er die Arbeit an einem Schwert. Er machte Nägel für die Häuser und reparierte das, was da war. Wenigstens kümmerte er sich um die Spitzen für ihre Speere. Sie besaßen hinterhältige Kerben, die tödliche Wunden rissen. Und sie trafen in tiefster Finsternis den Feind, auch wenn man ihn kaum erblickte.

Natürlich wusste Gundolf von den gelegentlichen Gästen, aber diese Leute kamen unbemerkt und wenn man mitbekam, wie sie wieder gingen, dann gingen sie nicht allein. Gundolf sah ihnen nach und schluckte an seiner Neugier und am Neid. Jetzt hatte er wenigstens Zeit gehabt, um die seltene Klinge zu bewundern. Die Versuchung, die Waffe nicht herauszugeben, war sehr groß. Dazu kam die Sorge um den Hals. Es war gut möglich, dass der Schmied ihn einfach abstach. Wenn er den Untergang genau voraussah, war ihm Lukas als Geisel egal. Er würde Gundolf töten, anschließend die Hälfte der Bande schlachten und wenn er dann immer noch am Leben war, auch noch die Centurionen der Römer. Eben deshalb war es die Sache wert. Wenn er wollte, dass Lukas lebte, würde er hören, was Gundolf sagte. Sie brauchten beide den Mut zu einem Waffenstillstand. Der Anfang lag bei Gundolf. Er löste die Hände von der fremden Waffe und verschränkte seine Arme. Er fühlte sich ausgeliefert, aber er widerstand dem eingeübten Reflex. Sein eigenes Schwert blieb in der Scheide an seinem Schwertgurt.

Er wurde nicht belohnt. Die keltische Waffe lag im Niemandsland und erhielt einen Blick, als sei sie aus Holz. Dann flog ein Schatten vorbei und Gundolf schmeckte Blut. Er lag am Boden mit einer Nebelwolke vor den Augen, die ihm jede Sicht nahm. Das keltische Schwert bohrte sich mit der Spitze in seinen Hals. Die Gedanken verschwanden unter einem Stein und wanden sich im Sand wie blasse, junge Würmer. Die einzige Regung war abgrundtiefe Angst. Die Kraft reichte nicht einmal für Empörung. Es war ein schlechtes Ende, ohne Achtung, mit dem Rücken in einer Lache aus fremdem Blut. Gundolf wartete auf den Stoß. Die Schatten begrüßten ihn mit Raunen. Sie öffneten eine Gasse. An deren Ende gähnte das namenlose Nichts. Die Stimme, die sich in Gundolf hineinfräß, wirkte wie die Fackel eines Führers. Gundolf lag da wie ein totes Tier und kämpfte um seinen Verstand. Er schaffte es, sich festzubeißen. Wie ein ausgehungertes Tier hing er an dem Knochen, den sein Feind ihm hinhielt. Der Meister spielte mit seinem Hund. Was der Meister sagte, war auf eine böse Weise sinnlos:

„Ich spiele nicht gern. Ich habe es nicht gelernt, als ich bei den Bojern aufwuchs.“ Gundolf wollte winseln, aber der Speichel verklebte ihm die Zähne und verstopfte die Kehle mit Schlamm.

„Du bist ein schlechtes Spielzeug. Du bist gefährlich. Es wird Zeit, dich klein zu hacken. Du gehörst ins Brennholz.“

Gundolf knurrte. Er war kein Holzstück. Er war ein Hund.

Der Schmied griff ihm an den Bauch und löste dort den Schwertgurt. Er bog ihn zu einer Schlinge und legte sie Gundolf um den Hals. Gundolf folgte der Leine gehorsam bis zum nächsten Pfosten. Der Schmied band ihn fest. Dann verschwand er und ließ Gundolf allein. Gundolf schnappte nach Luft und zerrte an seinem Schwertgurt. Hinter seinen Augen erschien erneut die Gasse zwischen den Schatten. Sie winkten und riefen ihn in ihrer Geistersprache, wovon er nach außen völlig taub war. Der Schmied kam zurück und brachte einen Eimer Wasser. Er setzte ihn

vor Gundolf auf den Boden, lockerte den Riemen und erlaubte seinem Hund, das Wasser zu erreichen. Gundolf soff wie ein Pferd. Der Nebel stieg und mischte sich mit dem letzten Rauch des Feuers. Der Schmied nahm den Eimer weg. Er trug ihn zur Feuerstelle und goß ihn über die qualmende Asche. Gundolf fasste sich an den Hals. Es drängte ihn, zu bellen, aber er verstand, dass es nicht passte. Der Schmied suchte seinen Mantel in den Balkenritzen. Er wusste, Jorinda hatte ihn versteckt. Er hatte gesehen, wie sie an der Außenwand entlang strich und war ihr dankbar, weil sie geholfen hatte. Er fand den Hohlraum, in dem der Mantel steckte. Er zog ihn an und hängte das Schwert über seine linke Schulter. Jetzt sah er aus wie immer. Gundolf erinnerte sich inzwischen, dass er in Wirklichkeit ein Mensch war. Er erkannte sich, aber er fühlte sich erniedrigt. Von der Brücke über den Graben blieb nicht viel übrig. Der Schmied hatte die Brücke in Gundolfs Kopf gesehen. Wann immer er es wünschte, wohnte der Schmied in Gundolfs Kopf. Er fing die Gedanken wie die Fische und Gundolf war machtlos, etwas dagegen zu tun. Er fühlte einen heftigen, kurzen Schmerz. Die Bestätigung war überflüssig, aber sie zerstörte den letzten Zweifel. Gundolf fragte sich, wie oft er ein blindes Werkzeug gewesen war und Dinge als seine eigene Idee ansah, die der Schmied ihm aufzwang. Er versuchte sich zu erinnern. Was ihm einfiel, gab ihm das Gefühl, dass er wirklich ein Hund war. Er hasste sein Gedächtnis:

„Warum greifst du nach mir? Bin ich der einzige? Was kann ich tun, damit es dir zuviel wird?“

Der Schmied grinste ohne Spott: „Nichts. Es ist ein Glück oder eine Gabe. Wer besucht wird, kann selbst Besuche machen. Man muss es lernen. Hättest du mich gefragt, dann hätte ich dir geholfen. Man braucht einen Meister, der den Weg zeigt.“

„Du willst, dass ich mich beuge, und dich Meister nenne.“

„Du bist zu jung. Du bist wie das Wasser der Frühlingschmelze, das nicht weiß, wo es hinfließt.“

„Du meinst, ich war nicht oft genug tot. Mir fehlt der Leichengeruch.“

„Das auch.“

„Aber ich sollte dir gehorchen?“

„Das wäre gut.“

Von draußen drang der Widerschein eines großen Feuers durch die Ritzen. Jemand verbrannte sein Haus. Leute riefen, dazwischen weinte ein Kind. Gundolf ging zur Tür. Er drehte sich noch einmal um und sah ein grünes Flimmern, wo der Schmied stand. Der Tote lag im Dunkeln. Sonst war das Langhaus leer.

„Du wirst bald nicht mehr da sein.“

„Richtig. Du wirst mich nicht vermissen.“

„Du willst zu den Römern.“

„Ich denke, dass sie meinetwegen hier sind. Der Eiswind sucht mich wegen einer alten Rechnung.“

„Ich werde dich nicht allein zu den Römern lassen. Ich will, dass du hier bleibst oder meine Leute mitnimmst.“

„Ich werde dich nicht darum bitten.“

„Ich habe Jorinda und deinen Sohn.“

„Du hast keine Zeit. Jorinda wirst du nichts tun. Lukas wird unter deinen Händen schnell erwachsen. Du solltest ihn nur noch von Weitem ansehen.

Alles andere ist gefährlich.“

„Ich muss das Ungeziefer nicht mit dem eigenen Fuß zerdrücken.“

„Du könntest ihn noch brauchen.“

„Ich habe dich. Wenn ich dem jungen Raubtier die Hand an die Kehle lege, wirst du mir helfen.“

„Du hast zu wenig Leute. Wen willst du zu den Römern schicken? Kannst du dir Verluste leisten?“

„Ihr kommt zusammen zurück. Wenn einer von meinen Männern fehlt, geht Lukas in die Grube. Ich will wissen, worauf sie so lange warten und wie viele es

wirklich sind. Wenn ihr Späher trifft oder die Römer das Lager verlassen, kommt ihr zurück.“

„Warum versuchst du nicht, mich an die Römer zu verkaufen? Der Eiswind würde dich gut bezahlen. Er würde einen Vorwand finden und die Strafexpedition wäre beendet.“

„Ich brauche keinen faulen, fadenscheinigen Frieden. Ich brauche ein Waffenopfer im Sumpf und einen Sieg mit toten Römern. Ich brauche das Geschrei in den Dörfern auf unserem Ufer.“

„Du hast große Pläne. Die Waffen der Feinde im Moor und die Feinde als Rabenfutter in den Bäumen. Und wenn du dabei umkommst?“

„Ich werde mir Mühe geben und überleben.“

„Du wirst als Sklave enden. Du wirst aus ihren Latrinen trinken.“

„Wenn wir verlieren, hängen sie uns ans Kreuz.“

Gundolf stieß die Tür auf. Der Brandgeruch reizte die Augen. Draußen standen gesattelte Pferde, der Feuerschein spielte mit ihren Schatten. Der Schmied trat neben Gundolf auf die Schwelle. Gundolf hörte ein entferntes, halb ersticktes Winseln, aber er befahl sich, nicht darauf zu achten. Er rief einen jungen Knecht und schickte ihn auf die Suche. Wenig später kamen seine Leute: zwei Hirten mit hartem Gesicht und der Knecht vom alten Gundolf. Einer war der Flötenspieler, der ein Schwert trug. Alle drei hatten Speere. Sie redeten kurz mit Gundolf, der Schmied lehnte inzwischen schweigend an der Wand. Dann löste er sich wortlos, er sah sich nicht einmal um. Seine drei Bewacher hängten sich an die Spur. Wieder erreichte Gundolf das entfernte Winseln, aber auch diesmal hörte er weg. Sollten die Geister jaulen, er war ein Mensch.

Das Lager der Römer

Der Wald lag in tiefster Finsternis, obwohl die Nacht schon in den Morgen übergang, glich der Himmel einem rußgeschwärzten Kochtopf. Die Sterne hingen an der Unterseite der Welt oder waren ganz einfach erloschen. Es war nicht mehr so schrecklich kalt wie am Abend. Der Wind hatte sich gelegt, das war angenehm. Aber das Eis unter den Pferdehufen löste sich auf und das halbgefrorene Wasser erreichte die Füße. Trotzdem kamen sie gut voran. Sie kannten hier jeden Abhang, jeden noch so kleinen Wasserlauf und jeden geheimen Pfad. Sie wussten, wo die Bäche in der Erde verschwanden. Dort wurde der Boden trügerisch. Er verschluckte jeden, der nicht wie sie im Wald zu Hause war. Manchmal fraß er auch die, die ihn eigentlich kannten und ihre Schritte durch Zaubersprüche und Vorsicht schützten. Leichtsinn konnte in dieser Landschaft der Bäume und des Wassers tödlich enden. Der Flötenspieler hatte es einmal erlebt. Er hatte ein Schaf verloren. Er lag auf dem Bauch, unter sich einen breiten Ast und die lebendige Gefräßigkeit des Sumpfes. Hilflos musste er zusehen, wie das Schaf vergebens kämpfte. Er konnte es nicht erreichen. Er brauchte sehr viel Zeit, um zurück zu kriechen. Als er endlich auf festem Grund stand, heulte er wie ein Kleinkind. Seine Zähne klapperten unkontrollierbar, obwohl er seinen Kiefer mit beiden Händen festhielt.

Seitdem hatten sie immer wieder erlebt, wie Männer und Pferde und manchmal auch fremde, schlammverschmierte Frauen im Moor versanken. Sie nahmen den

Bohlenpfad, den die Römer zwischen den Bäumen für ihre Händler verlegt hatten, und änderten die Richtung. Wenn die Eindringlinge nur noch Frösche und schwarze Blasen vor sich sahen, schnitten sie von hinten den Weg ab. Solange sie der Moorfrau ihren Anteil an der Beute ließen, liefen diese Überfälle immer gleich und endeten mit schwer bepackten Pferden und ein paar bunten Fetzen im Schilf. Der Pfad lag weit genug vom Dorf entfernt. Die Kundschafter, die so ein Handelszug für seine Sicherheit bezahlte, waren blind. Es gab keinen Hinweis auf das Räubernest und hinterher gab es keine Spuren von den Opfern. Inzwischen war das anders. Einer von ihnen hatte zulange gezögert oder war dem Mitleid gefolgt, das sie immer wieder hinterrücks anfiel. Ein Flüchtling, der den Fluss erreichte, konnte reden. Die Schiffe, mit denen die Römer ihre Kastelle versorgten, transportierten Reichtum und Information. Irgendein abgehetzter Sklave hatte auf den Brettern gelegen und Bluteigel und Algen herausgewürgt und am Ende den genauen Bericht über das, was passiert war. Das hatte den Römern genügt. Sie waren da und sie kamen als Jäger, die wussten, wie man ein Rudel Wölfe einkreist.

Sie ritten hintereinander in einer Reihe. Der Schmied ritt voran. Sein Pferd ging mühelos durch den tiefen Schlamm. Das Pferd benahm sich wie der Reiter, er musste es nicht einmal treiben. Der Flötenspieler wusste, was ein gutes Pferd war. Er hatte gehört, dass manche Männer Wasserpferde fanden. Wasserpferde schleppten jede Last, im Krieg kannten sie keine Furcht und traten nach den Feinden, bis sie am Boden lagen. Aber eines Tages rochen sie plötzlich den Sumpf, der ihre Heimat war. Dann brachen sie aus und trugen ihren Reiter in den Tod. Dort unten fraßen sie das schwarze Gras auf den Weiden der Moorfrau. Der Reiter blieb an ihrer Seite und diente den Gespenstern. Der Rückweg in die Helligkeit des Tages war ihm für immer versperrt. Von solchen Geschichten hörte man am Feuer. Nach dem, was sie heute erfahren hatten, war es keine Überraschung, wenn der Schmied mit einem Wasserpferd umging wie mit einem alten Wallach. So, wie sie selbst die Oberfläche der Sumpflöcher kannten, in die ein ahnungsloser Fremder hineinfiel, so kannte der

Schmied die finsternen Tunnel zwischen der Unterseite des Waldes und der Welt, in der die Bäume Blätter hatten. Der Flötenspieler hatte Angst vor diesem Austritt. Er machte ihn keineswegs zum Vergnügen. Aber zwischen dem Misstrauen und der Furcht regte sich inzwischen auch Neugier.

Sie erreichten eine schmale Höhe zwischen zwei im Dickicht verborgenen Seen. Man roch das Wasser, wenn man wusste, dass es da war. Der größere See hatte ein flaches, sandbedecktes Ufer. Ein unsichtbarer Pfad führte durch den versumpften Wald bis zu einer kleinen Insel. Hier gab es eine Hütte und Heu. Es war das Versteck der Späher, die länger an der Römerstraße blieben und verfolgten, was unter ihren Augen vorbei zog. Von nun an mussten sie damit rechnen, auf Hilfstruppen oder Legionäre zu stoßen, denn das Lager war zu Fuß erreichbar. Die Pferde wurden jetzt nicht mehr gebraucht und würden nur steckenbleiben und sie in ihrer Panik durch wilden Lärm verraten. Der Knecht sollte hier mit ihnen warten oder sie nach Hause treiben, wenn von den anderen keiner zurückkam. Das war der Plan von Gundolf. Über das, was zwischen ihrem Aufbruch und der Rückkehr passieren sollte, sagte der Plan kein Wort.

Der Schmied war abgestiegen. Er stand vor der Hütte. Er wies mit dem Kopf auf die Tür, die eigentlich nur ein Loch war: „Da drin ist es trocken. Wenn ihr euch aufeinander legt, wird euch warm. Feuer ist leider verboten.“

Sie blickten erstaunt und fassten ihre Speere fester. Der Flötenspieler griff an sein Schwert. Er tat es aus Gewohnheit. Als er zu denken anfing, ließ er die Waffe los:

„Was sollen wir in der Hütte? Willst du Pause machen?“

„Wir machen keine Pause. Ihr kriecht rein und ich gehe zu den Römern.“

„Wir machen, was Gundolf gesagt hat.“

„Gundolf ist im Dorf und wir stecken tief im Moor. Sein Plan ist hier einen Dreck wert.“

„Und was willst du ihm erzählen? Er wird sein Versprechen halten und Lukas geht in den Sumpf.“

Der Schmied zog ein Seil hervor: „Ich binde euch fest. Dann weiß er, dass ihr euch gewehrt habt. Ihr schlaft euch aus. Wenn ich zurückkomme, gibt es keine Fragen. Wenn nicht, verschlaft ihr den Krieg. Wenn Gundolf vorbeikommt, sagt ihr ihm ganz einfach die Wahrheit.“

„Was für eine Wahrheit?“

„Dass es nicht anders ging. Dass ihr mir gehorcht habt.“

„Wir sind noch lange nicht in der Hütte. Wir sind zu dritt.“

„Das entscheidet ihr selbst. Entweder ihr lasst euch in der Hütte zusammenschnüren oder ich lege euch draußen in den Schlamm. Dann bekommt ihr von mir einen Traum, aus dem ihr als alte Weiber aufwacht. Sei vernünftig und mach den Anfang. Wirf die Waffe weg. Dann beil dich und kriech durch das Loch. Wenn ein Wildschwein in der Hütte wohnt, spielst du auf deiner Flöte. Dann macht es Platz. Du lehnst dich an die Borsten und hast es weich und warm.“

Aus den Augenwinkeln sah der Flötenspieler, wie der Schmied dem Knecht den Speer abnahm, ihn fest umarmte, vorwärts stieß und mit einem Fußtritt in die Hütte trieb. Fast beiläufig griff er nach dem zweiten Hirten, der erst wie ein Schaf herumstand, dann aber wenigstens kurz versuchte, sich zu wehren. Er kroch wie ein Hund auf vier Beinen durch das Loch und stöhnte, als er drin war und umfiel.

Der Flötenspieler lief weg. Er rannte auf dem schmalen Weg durch den Sumpf und erreichte den Damm zwischen beiden Seen. Er wusste, dass der dunklere von beiden über einen fußbreiten Uferweg umgangen werden konnte. Ein Stück weiter hinten im Wald mündete ein Bach. Dort lag ein Laufbrett im Moor, wenn er es bis dahin schaffte, gab es vielleicht eine Hoffnung. Ohne das Laufbrett war die Stelle unpassierbar. Er sprang in völliger Finsternis vom Damm ans Ufer und hatte Glück, dass er nicht im Schlamm ankam. Er stand auf, holte Atem und lief. Der Schmied

steckte irgendwo im Nebel, aber man hörte ihn, er machte so viel Lärm wie ein Römerwagen im Sumpf. Die Zweige hingen tief. Sie waren an den Enden vereist. Sie hielten ihre nackten Finger so, dass er nur mit Gewalt vorbeikam und rissen ihm die Haut auf. Hinter der Mündung gab es einen Abzweig, der auf einen trockenen Hügel führte. Die steile Seite des Hügels fiel zum See ab. Hier hatten sie gerade erst einen frischen Graben gezogen, von dem der Schmied noch nichts wissen konnte. Der Flötenspieler kannte den Übergang. Es war ein einzelner Ast, der sich mühelos zurückstoßen ließ. Wenn ihm das gelang, hatte er es wahrscheinlich geschafft. Mit sehr viel Glück stürzte der Schmied und brach sich unten den Hals. Gundolf würde fluchen, aber das war nicht so schlimm, wie von einem Gespenst gepackt zu werden und wie ein Hase zu zittern, ohne Aussicht auf das, was als nächstes geschah.

Oben im Wald brach etwas Schweres durch das Holz und fiel heulend auf den Hang. Der Flötenspieler stockte. Dann hörte er den Schmied und rannte weiter, obwohl ihm das Atmen auf einmal sehr schwerfiel. Auf dem See quakte eine ganz normale Ente. Der Bach war ganz nah. Man ahnte den Bogen im Schilf und hörte das Wasser auf den Steinen. Dann kam ein Sumpfloch. Der Flötenspieler sprang und landete auf den Knien. Er fand keinen Halt. Er hatte Erde im Mund und rutschte durch den Morast. Er würgte. Er hielt den Kopf hoch, aber plötzlich traf ihn die Finsternis wie ein Stein. Er fiel flach auf sein Gesicht und war so taub wie ein totes Pferd.

Als erstes sah er die blaue Hand. In der Hütte brannte ein Kienspan. Er lehnte an der Wand und trank Wasser aus einem Holztopf. Er konnte den Topf nicht halten, denn seine Hände waren auf dem Rücken zusammengeschnürt. Er verstand nicht, wieso die anderen alle beide in der Hütte lagen, aber sie schliefen friedlich aneinander geschmiegt und schnarchten. Sie hätten fliehen sollen, einen von ihnen konnte der Schmied nachträglich noch erwischen, aber niemals alle beide. Sie hatten es offensichtlich gar nicht versucht. Keiner von ihnen stank wie eine nasse Wasserratte. Anders als er. Seine Haare klebten. Aus seiner Hose lief ein schwarzes

Rinnsal. Er zog die Beine an. Der Schmied hatte ihn an den Füßen gefesselt. Er drehte die Füße, soweit es ging. Er fühlte sie kaum. Er spuckte Erde aus, das schmutzige Wasser lief ihm über den Hals: „Warum sind sie noch hier? Was hast du mit ihnen gemacht?“

Der Schmied schob ihm etwas in den Mund. Es war ein Stück von einem alten Fladen und roch wie ein eingetrockener Pilz: „Sie sind schlauer als du. Sie haben Kräfte gespart. Sie wissen, was Zweck hat und was nur sinnlos wehtut. Ruh dich aus. Ich hole euch auf dem Rückweg. Es reicht für eine kurze Träumerei von deinen vielen Frauen. Morgen bist du bei Kräften und ausgeschlafen. Gundolf wird dich loben.“

„Was denkst du, was Gundolf macht, wenn ich mit ihm rede?“

„Nichts. Er wird mich nach den Römern fragen. Den Rest wird er schlucken.“

„Ich glaube nicht, dass er das einfach hinnimmt und dazu lächelt.“

„Ich kenne ihn. Und außerdem denke ich, dass du nichts erzählst.“

„Und wenn doch?“

„Dann helfe ich den Römern. Ich bringe dich um.“

Der Schmied tippte an sein Schwert und grinste. „Es täte mir leid. Du bist ein Dieb und ein Frauenheld, aber heute warst du mutig. Und die Mädchen würden weinen.“ Er nahm den Kienspan und zertrat ihn mit dem Stiefel. Ein paar Funken flogen durch die Hütte, dann war es nur noch dunkel. Der Flötenspieler hörte, wie der Schmied das Wasserpferd losband und aufstieg. Er hörte nicht, wie er wegritt. Er kämpfte mit der Kälte, aber schlimmer waren die Gedanken und der faule Geschmack der Scham. Er hätte es tatsächlich gern verschlafen, aber das war hoffnungslos. Er würde im Dunkeln warten und sich einsam fürchten.

Es war nicht einmal eine Hütte, es war ein schlecht gezimmerter, windschiefer Schuppen. Sie waren zu dritt, außerdem gab es noch einen Sklaven. Aber der hatte gelernt, sich an die Wand zu drücken, auch wenn sie davon fast zusammenfiel. Die Männer lagen auf aufgebockten Brettern, zwischen ihnen stand ein verzierter runder Klapp Tisch, der nicht in diese Umgebung passte. Die Kupferplatte glänzte trübe unter den abgenagten Resten eines Hasen. Man sah die Fingerspuren von der Suche nach den letzten Resten und ein paar verklebte Krümel. Sie hatten Brot gegessen, aber jetzt war davon nichts mehr übrig. Die Frau saß auf einem abgesägten Baumstumpf. Sie stützte ihren Rücken mit den Armen. Ihr Bauch ragte spitz nach vorn, sie war deutlich sichtbar schwanger. An ihren Schultern hing ein schwerer Männermantel. Sie trug keinerlei Schmuck, ihre Füße steckten in Stiefeln. Der Sklave versorgte ein kleines Feuer, aber es half kaum gegen die Feuchtigkeit, die vom Boden aufstieg. Unten gab es Bretter und ein schmutziges braunes Fell. Das Fell war inzwischen genauso feucht wie der eiskalte Hauch aus den Ritzen und die ewigen Tannennadeln, die der Barbarenwald auf sie herabwarf, wenn sie in der Latrine saßen.

Die beiden Männer waren Centurionen. Rom befand sich weit hinter den vereisten Bergen und bis zum nächsten Kastell brauchte man bei gutem Wetter länger als zwei Tage. Trotzdem sah der eine von beiden entspannt aus. Die Kälte schien ihn nicht zu berühren, unter dem Panzer trug er ein kurzes Hemd. Sein Mantel lag zusammengerollt unter dem linken Arm. In der rechten Hand hielt er einen angespitzten Stock. Damit bohrte er zwischen seinen Zähnen nach dem Hasenfleisch, das dort festhing. Hin und wieder trank er Wasser, gurgelte lauthals und spuckte alles auf den Boden. Der Sklave zog jedes Mal den Kopf ein. Er wischte sich über die Stirn als wäre sie nass. Dann warf er neues Holz ins Feuer. Er füllte den leeren Becher aus einem Kessel mit einem angebrannten Holzgriff, auf dem eine barbarische Schnitzerei nach und nach verkohlte.

Der zweite Römer hatte blaue Lippen. Er war keine junge Dame und nahm sich zusammen. Er kannte das Eis des Nordens, wo der Hungerdämon zwischen den Bäumen hing und heiser lachte, wenn die Männer die Rinde abschälten und sie mit ihren Pferden teilten. Der Krieg in diesen Ländern hatte nur Sinn, wenn man solche Barbaren traf, die selbst schon Beutezüge kannten und Dinge besaßen, für die es sich lohnte, das Futter der Zugochsen zu bezahlen. Schreiende Weiber mit Haaren an den Beinen waren so viel Mühe nicht wert. Der Extrasold hielt niemals lange vor. Wenn die Männer murrten, musste man ihnen etwas in Aussicht stellen. Ein zusammengeraubter Barbarenschatz war gut geeignet. Sie würden wissen, wofür ihr Blut floss. Er erzählte es immer wieder, bis die Gier in ihren Augen strahlte, wenn sie ihre Waffen pflegten und die Schärfe der Messer an den Läusen ausprobierten. Raub war gut. Römisches Gut bei Räubern finden, war sogar noch besser. Was ihm gar nicht passte, war sein Partner. Wer selbst aus Eis bestand, konnte nicht begreifen, wann normalen Menschen kalt war. Dieser Ventus sah vielleicht aus wie ein echter Römer, aber niemand glaubte wirklich, das er einer war. Ihm selbst war es offensichtlich egal, wie er auf die Männer wirkte. Er wusste, er hatte einen Ruf. Das reichte.

Draußen winselte ein Hund. Dann begann er jämmerlich zu heulen, wenn es überhaupt ein Hund war. Die Römer im Lager hatten keine Hunde. Sie hatten keine Frauen, keinen noch so dünnen Wein und nicht genügend Pelze für diesen Winter. Bei den Barbaren konnte niemand sagen, was sie hatten. Sie lagerten vor dem Ausfalltor zwischen ihren Pferden und waren die einzigen, die das grauenhafte Wetter ohne Schutz ertrugen. Vielleicht war es ein Fehler gewesen, sie überhaupt mitzunehmen, aber der Eiswind hatte darauf bestanden. Es war kein Wunder. Wahrscheinlich stammte er selbst aus einer Höhle in einem moosbewachsenen Wald.

Die Frau ließ die Arme fallen und verschränkte sie vor dem Bauch. Ihr Kopf fiel zur Seite, aber als der Sklave auf sie zukam, fand sie wieder Kraft und verscheuchte ihn mit Fauchen wie ein Wildtier. Der Eiswind streckte sich und kratzte gut gelaunt seinen Bauch. Der Zahnstock wackelte zwischen seinen Zähnen, es sah wie ein Spiel aus, lächerlich bei einem schweren Mann von seiner Größe. Er gähnte und der Stock fiel auf den Boden. Es dauerte eine Weile, bis es dem Sklaven gelang, ihn aus dem Fell herauszuziehen. Der Eiswind sah ihm von oben zu. Inzwischen rutschte die Frau vom Baumstumpf. Sie griff nach ihren Knöcheln und bog sich zurück. Ihre Lippen waren weiß. Sie schwitzte trotz der Kälte. Sie schwieg und der Trotz machte aus ihrem jungen Gesicht die steinerne Maske eines uralten Götzenbildes. Der Eiswind fasste sie besitzergreifend am Arm. Sie wehrte sich, aber man sah, dass sie nicht mehr lange durchhielt. Der Sklave gehorchte dem Blick seines Herrn. Er verließ den Schuppen und verschwand durch die Dunkelheit im Regen. Der Centurio blickte angewidert auf diese Nacht aus Hundegeheul und Nebel. Er stand auf und trat mit seiner genagelten Sandale gegen das zierliche Tischbein, das ihn störte. Die Knochen auf dem Tisch fielen auseinander. Es war sicher kein gutes Zeichen, aber an diesem Ort war auch nichts Erfreuliches zu erwarten. Es war Zeit, zu kontrollieren, was die Wachen taten. Er hoffte, dass keiner schlief. Das letzte, was sie brauchen konnten, war ein Prügelappell am Morgen.

Der Eiswind ließ die Frau los, zog einen Sack mit Münzen aus dem Durcheinander unter seinem Bett und zerrte an den Bändern, damit der Panzer über seinem Bauch festsass und nicht herabhing. Er setzte seinen Helm auf. Das Pferdehaar war zerdrückt und voller Blätter. Es ähnelte einem Krähennest und nicht dem Helmbusch eines römischen Offiziers. Der Eiswind merkte es nicht, weil er nach Barbarenart die meiste Zeit ohne Helm herumlief. Das Gefühl eines ausgekämmtem Pferdeschwanzes, der am Helm achtungsgebietend mitschwang, war ihm unbekannt. Was er auf dem Kopf trug, war ein Hohn auf das Zeichen der Befehlsgewalt. Der Centurio zog sein Messer und spuckte schlecht gelaunt auf den

Boden: „Rasier dir den Filzhut ab, wenn du rausgehst. Die Männer denken, du bist der Priester von irgendeinem Baumkult. Ich will keinen in Eisen legen, nur weil er sich irrt und dir eine Schaufel Dreck ins Gesicht wirft.“

Der Eiswind nahm das Messer und trennte den Filzhaufen ab. Der Centurio war entsetzt: „Ich möchte auf keinen Fall wissen, wo du wirklich herkommst.

Wahrscheinlich schneidest du dir die Nase ab, wenn sie vom Rotz verstopft ist. Am nächsten Morgen wächst sie nach, genau so hässlich wie zuvor. Jetzt siehst du aus wie ein kahlrasierter Hühnerhintern.“

„Mir wäre ein eisenbeschlagener Schädel lieber, damit könnte ich ins Bett gehen, ohne dass ihr euch später aufregt. Ich habe leider keinen im Gepäck.“

„Dein Helm ist eine Zumutung für die Götter.“

„Mein Helm ist eine schlechte, einfalllose Arbeit. Wozu habt ihr die Kelten zu Sklaven gemacht, wenn ihr weiter solche Helme tragt? Das ist ein Kochtopf und kein Schutz vor einem Angriff. Deiner ist ein Kochtopf mit Pferdeschweif, nicht besonders nützlich, es sei denn, du nimmst den Pferdeschweif zum Putzen.“

Der Eiswind beugte sich über die Frau, die zurückwich und versuchte, ihn zu kratzen. Er hielt sie sich vom Leib und bog ihre Hand hinter ihren Rücken:

„Ich lasse dich jetzt allein. Mein Diener kommt und hilft dir. Du bist hier besser aufgehoben als draußen im Busch.“

Sie zischte etwas in ihrer Barbarensprache. Der Eiswind packte sie fester und begann, mit ihr zu flüstern. Danach fing sie an zu weinen. Der Centurio sah mit Abscheu, wie eine Laus auf ihr Gesicht fiel. Sie schwamm in einer Mischung aus Schweiß und Tränen bis zum Mund. Die Frau leckte die Laus von den Lippen. Sie schluckte sie offensichtlich runter, wahrscheinlich, weil sie das draußen bei den Barbaren so gewohnt war.

Als sie ins Freie wollten, kam der Sklave und drängte sich durch die Tür. Er schleppte einen Wassereimer und einen Korb, über der Schulter trug er ein Bündel

Decken. Der Eiswind hielt die Tür auf, der Centurio schüttelte nur den Kopf: „Was soll das? Gib ihm doch deine Waffen und nimm ihm den Eimer ab. Du räumst die Knochen weg und er kommt mit mir auf den Außenwall zu den Wachen.“

„Er kämpft nicht. Er tötet nicht. Er wischt das Blut auf und leckt die Wunden.“

„Dann kann er warten und hat keinen Grund, dir auf die Füße zu treten und seinen frechen Sklavenhintern an uns vorbeizuschieben. Du solltest die Peitsche nehmen, bis er das gelernt hat.“

„Sie kriegt da drin ihr Kind. Das geht schon eine Weile. Sie will es noch vor dem Angriff schaffen.“

„Bist du ihr neuer Vater? Hast du sie adoptiert?“

Der Eiswind nickte im Regen: „Sie nicht. Aber das Kind werde ich mir nehmen. Der Vater kommt nicht zurück. Sie ahnt es und er selbst hat es gewusst. Sie haben ihn umgebracht, wie wir es wollten.“

„Und was willst du mit seinem Bastard? Wirst du Barbaren züchten oder schmückst du deinen Garten zu Hause mit kleinen Kindern?“

„Ich bin ein freier Römer und kann ein Kind in meinem Haushalt töten oder am Leben lassen, wie es mir einfällt.“

„Er wird dich hassen. Er wird erfahren, was sein Vater für uns war und wird dir nach dem Leben trachten. Eine Schlange um deinen Bauch. Er wird dich später beißen. Kein gutes Ende für einen krummen, alten Kämpfer.“

„Soweit kommt es nicht. Wenn er das jemals versucht, schneide ich seinen Hals durch. Oder ich schenke ihn dir, wenn du die nächsten Tage lebendig schaffst.“

„Ist dein Sklavenjunge da drin ein brauchbarer Arzt?“

„Er kann so manches. Ich habe teuer für ihn bezahlt. Er hat keine Menschenseele, aber er ist mir immer wieder nützlich.“

Den Centurio plagte die Neugier: „Wo hast du ihn gekauft? Er sieht sehr jung aus. Hast du ihn schon lange?“

„Er hat mir einen Brunnen gebaut. Ich liebe das. Wenn man beim Essen das Wasser hört, das im Innenhof herumspielt. Es gefällt mir besser als jede künstliche Musik.“

Der Centurio sah nach oben in den undurchsichtigen Himmel. Er sortierte die Töne, die durch den Regen drangen. Das Wasser fiel mit ermüdend gleichförmigem Rauschen und dämpfte jedes andere Geräusch aus dem Lager.

„Wasser hast du hier genug. Es kommt von alleine ohne dass du Kunst brauchst.“

„Ich weiß. Es ist auch nicht schlecht. Aber es ist die falsche Melodie. Vor allem ist es zu kalt. Und für mein Bedürfnis zu viel.“

Aus dem Holzverschlag hörte man etwas scheppern, dann kam ein unterdrücktes Stöhnen. Ein Windstoß rüttelte an der Tür, aber der Sklave war schnell, er drückte das lose Brett mit dem Rücken zu. Ein Sklave und eine Frau allein im einzigen Holzverschlag des Lagers. Ein römisches Marschlager vor dem Angriff und mittendrin brachte das Barbarenweib ihr Kind auf die Welt, als wäre man in einem Landhaus unter Freunden. Nach dem Gesetz war dieses Kind kein berechtigter Bewohner der Welt. Es war ein kleiner Haufen Ärger. Der Eiswind wurde alt, wenn er sich mit so etwas abgab. Man konnte sich darauf freuen, dass man in naher Zukunft ohne ihn auskam.

Am Tag zuvor lag eine feste Schneeschicht auf dem Mittelplatz des Lagers. Jetzt sanken die Füße beim Laufen ein. Die warme Luft, die über den Fluss heranzog, ließ den Schnee oben in den Fichtenbäumen schmelzen. Der Regen wusch halbgefrorene Klumpen aus den Zweigen. Es krachte in der Finsternis, als würde jemand ein Katapult bedienen und mit jedem Schuss die Genauigkeit verbessern, bis er am Ende das Lager traf. Die Lagerstraßen waren zertrampelt. Es roch wie in einem Viehgehege auf dem Markt. Zwar gab es den Befehl, dass niemand aus den Zelten kam, aber bei sechshundert Waffenträgern und dem dazugehörigen Tross reichte der Gang auf die Latrine für die Wühlarbeit einer Armee von wilden Schweinen. Das, was in der Nacht hinter den Zelten passierte, sorgte für den Gestank. Sie wussten, dass die Barbaren auf dem Bauch im Dickicht lagen und misstrauisch

zählten, wie oft ein Kopf auf dem Wall erschien und wie viele das Tor zum Holzholen in den Wald entließ. Inzwischen hatten sie kein Holz mehr.

Der Wall blieb absichtlich unbesetzt. Der Wachdienst hockte hinter der aufgesetzten Palisade und spähte durch die Lücken. Im Allgemeinen sah man nichts. Manchmal wagte sich ein Reh ein paar Schritte auf die ungewohnte Lichtung. Die Hilfstruppen schossen dann mit dem Bogen und das Reh verschwand. Am Anfang hatten sie Glück und erwischten einen Rehbock. Als sie ihn holen wollten, kamen Wurfspere aus dem Wald. In der Nacht hörte man die Wölfe. Am Morgen war nichts mehr da.

Sie hatten zuerst gerodet, dann wurde der Graben ausgehoben. Sie standen bis zur Brust im Morast und schaufelten das Grab für die toten Barbaren, die der nichtorganisierte Ansturm einer Räuberbande gewöhnlich hinterließ. Aus der schweren Erde bauten sie den Wall. Dann warteten sie auf Unterhändler, aber niemand erschien. Am vierten Tag kam der seltsame Befehl, sich in den Unterkünften zu verstecken. Keine Schanzarbeit, kein Holz, keine Feuer zwischen den Zelten. Untätigkeit und Würfelspiele. Die Truppe murrte. Die Männer litten unter Langeweile und fest am Boden angefrorenen Mänteln. In der Gerstensuppe, die nur deshalb nicht verfaulte, weil sie vor dem Zelt zu einem Block erstarrte, schwammen nach dem Auftauen abgemagerte Mäuse.

So etwas führte nicht selten zu Meuterei. Zu den Geschichten, die in den Winterlagern die Runde machten, gehörten ein paar über eine Meuterei in Pannonien. Damals lebten dort skythische Räuber, rebellische Keltenstämme und die undurchschaubaren Bojer. Die Legionäre saßen in der verwüsteten Umgebung in den Lagern fest und litten unter dem Terror der Offiziere. Im Inneren der Lager herrschte Hunger. Man erzählte sich, der Eiswind sei mit den Aufführern auf den Lagerplatz gezogen und habe mit wilden Reden dafür gesorgt, dass niemand bei

Verstand blieb. Die Legionäre brüllten und rissen sich Panzer und Hemden von der Brust. Sie zählten lauthals ihre Rippen und jammerten über schlecht verheilte Narben. Die Offiziere zogen sich zurück. Einige wollten erst noch reden, sie waren zu langsam. Sie wurden eingekreist und verprügelt.

Der Legat, der das Lager kommandierte, wollte zeigen, was Mut ist. Er zog sein Schwert und drohte seiner Truppe voller Todesverachtung mit Selbstmord. Die Soldaten lachten. Der Eiswind schaffte es ohne große Mühe, den Legaten zu entwaffnen. Die Truppe belud die Offiziere mit dem schwerem Marschgepäck, das der einfache Legionär zu schleppen hatte und jagte sie durch das Lager. Am Ende bildeten die Kohorten eine lange, ordentliche Kolonne. Sie marschierten hinter dem Legaten, der immer noch das Gepäck trug, aber inzwischen auf vier Beinen kroch und den Esel, mit dem man ihn zusammen gebunden hatte, immer wieder zwang, auf ihn zu warten. Als er liegen blieb, holten die Soldaten die übrig gebliebenen Offiziere. Die Legion war noch nicht wieder aufgefüllt, daher kamen nur etwa fünfzig Legionäre auf einen Centurio, aber das war mehr als genug, um zwei von ihnen totzuschlagen. Das ging dem Eiswind zu weit.

Er überschätzte seinen Einfluss, niemand nahm Vernunft an. Sie zogen ihn aus und jagten ihn barfuß in die skythische Steppe. In der Steppe warteten Windgespenster, Wölfe, skythische Barbaren und Dämonen. Am dritten Tag erschien der Eiswind auf einem struppigen braunen Pferd. Hinter ihm ritten die Barbaren. Eine Pfeilwolke flog auf das Lager zu. Die Römer rannten in die Unterkünfte, nur die wenigsten waren zuverlässig bewaffnet. Kaum einer schaffte es, Widerstand zu leisten. Der Eiswind besetzte das Lager schneller als sie laufen konnten. Manchmal wurde erzählt, er habe auch eine Bande heulender Dämonen mitgeschleppt, die gleich am Anfang mit den Pfeilen über die Brustwehr kamen und gesunde Männer der Reihe nach erwürgten. Wer das gesehen hatte, konnte nicht mehr denken. Erfahrene,

abgebrühte Soldaten saßen auf der Lagerstraße, unfähig, wegzurennen und hilflos wie junge Hasen.

Der Eiswind blieb im Lager. Es dauerte eine Weile, am Ende kamen die Prätorianer und mit ihnen eine unverbrauchte, frisch ausgehobene Truppe mit genügend Lebensmitteln und einem Wagen mit dem überfälligen Sold. Es gab viele schöne Worte, in denen es um Treue, Mut und Ehre ging. Der alte und der neue Legat wechselten sich auf dem Forum ab, zu ihren Füßen hockten die Schreiber, die der Nachwelt beim Erinnern halfen. Schließlich forderten die Legaten Köpfe. An dieser Stelle wurden die Berichte unklar. Man hörte, dass die Meuterer schwiegen und niemand die Namen nannte, die man für ein paar abschreckende Urteile dringend brauchte. Die Prätorianer lösten das Problem durch das Auslösen ihrer Opfer. In dieser Version endete die Geschichte mit einem Blutbad und das Weitere verlor sich im Dickicht des Vergessens. Es gab noch eine weitere Erzählung. Die hörte man aber nur, wenn man kein Wasser in den Wein goss und genügend Zeit besaß, um mehrere Becher zu trinken. Diesmal hieß es, dass die Meuterer, satt und träge von dem ausgezahlten Geld, bereitwillig die Männer verrieten, denen sie ihren neuen Reichtum verdankten. Der Eiswind gehörte dazu, ihm half jedoch, dass die Legaten beide wussten, dass sie ohne ihn schnell wieder soweit waren wie zuvor. Die Aufrührer fielen auf die Knie, aber der Mob war inzwischen der Ansicht, dass die allgemeine Schuld nur durch ein blutiges Opfer aus dem Gedächtnis gewaschen werden konnte. Um den Aufrührern nicht einmal einen Rest ihrer Würde zu lassen, verteilte man Knüppel an die Legionäre. Wer keinen abbekam, stützte sich auf den Speerschaft. Im Lager herrschte mörderischer Lärm. Die einzigen, die Totenstille wahrten, waren die gefesselten Opfer. Wegen des übermäßigen Gebrülls hörte niemand die ersten Schreie aus den Reihen der Unterkünfte. Ohnehin gab es zwischen den Unterkünften und den Lagerhäusern am Rand kaum noch einen Römer und die Wachen oben auf dem Wall beobachteten das weite Grasland. Die Sklaven, die Pferde und Küchenkessel versorgen sollten, versteckten sich hinter den

Pfeilern auf dem Forum, um möglichst wenig zu verpassen. Einige sahen vielleicht die Schatten in den Lagergassen, aber entweder scheuten sie das Risiko einer solchen Meldung oder es machte ihnen sogar Spaß, den noch unbeholfenen Rauch bei seinem zaghaften ersten Tanz zu bewundern. Plötzlich war das Feuer im gesamten Lager. Die Pferde rasten verzweifelt durch die Lagerstraßen, man musste die Tore öffnen. Jede Baracke und jede schiefe Sklavenhütte brannte. Ziegel flogen umher, das Feuer fraß die Vorräte für ein ganzes Jahr. Auf dem Forum wehte ein glühend heißer Wind. Der Rauch nahm die Sicht und erstickte den Atem. Niemand wusste, ob die Barbaren, die zwischen den herunterfallenden Balken flohen, gerade erst über den Wall gekommen waren oder ob sie schon vorher in den Kellern gelauert hatten. Man wusste nicht einmal, ob das Feuer wirklich ihr Werk war.

Als es endlich mit großer Mühe gelang, den Brand zu löschen, fehlten nicht nur die Pferde, man fand weder den Eiswind, noch die verurteilten Meuterer, noch eine größere Zahl von Legionären. Die Meuterer blieben verschwunden, außerdem fehlte die Kasse. Der Eiswind kam zurück, ihn begleiteten ein paar rußverschmierte Männer, aber bei Weitem nicht so viele, wie man tatsächlich suchte. Der Rest jagte angeblich die Barbaren. Der Eiswind brachte einen kleinen Teil der Pferde. Das war ein Trost und immer noch besser als nichts. Die übrigen Pferde hatten die Verfolger. Sie verschwanden für immer in der menschenleeren Ödnis, in der soweit das Auge reichte, nichts als Gras wuchs. Von den Reitern fand sich niemals eine Spur.

Man hätte erwartet, dass der Eiswind nie wieder mit den Römern in den Krieg zog. Tatsächlich verschwand er für einige Zeit und in den Legionen hatte niemand Sehnsucht. Aber dann tauchte er gelegentlich wieder auf, immer dort, wo es meterhohen Schmutz gab. Trotz seiner Kriegserfahrung übernahm er niemals ein Kommando. Er hing den Offizieren wie ein Blutegel an den Beinen. Sie trugen ihn, bis er satt war. Wenn man ihn gewaltsam losriss, gab es eine tiefe Wunde. Irgendwann erreichte er, was er wollte, dann ließ er sich ins Wasser fallen und

schwamm davon. Wenn man Glück hatte, war man noch am Leben. Dann konnte man sich nachträglich fragen, was passiert war. Vorher verstand es niemand.

Der Centurio stapfte vor dem Eiswind durch den Schlamm und strengte sich an, vorauszusehen, was in den nächsten Stunden bevorstand. Ein Haufen Gold war ohne Zweifel ein Geschenk der Götter. Er glaubte sogar, dass es dieses Gold tatsächlich gab und dass sie die ersten waren, die etwas davon erfuhren. Trotzdem konnte er sein Misstrauen nicht bezwingen. Der Eiswind suchte kein Gold. Er verfolgte irgendein unbegreifliches, dunkles Ziel. Der Legat, dem die Kohorte für den Extraausflug zu den Schweineherden einen Anteil an der Beute schuldete, wusste nichts oder wahrte Schweigen. Der Centurio hegte keineswegs warmherzige Gefühle für seine Männer. Er hatte selbst mehr als die Hälfte seines Lebens unter dem Gewicht von Spaten und angespitzten Palisadenpfählen verbracht. Er hatte beide durch Asien geschleppt und anschließend durch Britannien und durch die übrigen Barbarensümpfe im nördlichen Europa. Schleppen und Schanzarbeit waren ihm bestens vertraut. Er hatte geflucht und gefroren und verschimmeltes Getreide gegessen. Nachts nahm er seinem Nachbarn die Wollsocken weg, wenn der Nachbar wie ein junger Weichling seufzte und im Traum neben seiner warmen, schönen Braut lag. Er wusste, dass die gewählten Worte der Legaten den Mut anheizten, aber der Alltag in den eisbedeckten Winterlagern fraß ihn wieder auf. Es gab ein paar narbenbedeckte Veteranen, denen er vertraute, weil er sie von früher kannte. Es war nur eine Handvoll. Die meisten seiner alten Gefährten gehörten inzwischen zu den Toten oder waren irgendwo verstreut. Die noch übrig blieben, verfolgten ihn mit Argwohn. Sie hatten nicht vergessen, dass er früher genauso verprügelt wurde wie sie. Neid saß dicht neben echtem Hass. Wenn sie nicht taten, was er ihnen befahl, blieb ihm kein anderer Ausweg als erbarmungslose Härte. Das war sein Ruf und es machte ihn verlässlich. Wer schlief oder jammerte oder bei der Schanzarbeit herumstand, saß zusammengeslagen im Keller. Wer wilde Reden führte, blieb unterwegs im Wald. Bei der Beute gab es weder Betrug, noch Diebstahl. Wenn alle hungerten, aß

der Centurio nicht mehr als seine Männer. Wen er dabei erwischte, dass er mit den Barbaren tauschte und Waffen gegen Käse hergab, dem schnitt er die Ohren ab und verkaufte ihn in die Sklaverei. Es war nicht oft passiert, aber es blieb der Kohorte im Gedächtnis. Wichtiger war, dass sie überlebten. Seit er der Anführer war, starben sie in seiner Kohorte nur noch selten im Sumpf und noch seltener im Hinterhalt oder bei einem unerwarteten Angriff der Barbaren. Das sollte auch weiterhin so bleiben. Er hasste es, uneingeweiht als Werkzeug zu dienen. Das Misstrauen fraß ihn auf. Der Gedanke, seine Männer in einem persönlichen Abenteuer zu verlieren, war ihm zutiefst zuwider. Am liebsten hätte er selbst gemeutert. Er fragte sich, ob er ernsthaft daran dachte. Er wusste es nicht, aber er schloss es auch nicht wirklich aus.

Noch vor dem Ende der Lagerstraße bog der Eiswind ab. Er verschwand in einem schmalen Durchgang. Der Centurio lief ein Stück voran und wartete. Als der Eiswind nicht zurück kam, kehrte er um. Er blickte in die Lagergasse. Die Unterkünfte lagen in tiefer Finsternis, als wäre der Ort kein Römerlager, sondern ein verlassener Friedhof der Barbaren. Der Eiswind hatte sich aufgelöst. Der Centurio begann mit dem ersten Zelt in der Reihe. Er riss die Plane vom Eingang und weckte die schlafenden Männer. Die Männer lagen eingewickelt auf dem Boden. Sie stanken nach den schlechten Träumen, die sie plagten. Überall gab es nach seinem Befehl ein winziges Feuer, an dem ein oder zwei frierende Gestalten herumfuhren und nach den Waffen griffen, als er sie überraschte. Sie entspannten sich, als sie ihn erkannten. Sie hielten den nächtlichen Besuch für einen Auswuchs bössartiger Verfolgungswut und nur die Furcht vor seiner Faust klemmte ihnen die Zunge fest bis er wieder fort war. Er ahnte, was sie später sagten. Sollten sie ihn ruhig mit liebevollen Kosenamen bedenken, solange sie nicht schliefen.

Hinter dem vierten Zelteingang fand er den Eiswind. Im Zelt war es unerwartet warm, es roch nach geröstetem Fleisch. Sie hatten gerade gegessen und reinigten ihre Messer. Neben dem Feuer lag der ausgehöhlte Stachelpanzer eines großen Igels.

Der Eiswind hockte zwischen den Männern am Boden. Er atmete aus einem Becher, aus dem ein beißender Qualm hervorquoll. Der Becher kreiste, jeder hielt ihn für einen Augenblick unter die Nase. Inzwischen verteilte der Eiswind die Münzen aus seinem Geldsack. Er zählte sie ab und schob die Haufen über den festgestampften Schmutz. Sie verschwanden irgendwo unter dem Lederpanzer oder in einem Gürtel. Niemand kommentierte die Summe, niemand zählte nach. Ganz offensichtlich gab es hier ein festes Netz aus Vertrauen und eine geheime Verabredung, von der jenseits der Zeltwand keiner etwas ahnte. Der Centurio fühlte unter der allgemeinen Kälte ein zusätzliches Frösteln, das ihm wie ein hart gefrorener Finger über den Bauch fuhr. Er blickte im Dunkeln auf die Gesichter und musste sich fragen, ob er diese Zeltgemeinschaft jemals auf dem Forum gesehen hatte. Ganz sicher traf er sie nie beim Schanzen. Mit einem stechenden Zweifel an seinem Verstand entdeckte er, dass einer dieser Legionäre eine Frau war. Man musste blind sein, um es nicht zu bemerken. Sie saß im Hemd auf ihrem Panzer. Der Kopf war kahlrasiert. Ihr Helm lag neben einem Bogen auf der Erde. Einer der Männer trug einen Zopf. An seinem Hals hing ein schwerer, prachtvoll verzierter Goldring, ein typisches Schmuckstück der Barbaren.

Die anderen sahen normal aus, finster, schweigsam und gefährlich und nicht besonders erschrocken, dass er ihr Geheimnis herausfand. Dafür erschrak er selbst. Er fragte sich, wieso es nicht einmal ein Gerücht gab. Im Lager wurde viel geredet. Jeder hatte irgendeinen Feind, der über seine Schwächen herfiel. Die Lagerstraßen und die Latrine waren der Marktplatz für geheime Wunden und geflüsterten Verrat. Wenn man sich alles merkte, hatte man Macht über seine Leute. Der Centurio war ein Meister in dieser Kunst, er hatte sie langsam und unter Opfern erlernt. Es hatte ihn beruhigt. Jetzt sah er das schmale Gesicht der Frau und diese Brust unter ihrem Hemd und dazu den barbarischen Goldring. Er wusste nichts. Er lief arglos durch sein Lager. Mitten unter seinen Männern verbarg sich eine fremde Bande, die mit niemandem sprach und für sich behielt, was sie abseits von allen trieb oder plante.

Der Eiswind wusste mehr. Der Blutegel hing dem Centurio an der Haut. Er baumelte über seiner Wade. Er wurde schwer. Trotzdem gab es nicht das geringste Zeichen, dass er bald fortschwamm.

Dem Centurio fehlte es nicht an römischem Mannesmut. Draußen gehorchte ihm das Lager, aber hier im Zelt war er ganz allein. Die ausgeruhten Verbrecher spielten mit ihren Waffen. Eine unerwünschte Bewegung und er hätte ein Messer im Hals, schneller als es möglich war, ein letztes Mal zu schreien. Trotzdem nahm er diese Entmachtung nicht einfach hin. Er hatte seinen Stolz und ein Gewissen. Das Leben einer ganzen Kohorte hing davon ab, dass er vorsichtig blieb. Das Kommando in die Hände dieser Verbrecherbande zu legen, war ehrlos und gefährlich. Wenn der Eiswind glaubte, dass er sich wie ein Schaf ergab, dann verstand er nichts von Würde. Das war überhaupt kein Wunder, wenn man ihn ansah und überlegte, wo er herkam. Er war auf keinen Fall ein Römer.

Der Eiswind hob den leeren Geldsack und drehte sich um. Er wedelte, um zu zeigen, dass der Inhalt verteilt war. „Schmutzarbeit verlangt nach Silber. Es wird hässlich, wir bekommen Besuch. Ich will, dass deine Leute in den Zelten warten. Schick die Wachen ins Bett, wir lösen sie ab. Wir besetzen den Wall.“

Der Centurio sah die kalten Blicke aus den unbewegten Augen. Trotzdem zog er langsam das Schwert und richtete es mit der Spitze gegen den eigenen Bauch: „Ich bin der Anführer der Kohorte. Wenn ihr meutern wollt, bekommt ihr meine Leiche. Ihr werdet schon sehen, ob euch das bei den Männern Mut vor dem Feind bringt. Wenn ich tot bin, können dich deine Legatenfreunde nicht mehr decken. Sie erledigen dich wie einen streunenden Hund.“

Der Eiswind gab der Frau ein Zeichen. Sie bewegte sich wie ein Raubtier. Ihre kalte Hand war schnell und fest. Der Centurio fühlte einen kurzen Schmerz. Dann knickte er in die Knie. Sein Schwert fiel klirrend auf den leergeschabten Igel. Es zitterte leicht, ehe es in den Stacheln stillhielt. Der Eiswind beugte sich vor und berührte den starren Nacken, der dem Centurio vorkam wie der Hals einer fremden Büste: „Ich verstehe dein Zögern und achte deinen Stolz. Es wäre gut, wenn du heute

Nacht bei uns bleibst. Ich brauche dich. Es gibt keinen Plan, dich einzusperren oder zu beseitigen. Wir denken nicht daran, zu meutern, wir wollen überleben. Hilf uns und du erfüllst dein Versprechen und deine Männer machen Beute. Die Legaten wissen Bescheid. Du widersetzt dich ihren Befehl, wenn du weiter stur bleibst.“

„Ich weiß von keinem Befehl. Nimm die Hand weg, ich bin dein Kommandant. Wenn du nicht gehorchst, wirst du nach dem Lagergesetz gerichtet.“

Der Eiswind suchte eine Stelle hinter einem Muskel und der Centurio verlor das Gefühl für seine Füße. Das Zelt schwamm auf die Seite. Wie von Weitem verstand er die Antwort: „Ich beuge mich deinem Urteil. Du hast mein Wort, dass ich mich stelle. Komm mit auf den Wall, dann siehst du selbst, was draußen vorgeht. Sag ja und ich lasse dich frei. Das wird ein besonderer Tanz. Vertrau mir, das bisschen Neugier lohnt sich.“

Trotz der unbequemen Lage empfand der Centurio tatsächlich eine gewisse Ungeduld. Er wusste, das kam von der Neugier, die Neugier war da. Aber seine Muskeln reagierten schneller, sie reagierten aus Gewohnheit. Er hatte Glück und traf den Eiswind am Kinn. Dann fiel er mitsamt seiner Faust in einen Abgrund. Dort unten war alles schwarz.

Durch die Gestalten im Zelt fuhr eine schnelle, eingespielte Bewegung. Sie kamen auf die Füße. Mit wenigen, eingeübten Bewegungen rückten sie die Panzer zurecht und sortierten ihre Waffen. Sie zogen die Gürtel fest. Der Eiswind zerrte der Centurio hinter das aufgestapelte Gepäck. Dann trat er gegen den Stapel. Säcke, Taschen, ein Korb mit Kräutern und eine Schweinehälfte stürzten zusammen und begruben den römischen Offizier.

Die Lagerstraße war menschenleer, der Wind rüttelte an den Zelten. Der eisige Regen verbarg den Himmel hinter einem Gitterwerk aus herunter fließendem Matsch. Er schluckte jedes Geräusch. Die Umriss der seltsamen Zeltbewohner lösten sich im Dunst auf und verloren sich in der Nacht. Ein Hund, der sie dennoch roch,

beließ es bei einem kurzen Winseln, dann kroch er rückwärts zurück. Er duckte sich in den Wassergraben neben dem nächsten Zelt und wartete, bis sein eingeklemmter Schwanz am Boden festfror.

Die Wachen auf dem Wall warteten mutlos auf das erste Zwielflicht. Sie hatten Angst, weniger vor einem Angriff der Barbaren, als davor, dass sie der Centurio wachtrat und ihren flüchtigen Traum mit Flüchen vertrieb. Die Folge waren Hungerration und Schläge, und schlimmer noch, der Geschmack der Schande. Der Eiswind fand niemanden, der wirklich schlief. Trotzdem gelang es seinen Schatten, die überraschten Männer nahezu lautlos zu überwältigen. Sie rutschten hilflos vom Wall und lagen als plumpe Säcke vor der steilen Kante. Von unten wirkten sie wie Steine.

Oben auf dem Wall genügten ein paar knappe, vorher bekannte Befehle. Der Eiswind verteilte seine Leute hinter der Palisade. Sie verschanzten sich und lauerten auf die ausgebreitete Nacht. Der Eiswind richtete seine Sinne auf den Wald. Er wartete und suchte. Dann schrie ein entferntes Waldtier. Den Eiswind packte ein kurzes Frösteln. Er schloss die Augen und heulte wie eine aufgeschreckte Eule. Seine Antwort versickerte im allgemeinen Rauschen. Der Wald blieb stumm. Die Wipfel bogen sich auf und ab. Plötzlich erschien der Mond. Die uralten Stämme leuchteten silbern. Man sah einen hohen, glänzenden Zaun, dahinter stand finsternes Dickicht. Es gab genügend Platz für mehrere Barbarenheere und für jede andere Art von Unheil. Der Eiswind knurrte. Die Wolken fanden erneut zusammen, der geisterhafte Mondschein erlosch. Übrig blieben der Wind und der halb gefrorene Regen.

Der Eiswind wartete ab, ob der Wald noch etwas Neues hergab. Vor der Palisade wusch der Regen die Steine aus dem Wall und trug sie in einem Netz aus Wasserläufen in die Tiefe. Unten stieg das Wasser. Man sah es nicht, aber man hörte die Mäuse, wenn sie verzweifelt schwammen und am Ende ertranken. Die

aufgeschichteten Grasbatzen hielten es gerade noch aus, aber wenn das Wetter so blieb, würde die Palisade den Halt verlieren und wie ein morscher Gartenzaun auf die Seite kippen. Nass, wie sie war, taugte sie nicht einmal als Brennholz. Wenn es da draußen tatsächlich ein Heer gab, dann war das Römerlager ein ordentlich angelegter Friedhof. Die Barbarengötter konnten die Bänke zusammenschieben und ihre hässlichen Riesenweiber zum Knochenklopfen auf die Erde schicken. Es war Zeit für das erste Bier, als Einstimmung auf das kommende Gelage.

Es sei denn, es gab kein Heer. Der Eiswind versuchte, den Wald zu fühlen. Er spürte nichts. Er unterdrückte den Wunsch, vor Ungeduld zu schreien. Er verstand nicht, wo sie blieben, aber er wusste, sie waren nicht da. Da draußen wartete kein Heer, sondern etwas anderes, genauso gefährlich, aber nicht zu fassen und viel zu hart, um einzudringen und herauszufinden, was es als nächstes plante.

Für so etwas hatten sie Tove. Tove musste versuchen, herauszufinden, was dort im Wald lag. Der Eiswind gab der kahlrasierten Frau ein Zeichen. Sie nickte und er sah, wie sie zum Tor lief. Die Männer halfen ihr. Sie schoben die Flügel durch den Schlamm und zerrten sie zurück, bis sie wieder schlossen. Einer folgte ihr nach draußen, zu zweit überquerten sie die gerodete Lichtung vor dem Lager. Sie warteten kurz, aber nichts passierte. Dann verschwanden sie in der Dunkelheit zwischen den Bäumen. Die anderen horchten in die Finsternis. Die Regennacht wirkte endlos. Die Nässe fraß sich durch die Lederpanzer, das Gewicht hing ihnen schwer auf den Schultern. Sie fluchten und kämpften gegen die Kältestarre in den Füßen. Sie waren an Härten gewöhnt. Sie beobachteten den Eiswind. Sie hofften, dass er sich bald entschied. Er hatte ihr Vertrauen, aber sie wollten es hinter sich haben und dieses Römerlager verlassen. Wenn der Tag anbrach, musste es vorbei sein. Einige trugen unter dem Hemd ein Brandmal. Sie wussten, was die Römer taten, wenn ihnen jemand in die Hände fiel, der im Krieg die Offiziere festhielt, das Lager an sich riss und die Befehlsgewalt verhöhnnte. Sie hatten die Kreuze gesehen.

Sie kannten den Eiswind. Aber als der Himmel anfang, ein verwaschenes Grau zu zeigen, machten sie sich Sorgen und blickten eher auf den Mann mit dem Zopf als auf den Eiswind. Der Eiswind ahnte, was sie dachten. Er kratzte sich an der Stirn. Der Anführer kam zu ihm, der Eiswind packte ihn am Arm und zeigte in den milchigen Dunst vor dem Graben. Die anderen sahen nichts. Trotzdem erfasste sie eine neue Spannung und vertrieb den Wunsch, zu schlafen. Sie waren wach und sie wussten, vor ihnen kam etwas näher.

Dann brach plötzlich Lärm aus. Im ersten Morgenlicht fuhr ein Riss in die Kette der hohen Stämme. Ein Krähenschwarm flog auf und zertstreute sich über den Himmel. Die Bäume fielen krachend aufeinander und sanken um. Der gesamte Waldrand war plötzlich ein riesenhaftes Verhau. Oben hing ein schiefer, dünner Schatten in den abgeknickten Zweigen. Er drehte sich ein paarmal um sich selbst, dann schien er sich zu strecken und erstarrte. Zwischen den Stämmen glänzte unverkennbar ein zusammengepresster Helm. Der restliche Teil von dem, was dort lag, befand sich auf der anderen Seite, das Verhau versperrte die Sicht. Die Krähen am Himmel erkannten, dass es sich lohnte, umzukehren und fielen im Sturzflug zurück, die letzten, für die es keinen Landeplatz gab, versammelten sich in den aufrecht gebliebenen Bäumen der zweiten Reihe. Sie bemerkten die aufgehängte Frau und begannen erfreut zu krächzen. Zwei von ihnen verließen den Baum und untersuchten die neu entdeckte Beute. Die Frau erwachte aus ihrer Starre. Es gelang ihr, die Schnäbel zu vertreiben. Sie rollte sich zusammen, so gut es ging. Die Krähen folgten. Sie sprangen ihr auf die Schulter. Als sie sich zur Seite drehte, brach unter ihr ein Ast und plötzlich hing sie frei in der Luft. Sie griff nach oben, aber umsonst. Dann verlor sie den Halt. Sie schrie und stürzte. Von Weitem sahen sie die schmutzige Fontäne, als sie vor den Stämmen aufschlug. Jetzt versuchte der Eiswind gar nicht, die Männer auf dem Wall zu halten. Sie rissen das Tor auf. Der Anführer

zog das Schwert, seine Leute deckten ihn. Der Eiswind blieb auf dem Wall. Hinter ihm stöhnten die Wächter und vor ihm dehnte sich die verschlammte Lichtung.

Sie wussten, wie man vorging. Sie zogen ihre Kette auseinander, waren aber bereit, bei einer Überraschung zusammenzurücken und den Gegner hinter ihren verkeilten Schilden zu begrüßen. Sie versuchten, schnell zu sein, doch der tiefe Morast machte das Vorwärtskommen fast unmöglich. Die Rodung dehnte sich unnatürlich in die Länge. Vor dem zusammengebrochenen Wald-rand befand sich eine Senke. Die Römer hatten sie noch vertieft, denn sie fürchteten auf dieser Seite einen Angriff der Reiterei und die Barbarenpferde sollten sich möglichst gründlich die Beine brechen. Jetzt lag die Senke unübersichtlich wie ein Riegel vor dem neu entstandenen Verhau und machte jeden Ausfall aus dem Lager zu einem nicht berechenbaren Wagnis. Ein Teil der Männer blieb an der Kante stehen, die Wurfspeere fest in den Händen und die Augen auf der gegenüber liegenden Böschung. Die abgebrochenen Äste der gestürzten Bäume bildeten ein neues Dickicht. Es war fast ausgeschlossen, zu erkennen, ob es dort Bewegung gab. Die Zweige kamen nicht zur Ruhe, Wind und Regen besorgten den Rest. Als der Anführer die Sohle der Senke erreichte, hörten sie, wie Tove stöhnte. Dann knackte es im Dickicht. Sie erkannten Schritte. Der Anführer versuchte, den Hang zu schaffen, ehe der Feind erschien. Er rutschte aus und landete knieend im Schlamm. Während er wieder hochkam, öffneten sich die Zweige.

Eine einsame Gestalt trat aus dem Dickicht. Der Mann hielt ein Schwert in der Hand, über den lehmverschmierten Stiefeln hing ein abgetragener grauer Mantel. Er trug keinerlei Rüstung. Auf seinen Zügen lag ein Ausdruck von Abneigung und ermüdetem Ekel. Er zeigte sichtbare Spuren von Gewalt, aber er trug sie mit der gleichgültigen Sicherheit des Kämpfers, der an dergleichen gewöhnt ist. Seine langen Haare verrieten, dass er zu den Barbaren gehörte, aber sein Blick erinnerte eher an den Hochmut eines römischen Legaten. Er sah die Speere, die seinen Hals

bedrohten und die gezogenen Schwerter der Männer in der Senke. Trotzdem wirkte er sorglos. Nur die Hand am Schwertgriff störte diesen Eindruck. Das Schwert war makellos, es glänzte im kalten Frühlicht und folgte den Bewegungen in der Senke mit der verspielten Neugier eines Raubtiers. Zweimal hintereinander flog ein Speer, beide fielen weit entfernt ins Dickicht. Die anderen warteten ab. Die Männer in der Senke teilten sich und bildeten einen Kreis. Tatsächlich gelang es ihnen, den festen Boden zu erreichen und den einsamen Fremden zu umzingeln. Der Anführer versuchte einen Ausfall. Seine Klinge brach, das fremde Schwert durchschnitt sie wie einen Stock. Ein zweiter Mann versuchte es von hinten. Er fiel blutend in eine Pfütze, seine Waffe versank im Schlamm. Sie hatten Schwierigkeiten, ihren Gegner deutlich zu erkennen. Wer noch sein Schwert besaß, versuchte, sich zu wehren. Sie bemühten sich vergeblich. Sie konnten ihn sehen, aber keinem gelang es, ihn zu treffen. Das war ungewohnt. Sie hatten die Erfahrung, dass sie ihre Feinde gewöhnlich trafen. Sie trafen und gewannen den Kampf. Sie schwiegen, denn die Niederlage machte sie sprachlos.

Der Fremde spuckte in den Schlamm und verstaute sein Schwert. Er gab dem Anführer einen Fußtritt. Er sah, wie der andere mühsam aufstand und beobachtete ihn mit Gleichmut. Seine Augen wanderten durch den Regen und erreichten das Lagertor. Dort erfasste er den Eiswind mit seinem Blick. Er lächelte und sie sahen verwundert, wie er sich leicht verbeugte. Sie zogen sich etwas zurück. Am liebsten hätten sie ihn allein gelassen, aber der Anführer kämpfte um seine Leute. Er gab noch nicht auf. Er war heiser und kaum zu hören, auf seiner Zunge klebte feuchte Erde. Er sprach die Barbarensprache mit einem harten Akzent, er war ganz sicher kein Römer, aber er war auch kein Überläufer aus den Wäldern. Er hatte nicht vorgehabt, noch einmal in den Schlamm zu beißen, jetzt saß es ihm tief im Hals: Wir suchen unsere Leute. Wir suchen einen Mann und eine Frau. Wahrscheinlich sind beide tot. Wir suchen ihre Leichen.“

Der Fremde sparte sich die Mühe einer Antwort. Er wies auf den Wald, verzog die Unterlippe und sie sahen sein böses Lächeln. Zuerst glaubten sie, dass er sie aus Geringschätzung als Esel ansah. Dann verstanden sie, was er meinte. Er zeigte auf den eingeklemmten Silberfleck zwischen den Bäumen und auf die verspäteten Vögel, die immer noch warten mussten und sich ärgerlich um die Plätze stritten. Sie spannten ihre Muskeln und wechselten das Standbein. Aber er verfolgte sie genau und deshalb fasste keiner nach dem Schwertgriff. Der Anführer unterdrückte den Wunsch, das hässliche Grinsen mit der nackten Faust zu zerschlagen, er wusste, es war sinnlos. Sein Hals war der Schacht in einem Sandberg und er merkte verzweifelt, wie ihm die Wut in der Nase die Tränen hochtrieb. Der Fremde sah es, er schien es zu respektieren: „Ich weiß nicht, was man dir erzählt hat, aber du hattest einen schlechten Auftrag. Man hat dich angelogen. Man hat dir eine leichte Jagd versprochen, ohne zu verraten, was für ein Tier du abliefern sollst. Du hast bezahlt und nichts bekommen.“

„Hast du etwas damit zu tun?“

Der Fremde schwieg. Da war er wieder, der Hochmut:.

„Wo sind sie? Wir wollen sie nach Hause bringen.“

Der Fremde zeigte auf die Wolken und auf den fliegenden Krähenschwarm: „Der Junge hat sich geteilt. Er ist erstaunt, wie groß die Welt ist. Er sieht die Erde mit vielen Augen. Seine Seele ist ein Netz über deinem Kopf, ein Netz, das wandert.“ Einer der Männer schrie, ein Speer flog hoch und näherte sich dem Himmel. Die Vögel lagen faul im Wind, der Speer stürzte in den Wald.

„Ihr verschwendet eure Waffen. Wenn ihr kräftig zieht, könnt ihr die Rüstung retten. Es war eine gute Arbeit für einen dummen, ahnungslosen Kerl. Wer weiß, wen er getötet hat, um ein solches Kettenhemd zu beschaffen. Ein Schmied kann das reparieren. Es ist teuer, aber es geht.“

„Was ist mit der Frau? Wo ist Tove?“

„Sie lebt, aber sie wird eine Weile im Wagen fahren oder auf deinen Schultern sitzen, wenn sie wieder wach ist.“

„Wo ist sie?“

„Sie liegt in einem Schlammloch. Sie hatte Glück, der Morast ist weich. Ich habe ihren Kopf mit einem Ast gestützt, damit sie nicht erstickt. Ihr könnt sie holen. Ich gebe euch den Weg frei, wenn ihr anschließend abzieht. Ich will in das Lager. Euch will ich nicht mehr treffen. Diese Tove könnt ihr den Römern geben. Der Ventus besitzt einen Arzt. Bring sie zu ihm und dann verschwinde. Vielleicht hat er für dich ein Wunderkraut gegen lebensgefährliche Dummheit. Der Dienst mit dem Ventus endet immer gleich. Merk es dir und versteck dich, wenn du das nächste Mal von ihm hörst.“

Im Lager fand das fahle Morgenlicht nur mit Mühe Eingang in die Zelte. Der Tagesablauf war gestört, weil das Verbot, sich auf den Lagerstraßen zu bewegen, jede Art von Drill und Training ausschloss. Der Wachdienst war das einzige, was die Ordnung zusammenhielt. Tatsächlich war die Ablösung bei Anbruch der Dämmerung auf dem Lagerforum angetreten und hatte gehorsam die Losung hergesagt, mit der die tägliche Langeweile begann. Sie stellten die Speere in den Matsch und warteten auf das gewohnte Gebell, mit dem der Centurio die Tage begrüßte. Der Regen fiel ihnen auf die Helme, aber der Centurio tauchte nicht auf. Sie schickten zwei Leute in sein Zelt, das Zelt war leer, die Decken lagen zusammengerollt in der Ecke. Sie suchten nach seinem Sklaven. Sie fanden ihn in der Küche, er versteckte sich hinter dem Brennholz und hatte sich vor Angst betrunken. Sie versuchten es mit Prügel. Er duckte sich und winselte wie ein angebundener Hund, aber sie erfuhren nicht, wo sein Herr war. Sie entdeckten den unbesetzten Wall. Die Nachtwache war am Leben, aber sie erinnerten sich nicht und wenn man mit Nachdruck fragte, verstrickten sie sich in Lügen und redeten unzusammenhängenden Unsinn. Keiner wusste, warum er einfach schlief. Es gab ein paar Knochenbrüche, zerschlagene Gesichter und Würgemale, aber das war alles keine Antwort. Der Wall lief leer, aber unversehrt rund um das Lager, die Tore

waren geschlossen, von einem Barbarenheer fehlte jede Spur. Der Stellvertreter des Kommandanten, der das Lagerleben hasste, hegte Hoffnung. Wenn er den Befehl übernehmen musste, brachen sie auf. Er würde das unverständliche Warten beenden. Er wollte die Barbaren finden, ihnen den Raub abnehmen und die Frauen und Kinder verkaufen. Trotzdem hielt er sich an die Regeln. Er ließ im Lager suchen.

Der Centurio erwachte davon, dass ihm kalt war. Zunächst verstand er nicht, wo er sich befand. Er hörte, wie etwas einen harten Gegenstand benagte, dann fühlte er eine Bewegung am Fuß. Er zog das Bein an, als die Bewegung folgte, wehrte er sich mit einem Tritt. Ein stechender Schmerz erreichte seinen Kopf. Als er wieder sehen konnte, erblickte er eine Ratte. Die Ratte roch an seinem Bauch. Er holte aus und riss mit der Bewegung ein Loch in den Berg, der ihn von oben drückte. Die Ratte rannte auf die Seite. Sie fiepte und er sah, dass sie nicht allein war. Angeekelt schlug er um sich. Ein Schweineohr fiel ihm auf die Augen. Er riss es weg und sprang auf. Dann kam die Erinnerung an den Eiswind. Er hörte den Regen und sah, dass es draußen hell war. Mit einem Zähneknirschen verließ er das Zelt.

Draußen hörte er den Suchtrupp. Er musste nicht lange überlegen, wem die Suche galt. Er brüllte, so laut er konnte, dass er wieder zurück war, und rannte zum Wall. Er brauchte sich nicht umzusehen, er hörte die schweren Schritte in den Pfützen, sie kamen ihm hinterher. Am Ausfalltor herrschten Ratlosigkeit und Verwirrung. Die Nachtwache stand umzingelt in der Mitte, sie lieferten ihre Waffen ab und murrten, weil ihnen niemand glaubte. Der Centurio sah, wie der Stellvertreter einen Mann an den Haaren packte und ihm ins Gesicht schrie. Der Mann hielt die Fäuste zurück, aber neben ihm gaben sie eine wüste Antwort. Die Stimmung roch gefährlich nach Meuterei. Der Stellvertreter hatten einen guten Ruf wegen seiner Verschlagenheit im Umgang mit dem Feind und für kaltblütigen Mut im Handgemenge. Im Nahkampf hätten sie ihm vertraut, hier im Lager brüllten sie zurück und packten ihn am Arm, als wäre er ihresgleichen. Offensichtlich hatten sie vergessen, dass es

draußen Barbaren gab, der Wall stand überwiegend leer, die wenigen Gesichter, die sich zeigten, blickten alle auf den inneren Tumult. Draußen konnten nackte Riesenweiber durch den Graben waten, keiner würde etwas sehen. Sie würden es erst bemerken, wenn man ihnen den Hals umdrehte oder einfach durchschnitt oder wenn die Barbaren bereits im Lager standen und ihnen aus der Lagerstraße entgegen kamen.

Der Centurio packte den nächsten Speerschaft und riss ihn dem Legionär aus der Hand. Er drängte sich durch den Kreis der Gaffer, als er vorne ankam, erkannten sie ihn und wichen zurück. Er verlangte Ruhe. Sie gehorchten und traten an. Einige fehlten und waren wohl noch im Zelt, aber die meisten hatte er vor sich. Sie erwarteten, dass er ihnen erklärte, was passiert war. Er fühlte eine leichte Angst. Wenn er es mit der Wahrheit versuchte, hielten sie ihn für verrückt. Das gab es immer wieder. Verrückte Kommandanten trieben ihre Männer sinnlos in den Tod. Auf diese Weise rächte sich die Wildnis an den Römern. Es gab nur eine Lösung und er sah sie in den Blicken der angetretenen Kohorte. Verrückte Kommandanten schlug man gemeinsam tot. Dann trat man den Rückzug an und übergab ihren Besitz in die Hände der Legaten. Man erfand einen Betrug der Barbaren oder einen Hinterhalt und verfluchte den Feind. Am Ende errichtete man ein leeres Grab mit einer würdevollen Inschrift.

Er unterdrückte den Gedanken an das leere Grab, statt dessen zeigte er Festigkeit. Er befahl, dass sie zählten und bestrafte jeden Zehnten. Er musste maßvoll bleiben, denn er wollte sie nicht noch zusätzlich verbittern. Er zwang sie zu Schanzarbeiten außerhalb der Reihe und verbot die Benutzung der Badehütte, die ohnehin nicht mehr richtig funktionierte. Die Schanzarbeiten waren sinnlos, denn er würde das Lager räumen. Der Eiswind mitsamt seinem hochgeheimen Plan konnte bleiben, wo immer er war. Der Centurio hoffte, weder ihm, noch der Frau mit der Glatze, noch dem übrigen Raubgesindel jemals wieder zu begegnen. Den jungen Arzt

konnte er gebrauchen. Die Barbarenfrau mit ihrem römischen Bastard musste zeigen, ob sie mit dem Marschtempo der Kohorte mitkam. Wenn sie es schaffte, konnte man sie verkaufen. Wenn nicht, überließ er sie dem Wald als Gastgeschenk für die Wölfe.

Oben auf dem Wall sah er das ganze Ausmaß der Verheerung. Das Wasser hatte die mit Mühe aufgeschüttete Erde an der Basis ausgehöhlt. Die auf der Kante gestapelten Rasenstücke rutschten auseinander, die Steine in den Zwischenräumen fehlten und lagen verstreut auf der Böschung. Der befestigte Weg war ein Mosaik aus Wasserlöchern. Wenn man dort oben kämpfen musste, rutschte man nach dem ersten Stoß direkt auf die Speerspitze seines Gegners. Die Angreifer konnten angeln gehen. Wenn sie wiederkamen, waren die Römer tot und man musste sich nur die Mühe machen, die Speere von ihnen zu befreien. Ratlos starrte er auf das neu entstandene Verhau. Es überstieg seine Vorstellungskraft. Wie und wann hatten sie das hinbekommen? Er begutachtete die Höhe der Bäume und versuchte, zu begreifen, welche Kraft zu so etwas in der Lage war. Warum hatten sie auf den Sturm des Lagers verzichtet? Keine Wachen, die Befestigung zerfiel und sie hatten offensichtlich genügend Leute, um in einer Nacht so viel Wald zu roden wie die Römer in einem halben Monat. Welche finstere Macht lauerte hinter diesen Stämmen? Welche Übermacht lag dort im Nebel verborgen und sah ihnen gut gelaunt dabei zu, wie sie einen Fehler nach dem anderen machten und selbst dafür sorgten, dass die Barbaren ihre Köpfe bald in Säcken in ihre düsteren Götterhaine trugen? Sie liefen wie bei einer Treibjagd gehorsam auf dem vorbestimmten Fluchtweg. Man musste die Jäger finden, dann konnte man die Richtung ändern.

Vielleicht wäre es doch nicht schlecht, den Eiswind aufzuspüren und ein letztes Mal mit ihm zu reden. Nur zu gern hätte der Centurio gesehen, wie seine Männer den Blutegel in den Keller des Badehauses schleppten und ihn dort mit einer Kette um den Hals zwischen die heißen Steine legten. Er würde sich gern von den letzten

Möbeln trennen, damit das Feuer richtig brannte. Er verfluchte sich selbst. Er hatte den Eiswind von Anfang an verabscheut, aber er hatte ihm vertraut. Er hatte an diesen geheimnisvollen Plan geglaubt und nie darüber nachgedacht, dass er selbst nicht mehr war, als eine billige, austauschbare Axt, die man ersetzen konnte, wenn sie schlecht in der Hand lag. Er hätte inzwischen gern gewusst, was der Eiswind tatsächlich in diesen Wäldern suchte. Wenn man ihm kochendes Wasser auf den Bauch goss, würde er sich vielleicht bequemen und etwas weniger Hochmut in sein Grinsen legen. Aber dazu mussten sie ihn möglichst schnell entdecken. Es sei denn, er war ein Überläufer und saß bei den Barbaren im Unterstand und erzählte ihnen von der maßlosen Dummheit unter den Römern. Bei allem Abscheu fiel es dem Centurio schwer, diese einfache Erklärung in Betracht zu ziehen. Er wusste selbst nicht genau, warum. Der Eiswind war ihm in seiner Kohorte so willkommen wie die Pest. Aber der Auftrag war echt. Es gab nicht irgendwelche gefälschten Briefe, es gab einen klaren Befehl im Prätorium der Legion. Er hatte schwören müssen. Der Eiswind hatte ihm die gepanzerten Arme um die Schultern gelegt und ihn zum Bruderkuss genötigt. Die Legaten hatten entschieden, dass er das Kommando behielt, aber der Eiswind bestimmte, welche Befehle er ausgab. Hin und wider erkläre der Eiswind sogar den Grund für einen neuen Winkelzug. So war es mit der vorgetäuschten Krankheit und mit dem aufgezwungenen Opfer des unglücklichen Lockvogels, dessen Barbarenfrau er im Lager festhielt. Aber die Vorgänge der vergangenen Nacht passten nicht in dieses Muster. Der Eiswind hatte die Grenze überschritten. Er hatte ihn wehrlos den Ratten hingeworfen und das Leben der gesamten Mannschaft in die Hände des fremden, eingeschleusten Gesindels gelegt, das jetzt ebenso vom Schlamm verschluckt blieb wie die Barbaren und der Eiswind selbst.

Der Centurio gab den Befehl, die Zelte abzurechen und zu packen. Er machte einen Rundgang und sah zu seiner Erleichterung, dass der rückwärtige Weg zum Abzug frei war. Sie würden über die Hügel gehen, um möglichst rasch an den Fluss

zu gelangen. Dort würden sie noch einmal schanzen. Dann konnten sie im Schutz der Palisade Flöße bauen und das Kastell auf dem Wasserweg erreichen, ehe alles zufror. Wenn sie ihn im Kastell degradieren wollten, konnten sie es seinetwegen tun. Sie würden ihn wieder brauchen, er würde den Hohn ertragen und warten. Er besaß genügend Münzen, um eine kurze Hungerzeit zu überstehen. Er konnte sogar noch etwas Geld unter die Männer verteilen, um ihren Unmut über die vergebliche Expedition zu dämpfen. Die Hauptsache war, dass sie lebendig durch dieses Dickicht kamen. Auch der habgierigste Legionär hatte nichts von einem Raubzug, wenn er die Beute mit dem Leben bezahlen musste.

Zum ersten Mal seit Tagen hörte man im Lager die Geräusche, die man als Soldat gewohnt war. Sie trieben die Maultiere für den Tross durch die Lagerstraße und stritten sich um die Verteilung des Gepäcks. Sie fluchten laut über das grauenhafte Wetter. Irgendwo sangen sie ein Lied, sie freuten sich über den Aufbruch. Dort, wo die Lagerküche gestanden hatte, stieg Rauch auf, sie verbrannten die Bretter des Kommandantenschuppens und das, was von den Resten des Badehauses übrig war. Das Durcheinander folgte einer eingeübten Ordnung. Der Centurio erkannte die Offiziere zwischen ihren Männern, allmählich formte sich der Marschzug. Der Tross bildete einen lauten, immer wieder auseinanderfallenden Klumpen, aber er war zum Glück nur klein. Die Nachhut würde dafür sorgen, dass er mit dem Marschtempo mithielt. Die Hilfstruppe stand mit ihren Barbarenpferden vor dem hinteren Tor. Sie hielten sich abseits, aber später würden sie dafür sorgen, dass man rechtzeitig erfuhr, wenn der Feind im Gebüsch lag. Bis auf den Regen sah es gut aus. Es fehlte nicht viel und sie waren bereit. Dann konnten sich Wölfe und Bären um das ausgeräumte Lager streiten.

Der Centurio sah ein letztes Mal auf den zerstörten Waldrand. Im Geäst zankte ein streitsüchtiger Krähenschwarm mit den Elstern um die Plätze. Ein Fuchs lief am hellichten Tag vor dem Hindernis herum und suchte einen Durchlass. Er würde ihn

irgendwann entdecken, er benötigte weniger Platz als eine gepanzerte Kohorte. Wenn der Eiswind fliegen konnte, saß er vielleicht mitten unter den Krähen und krächzte schadenfroh über die gewöhnliche Furcht eines gewöhnlichen Legionärs. Der Centurio verlor die letzten Zweifel daran, dass der Weg durch das Ausfalltor auf ein Wagnis hinauslief, in das er seine Männer auf keinen Fall hineinzog. Kein Barbarennest mit noch so viel Gold unter den Schweinehufen war diesen Einsatz wert. Das hieß jedoch nicht, dass er selbst nicht wissen wollte, wer ihnen dieses Geschenk vor die Füße gesetzt hatte. Auf der Rückseite gab es mit Sicherheit genügend Spuren und mit sehr viel Glück den Ventus Gelidus als Kadaver, was ihm persönlich mehr bedeuten würde als jede Art von Barbarenschatz.

Der Centurio verließ den Wall und befahl den letzten Wachen, ihm zu folgen. Er zog einen angespitzten Pfahl aus der schiefen Palisade und tuck ihn auf der Schulter. Normalerweise nahmen sie alle ihre Pfähle mit und schleppten sie von Lager zu Lager über den Erdkreis, aber diesmal musste einer genug sein, als Zeichen dafür, dass sie den nächsten Lagerplatz ohne Unglücksfall erreichten. Im Tross suchten die Männer von der letzten Wache nach ihrem Gepäck. Der Centurio hörte ihr Geschrei, wenn etwas fehlte, und das ausgelassene Gelächter der Treiber, die in dieser Lage die freien Römer zum Narren hielten. Als er an ihnen vorüberkam, wurden sie still und griffen nach den Amuletten an ihrem Hals. Mit dem Pfahl auf der Schulter passierte er den gesamten Marschzug, überall folgten ihm die Blicke, es war ihr angestammtes Ritual vor einem Aufbruch. Dann rissen sie das hintere Tor auf. Die Hilfstruppe setzte sich in Bewegung. Sie hingen mit der üblichen Trägheit der Barbaren in ihren Sätteln, aber der Centurio kannte die Verwandlung, die über sie hereinbrach, wenn es wirklich gefährlich wurde. Er hatte sie mit der Hand verlesen, kannte jeden einzelnen von ihnen und wusste von allen den Grund, warum sie sich lieber von den Römern peitschen ließen, als in Heimatdörfer zurückzukehren. Hier in der Wildnis waren sie unersetzlich. Er vertraute ihnen, bisher hatte er es nicht bereut. Er würde sie sehr bald brauchen.

Die Legionäre marschierten zu Fuß. Sie traten eine breite Spur in den Schlamm. Das Marschgepäck hing an einer Stange über ihrer Schulter. Die Stange klemmte am Schild, die leeren Töpfe klapperten. Das helle Scheppern mischte sich mit dem gleichmäßigen Rhythmus der schweren, genägelten Sandalen. Sie hatten bisher noch nicht gekämpft, die Kolonne zog sich auseinander und machte Eindruck mit ihrer Stärke. Der Tross transportierte das schwere Schanzgerät. Zwischen den Sklaven liefen ein paar Hunde und einige verdächtige Gestalten. Der Centurio hielt sie für Frauen, aber im Moment war es ihm egal. Er suchte das Barbarenweib und den Säugling. Er fand sie auf einem eigenen Maultier, der Arzt lief neben dem Treiber und trug das Kind. Der Treiber redete irgendeine Wüstensprache, die außer ihnen beiden kein Mensch verstand. Den Abschluss bildete die Nachhut, zwanzig gepanzerte Römer, dann war das Lager leer. Der Wald würde nach ihm greifen, bald ahnte niemand mehr, wie viele Tage ihres Lebens der Dauerregen hier gefressen hatte. Der Centurio stieg auf sein Pferd und ritt an die Spitze der Kolonne. Der Stellvertreter sah ihn kommen, er begrüßte ihn respektvoll, aber was er wirklich dachte, verbarg er hinter seinem zugeklappten Gesichtsschutz. Jetzt, wo sie draußen waren, hatte er seinen Wert. Er konnte die Kolonne führen, als Soldat verstand er sein Handwerk. Der Centurio musste noch einmal zurück. Es ließ ihn nicht los, er musste wissen, was hinter dem Verhau lag. Er gab den Befehl, auf keinerlei Geplänkel einzugehen. Sie sollten vorwärtskommen, das war ihr einziger Auftrag. Wenn es dunkel wurde, sollten sie schanzen. Bis dahin war er lange zurück.

Er holte sich ein paar Leute aus dem Hilfstrupp und zwei von den alten Legionären, die er lange kannte. Mit ihnen ritt er um den Lagerplatz herum bis zum Ausfalltor, das lose in den Angeln hing und bei jedem Windstoß erbärmlich quitschte. Sie ritten im strömenden Regen über die offene Rodung. An der Senke stiegen sie ab und zogen die widerspenstigen Pferde durch den knietiefen Schlamm. Sie suchten eine Lücke im Gewirr der Äste, aber sie fanden keinen Durchgang für die Pferde.

Die Barbaren rieten zur Umkehr. Sie hatten die Vernunft auf ihrer Seite, hier gab es nichts zu holen, nur Zeitverlust und das sinnlose Spiel mit einer unbekanntem Gewalt. Der Centurio glaubte nicht, dass sich die Götter auf diese Weise mit dem menschlichen Zwist befassen. Auch die Barbarengötter besaßen zu viel Würde für den Griff nach solchem Kleinkram. Er versuchte es mit Härte und war erfolgreich, aber sie flüsterten hinter seinem Rücken und waren auf eine Weise wachsam, die ihm nicht besonders gefiel. Er ließ sie vorüberreiten, denn er wollte sie vor sich sehen. Ohnehin wussten sie am besten, wie die Gefahr in ihren Wäldern aussah.

Das Verhau erstreckte sich über die gesamte Breite der Rodung. Es gab ein paar kleinere Löcher, aber keinen Durchlass für eine Gruppe bewaffneter Reiter und keine Aussicht auf gegenseitige Deckung. Sie erreichten das äußerste Ende. Sie hoben die Schilde und schlossen ihre Helme, denn sie rechneten mit Pfeilen. Wenn man sie mit Speeren empfing, sah es schlecht aus. Der Centurio fühlte, wie ihn die Reue packte, aber dafür war es ganz einfach zu spät. Bei den letzten Stümpfen hielten sie an. Sie rückten zusammen und starrten über die Ränder ihrer Schilde in den unversehrten Wald. Am Boden lagen Späne. Sie sahen ein aufgespanntes Netz, in der Nacht hätten sie sich darin gefangen und wären im Schlamm gelandet, wahrscheinlich unter den Hufen der gestürzten Pferde. Jetzt wirkte alles friedlich. Die Bäume schützten sie vor dem Wind, der Regen verlor sich oben in den letzten Blättern. Auf den Steinen wuchs Moos, das Laub lag unberührt. Ihre eigene Spur war die einzige Unterbrechung in der braunen Ebenmäßigkeit zwischen den mächtigen, alten Stämmen.

Sie wagten sich hinein. Der Centurio ritt voran, die Römer hinter ihm, die Barbaren sicherten an den Seiten. Sie fanden nichts. Sie achteten auf jeden Schritt, suchten nach verdächtigen Veränderungen im Laub, nach frisch gebrochenen Zweigen, Eisenhaken und anderen Fallen für die Pferde. Es war ein gewöhnlicher Wald. Er verweigerte ihnen jede Auskunft. Sie konnten umkehren. Sie würden nichts

erfahren. Wenn sie sich beeilten, erreichten sie noch vor der Dämmerung den Schutz der marschierenden Kolonne.

Dann hörten sie die Stimme zwischen den Bäumen. Sie kannten sie gut, sie erzeugte in keinem von ihnen Sehnsucht. Die Stimme gehörte dem Eiswind. Der Eiswind schien erfreut, dass sie endlich kamen. Einen Moment lang hoffte der Centurio, dass der Eiswind mit einem Speer im Bauch auf dem Moos lag, aber es knackte im Gehölz und man erkannte feste Schritte. Der Centurio spuckte aus. Neben ihm fluchten die Barbaren. Der Centurio dachte an ihre Barbarengötter und forderte höhnisch ein schnelles Wunder: „Was ist? Können sie nicht die Erde öffnen und den Frevel in ihrem Wald bestrafen? Wenn sie gottlose Menschen hassen, müssen sie jetzt noch einmal einen Stamm umkippen und diesmal so gut zielen, dass er wirklich weg ist.“

Die Barbaren lachten: „Die Götter haben schon gehandelt. Sie haben sich gerächt. Da kommt sie, die Vergeltung, sie läuft geradewegs auf uns zu. Du hast das heraufbeschworen. Du wirst uns decken, wenn wir es in Ordnung bringen.“

Der Centurio wusste ganz genau, was sie damit meinten. Es war die Einladung zu einer Lösung, die seiner Seele Zufriedenheit verschaffen würde. Er spielte ein wenig mit der Verlockung, dann sah er die wache Gier in den Blicken der beiden Römer und begriff, was ihn erwartete, wenn er auf das Angebot einging. Sie warteten auf den Fehler, mit dem sie ihn Jahrzehnte lang erpressen konnten. Es würde nicht genügen, den Eiswind mit den Speeren zu durchbohren, die Römer mussten ihn begleiten. Es würde drei Tote geben, wahrscheinlich mehr, denn seine alten Kameraden waren keine kleinen Mädchen. Er selbst wäre dann das Gleiche wie der Eiswind: ein hinterhältiger Fuchs mit einer geheimen Mörderbande, die ihn später nie mehr losließ. Es war zu gefährlich. Die Gelegenheit war in Wirklichkeit eine Falle. Die Barbaren schwärmten aus, die Speere werfbereit, einer hatte ein Netz wie

bei einer Vogeljagd. Er musste sie an die Leine legen, aber der Moment verstrich und er fand einfach nicht genügend Vernunft, um sie zurückzupfeifen.

Plötzlich hörte das Knacken auf, statt dessen vernahmen sie das Wimmern einer Frau. Dann sahen sie den Eiswind. Er hob die Hände, als er aus dem Unterholz heraustrat. Sie warfen ihre Speere. Sie flogen hinter ihm ins Gebüsch, einen fing er in der Luft. Er zeigte das angestammte Grinsen und wählte den Centurio als Ziel aus: „Ihr habt mich vermisst. Ich danke euch und bin zutiefst gerührt.“

Dem Centurio brach der Schweiß aus. Er nahm sich zusammen und unterdrückte seine Panik. Der Eiswind verließ das schützende Gebüsch. Er näherte sich, als hätte er ein geheimes Reiterheer im Nebel, das nur darauf wartete, dass er rief. Sie waren nicht einmal sicher, ob es sich nicht tatsächlich so verhielt. Inzwischen sahen sie genauer, denn der Eiswind hatte sie erreicht und fasste einem der Römer in die Zügel. Irgendeiner fremden Kraft war es gelungen, den Eiswind zu verprügeln. Er hatte ein zugeschwollenes Auge und einen schiefen, zerschlagenen Mund: „Ich brauche dein Pferd. Du wirst die Kohorte ohne Schwierigkeiten erreichen. Der Wald ist sicher.“

Der Legionär versuchte, sein Pferd mit den Füßen zu lenken, aber der Eiswind hatte einen festen Griff: „Ich habe den höheren Dienstgrad. Ich bin Centurio und du bist Schweinedreck. Ich beschlagnahme dieses Pferd. Das ist ein Befehl und keine Bitte.“

Die Barbaren ritten um den Eiswind herum. Sie zogen die Schwerter und reizten ihn von hinten mit hässlichen Reden und Gelächter. Der Eiswind sprach mit dem Pferd. Das Pferd warf den Kopf herum und stieg. Der Legionär verlor die Kontrolle. Der Eiswind wartete, bis er unten lag, dann holte er das Pferd, das geduldig mitkam. Er durchquerte den Ring der berittenen Barbaren. Er zog das Pferd in den Wald und hatte offensichtlich den Plan, ganz einfach wieder zu verschwinden. Der Centurio sah, was vorging, aber er fühlte sich, als wäre er nicht dabei. Dann verlor sich die unerklärliche Lähmung. Er erwachte aus seiner Starre und ritt hinterher, bis er den

Eiswind erreichte und von oben auf ihn herabsah. Er stieß ihn mit dem Speerschaft und verlangte, dass er anhielt. Der Eiswind reagierte ungehalten, etwas trieb ihn zurück in den Wald, er vergaß Respekt und Vorsicht: „Nimm den Stock weg, das muss warten. Für euren Legionärsstumpfsinn kommt die Zeit noch früh genug. Ich habe ein Versprechen zu erfüllen. Wenn du mich störst, komme ich zu spät. Eher schlage ich dir den leeren Kopf vom Hals ab.“

Diesmal stieß der Centurio mit ganzer Kraft zu. Der Eiswind ging in die Knie. „Du bleibst hier im Sumpf, bis ich weiß, was in der letzten Nacht passiert ist. Wo sind die Banditen, die du im Lager versteckt hast?“

Der Eiswind schüttelte den Kopf. Mit der freien Hand strich er den Schlamm aus seinen Stoppeln, mit der anderen hielt er immer noch die Zügel:

„Ich habe dir angeboten, dass du dabei bist. Ohne deine Sturheit wäre das jetzt nicht nötig. Wir hätten in der Nacht gemeinsam entschieden, wie wir uns schützen können.“

„Was hast du mit den Wachen gemacht?“

„Das waren meine Leute. Es war nicht übermäßig schwer. Deine tapferen Legionäre waren keine Wachen, sondern ausgestopfte Säcke.“

Inzwischen stand er wieder. Er packte den Speerschaft und zog. Der Centurio ließ ihn fahren, er hatte wenig Sehnsucht nach den Käfern auf dem Boden und noch weniger nach einer frisch geschärften Klinge am Hals: „Du verweigerst mir den Befehl. Du bist für mich ein Galeerensklave, es ist nur eine Frage der Zeit. Du meuterst offen und diesmal gibt es Zeugen.“

„Ich werde dir alles erklären. Lass mich jetzt gehen, komm mit, wenn du willst, der Wald ist leer, es ist ungefährlich.“

„Wo ist die Mörderbande, mit der du das Lager übernehmen wolltest?“

„Ich habe sie fortgeschickt. Sie werden später wiederkommen. Sie haben niemanden ermordet, sie haben auf dem Wall die Wache übernommen, als deine Säcke unten schliefen.“

„Und was treibst du hier im Nebel? Warum schleichst du durch den Sumpf? Triffst du dich im Geheimen mit den Anführern der Barbaren? Hast du herausgefunden, wie viel sie dir für unsere Köpfe zahlen?“

„Ich habe versucht, zu verhandeln.“

„Ganz allein, im Namen der römischen Bürger.“

„Ich bin nach dem gleichen Recht ein römischer Bürger wie du.“

„Und hattest du Erfolg? Geben sie ihr Raubgut bei uns ab? Und dann zünden wir die Feuer an und sie bewirten uns mit ihren fetten Ochsen?“

„Es war nicht völlig umsonst, aber es war sehr schwierig. Ich weiß noch nicht, wie es endet, aber ich denke, wir werden überleben.“

Inzwischen hatten sie das dichte Unterholz erreicht, aus dem der Eiswind auf sie zugekommen war. Zwischen den reifbedeckten letzten Blättern saß ein verspäteter Finkenschwarm. Die Vögel pickten die festgefrorenen Beeren aus den Zweigen. Als der Eiswind die Äste auseinanderbog, flogen sie kreischend davon. Aus dem Dickicht kam ein leiser Fluch und dann eine atemlose Beschwörung in der Sprache der Barbaren. Die Reiter aus der Hilfstruppe wurden still. Einer stieg vom Pferd ab. Er drängte sich mit gezogenem Schwert hinter dem Eiswind in den schmalen Laubengang, der sich im Inneren des Buschwerks auftat. Der Centurio hatte gedankenlos die Zügel aufgefangen. Jetzt machte er den Pferdeknecht für den Eiswind. Aus dem Gebüsch kam eine Weile nichts. Die ersten Vögel kehrten zurück. Sie ließen Vogeldreck aus der Luft auf die Kettenhemden fallen. Die Männer sprachen leise einen Bannfluch, es war ein Zeichen für Unheil in der nächsten Schlacht. Dann hörte man einen Klagelaut, danach fiel jemand mit viel Geräusch auf die auseinanderbrechenden Äste. Als der Eiswind zurückkam trug er eine bewegungslose Gestalt in den Armen. Über seiner Schulter hing ein Kettenpanzer. Mit Abscheu erkannte der Centurio die fahlen Züge, es war die Frau mit der Glatze. Sie wikte leblos, aber in ihrem Gürtel steckte noch immer ein Dolch. Ihre Augen waren geschlossen, aus ihrem Mund floss eine dünne Blutspur. Der Bogen fehlte. Der

Eiswind näherte sich den Pferden. Der Centurio versuchte, auszuweichen, aber der Eiswind fing ihn mit einem seltsamen Blick. Zu seinem Erstaunen sah der Centurio keinen Hochmut, sondern den nackten Ausdruck von Verzweiflung.

Der Eiswind bemühte sich, die Frau so gerade zu halten, wie es ging. Der Centurio blickte auf ihn herab, es sah so aus, als ob es Dinge gab, bei denen selbst der Eiswind ein Jammern in der Seele spürte. Er hörte kaum, was der Eiswind sagte. Das freie Pferd zerrte an den Zügeln, er hielt es mechanisch fest. Seine Hand umklammerte den Speerschaft, aber er stieß nicht zu. Er musste weg aus dieser moosbedeckten Wildnis, wo das Gestrüpp über toten Messerweibern wuchs, die keine Ähnlichkeit mit Frauen hatten. Sogar der Schlamm roch nach Blut. Oben in den Ästen berieten die Krähen lauthals, wem sie zuerst das Leder von den Schultern hacken sollten. Jeder Baum in diesem Wald bedeckte irgendwelche Knochen. Es war ein unerträglicher Gedanke, dass die Dämmerung hereinbrach und sie von selbst in die Löcher fielen, die sich unter dem Moos auf ihre frischen Körper freuten. Die Barbaren nutzen die Verschlagenheit der Natur. Für die Römer war sie tödlich.

Der Eiswind stand immer noch an der gleichen Stelle. Man sah, wie ihm der Schweiß aus den Poren trat: „Nimm sie mir ab. Sie stirbt, wenn sie nicht rechtzeitig zu meinem Arzt kommt.“

„Sie sieht tot aus. Was sollen wir mit einer Leiche?“

„Sie ist nicht tot. Der Arzt kann sie retten. Wenn wir uns beeilen, hält er sie fest und lässt sie nicht auf die dunkle Seite.“

„Schau sie dir an. Sie ist so lebendig wie ein Stück Hundekot. Wenn du sie mitnimmst, kommen die Fliegen, sobald sie auftaut. Selbst wenn sie am Leben wäre, würde sie nie mehr laufen. Wirf sie zurück in das Barbarengestrüpp, damit tust du ihr einen Gefallen.“

Der Eiswind schüttelte den Kopf. Der Centurio warf ihm die Zügel ins Gesicht und wendete sein Pferd. Der Eiswind folgte ein paar Schritte, er atmete schwer, aber er

gab nicht auf: „Wenn du wissen willst, was ich von den Barbaren erfahren habe, nimmst du sie mit. Wenn du überleben willst, hörst du mir zu. Ich bin der einzige, der mit ihnen gesprochen hat. Ihr werdet ihnen blind in die Falle laufen und keiner von euch wird übrig bleiben, um von dem Untergang der Kohorte zu berichten.“

Einer der berittenen Barbaren kam von hinten und stieß den Eiswind mit dem Speerschaft. Der Eiswind stolperte, trotzdem blieb er aufrecht:

„Ihr wisst, dass ihr mich nicht zwingen könnt. Ich rede nicht, wenn ich entschlossen bin, zu schweigen. Ihr seid nicht die ersten, die es mit Gewalt erzwingen wollen. Mein Preis ist die Frau. Wenn sie mitkommt, werde ich reden. Wenn nicht, seid ihr die nächsten Leichen in diesem Wald.“

Der Speerschaft stieß den Eiswind erneut zwischen die Schulterblätter, diesmal mit mehr Gewalt. Der Eiswind rutschte durch den Schlamm. Er drehte sich um und sprach direkt zu den Barbarenreitern in seinem Rücken:

„Ich verspreche euch, dass es auf dieser Welt keinen Totenritus gibt, der eure Seelen wieder freikämpft, wenn ihr sie hier verliert. Euer Feind wird euch zwischen den zerfallenden Leichenbergen fesseln. Ihr werdet immer noch hier sein, wenn die sterbende Sonne den Himmel verglüht. Ihr werdet mit dem ausgebrannten Staub durch das eisige Meer der Leere treiben und das Beste, was euch bevorsteht, ist der Absturz in einem gefräßigen, fernen Nichts. Ihr werdet sehr bald bereuen, was ihr jetzt tut. Es wird ganz und gar umsonst sein. Die jungen Trolle werden euch im Spiel mit ihren Stöcken durch den Nebel jagen. Ihr Gelächter wird das letzte Geräusch sein, das ihr als Menschen hört.“

Die Römer vernahmen nichts, als eine leere Drohung, aber die Barbaren verstanden gut, was der Eiswind meinte. Der Centurio brüllte ein Kommando, er hätte jedoch ebensogut den Bäumen befehlen können. Einer der Männer sprang in den Schlamm. Er hielt die Frau, während der Eiswind in den Sattel stieg. Sie stöhnte, als er sie nach oben zog. Er überholte den Centurio und übernahm wie selbstverständlich die Führung. Sie ritten im Schritt, sie hatten ein Pferd zu wenig und vermuteten überall

einen Hinterhalt des Gegners. Sie zogen durch die verlassene Lagerstraße, dann folgten sie der breiten Spur der marschierenden Kohorte. Sie trafen auf keine Hindernisse und keinerlei Anzeichen für irgendwelche Kämpfe. Der Wald war menschenleer. Der Eiswind witterte wie ein alter Leitwolf, aber der Wind war offensichtlich sauber und roch erwartungsgemäß nach Moos und verschimmeltem Sumpfgras. Die meisten Männer schwiegen. Der Centurio hatte keinerlei Sehnsucht nach einer Unterhaltung mit dem Eiswind, trotzdem wollte er erfahren, was sich hinter der wirren Schreckensrede verbarg. Er versuchte es zuerst bei den Barbaren. Sie zeigten Respekt, dann überhörten sie seine Frage, wichen aus und ließen ihn allein. Also blieb ihm tatsächlich nur der Eiswind:

„Ich frage mich, was du wirklich vorhast. Dir ist dieser Räuberschatz so egal wie ein Klumpen Dreck an einem Pferdehintern. Erst gab es nichts, das so wichtig war wie dieses verwilderte Berbarendorf. Jetzt reitest du fügsam mit uns zurück.“

Der Eiswind nickte und wies mit dem Kopf auf die starre Berbarenfrau vor seinem Sattel: „Die Dinge haben sich geändert, nicht gerade zum Allerbesten. Es hat keinen Sinn, sich an alte Pläne zu klammern. Du hast den Rückzug angeordnet. Ich hätte das gern verhindert, aber ich war nicht dabei.“

„Du warst mit deiner nächtlichen Jagdgesellschaft auf der Suche nach Eulenfedern und hast ein paar Bäume umgestoßen, damit du besser in die Nester greifen konntest. Deine fremdländische Prinzessin ist nicht schnell genug davongesprungen. Jetzt kann sie nicht mehr laufen.“

„Ich weiß nicht, wie er das gemacht hat, aber ich weiß, wer es war. Ich habe ihn gesehen und habe mit ihm gesprochen.“

„Du hättest ihn bitten sollen, unser Lager zu besuchen.“

„Etwas Ähnliches habe ich versucht. Ich wollte ihn und den Kopf von dieser Räuberbande. Dann hätten wir Ruhe in der Zukunft. Er hätte uns in Rom genügend Gold gebracht. Den Schatz hätte man später auch so gefunden.“

„Und er hat nicht auf dich gehört. Warum hätte er dir folgen sollen, wenn ihm dieser Wald gehorcht wie eine wohlerzogene Gesellschaft von jungen Damen?“

„Ich glaube nicht, dass er will, dass wir das Dorf verwüsten. Er lebt seit Jahren mit diesen Räubern und hat bei ihnen eine Frau und zwei Kinder.“

„Und warum ist er dann nicht gekommen?“

„Sie haben seine Kinder festgesetzt und bedrohen seine Frau. Sie haben das Märchen geglaubt, das unser Überläufer erzählt hat. Inzwischen sehen sie, dass es eine Lüge war. Das hast du mit deinem Aufbruch erreicht.“

„Das Lager war nicht zu halten. Es war ein Schlammloch und keine Befestigung. Die Männer hätten gemeutert. Wir hätten uns gegenseitig abgeschlachtet.“

Der Eiswind schwieg und der Centurio überließ ihn dem Trott der müden Hufe.

Später, als der Nebel dichter wurde, hörten sie zu ihrer Erleichterung den vertrauten Lärm der Schanzarbeiten für ein neues Lager. Als sie näher kamen, rochen sie Rauch. Es war ungefährlich. Es war der normale Rauch der Kochfeuer in der Lagerküche. Sie ahnten sogar die vage Spur von einem gerösteten Schwein. Das trieb sie an. Das letzte Stück war sehr kurz.

Im Lager herrschte Ordnung. Der Wall war fast vollendet. Ein Teil der Legionäre vertiefte den Graben, die anderen befestigten den Außenrand oder schlugen die Zelte auf. Der Tross sortierte das Gepäck. Die Pferde waren versorgt. Auf dem Forum stand der Stellvertreter und verhandelte mit den Offizieren, es ging um den Wachdienst für die Nacht. Sie wirkten erleichtert, dass der Centurio zurück war, niemand zeigte Unmut, kaum einer stellte Fragen. Anschließend zerstreuten sie sich im Lager. Man hörte die Rufe, mit denen sie die Wachen bestimmten und den schadenfrohen Spott von denen, die verschont geblieben waren. An der Lagerküche herrschte das gewohnte Gedränge. Der Stellvertreter hatte bestimmt, dass die Reserveration ausgegeben wurde. Die Zeltgemeinschaften gerieten untereinander in Streit. Sie zerrten an den Säcken, aber die Küchensklaven besaßen dicke Knüppel und sorgten rücksichtslos für Gerechtigkeit. Alle warteten auf das Schwein, das über dem Feuer hing und die Nasen reizte. Es war immer noch windig und kalt, aber die Wolkendecke hatte sich zerstreut. Als es dunkel wurde, erkannte man die Sterne.

Nach der quälenden Zeit im alten Lager standen die Männer in Gruppen vor den Zelten. Trotz des langen Marsches hatten die wenigsten den Wunsch, sich in den Mantel zu wickeln und mit Krämpfen in den kalten Muskeln von übergroßen Barbarenweibern zu träumen.

Etwas abseits bildete sich ein Kreis. In der Mitte kritzelte der Schreiber des Stellvertreters auf seine Tafel, ein junger Kerl sprang herum und sammelte Münzen in einem Kochtopf. Zwei Barbaren aus dem Hilfstrupp wälzten sich am Boden. Sie versuchten, sich gegenseitig in den Schlamm zu drücken. Immer, wenn es nach einem Ende aussah, erhob sich lautes Geschrei, aber bisher war keiner von beiden besiegt. Es war ein normaler Lagerabend. Man konnte nur hoffen, dass die Barbaren in ihrem Räuberdorf das Gleiche taten.

Der Centurio machte einen letzten Rundgang. Er sah nach dem Lagertor, das einem Viehgatter glich und sprach ein paar Worte mit den Anführern aus dem Hilstrupp. Ihm fiel auf, dass die Barbaren besorgter wirkten als die Römer. Sie waren ausnahmslos bewaffnet. Die Frauen, die sonst an ihrem Feuer saßen, fehlten. Wahrscheinlich hatten sie sich gegen alle Befehle in die Sicherheit des Lagers geschlichen. Die Hunde lagen nass auf einem Haufen und schnappten böse zu, als der Centurio an ihnen vorbeilief. Es gab mehr Außenwachen. Sie standen dichter beieinander. Die Anführer waren nüchtern. Sie stanken nach Ziegenbock, Schweiß und ranzigem Talg, aber keiner von ihnen roch nach Bier. Sie taten nicht einmal so, als wären sie guter Stimmung:

„Wir sollten euch hier verlassen. Sag uns einen Grund, der dagegen spricht.“

„Ihr habt mir einen Eid geschworen und wir haben euch bezahlt.“

„Eide kann man brechen. Wir haben falsch geschworen, bei einem Brett aus der Latrine, nicht bei unseren Göttern. Du musst die Sprache lernen, sonst passiert es dir immer wieder.“

„Was ist mit dem Sold?“

„Was für ein Sold? Gibt es Zeugen? Haben wir verloren, kennen wir nicht. Du wirst hier im Sumpf erstickten, also bleibt es ein Geheimnis.“

„Dann sieht es tatsächlich so aus, als ob ihr frei seid. Warum dann das aufgeregte Geflüster und dieses Warten und Wachenaufstellen? Warum seid ihr noch hier?“ Sie grinnten unverschämt.

„Ihr seid unser Schutz. Wir fürchten uns vor den Trollen. Wenn ein gepflegter Römerhintern in der Nähe ist, frisst ein Troll keinen moosbewachsenen Barbaren. Wir hoffen, die Trolle werden rechtzeitig satt.“

„Eure Trolle haben einen Hof, einen Namen und ein Rudel von Brüdern und Verwandten. Ihr habt Angst vor der Rache eurer eigenen Familie.“

Hier und da fuhr eine Hand an den Schwertgriff. Die Anführer beschwichtigten ihre Leute, die schweren Goldringe glänzten, als sie die Arme wieder über den Kettenpanzern verschränkten.

„Zahl uns den doppelten Sold. Sonst ziehen wir ab.“

„Ich schleppe kein Gold durch diese Sümpfe.“

„Du hast Beute versprochen, statt dessen hat uns ein Fluch erwischt. Alles, was wir bekommen, sind leere Worte und ein Schnitt durch den Hals.“

„Ich habe kein Geld für den doppelten Sold.“

„Wie viel hast du?“

Der Centurio überschlug, wie viel ihm der Hilfstrupp wert war.

Als Kundschafter und als beweglicher Schutzwall der marschierenden Kolonne waren sie unentbehrlich. Sie waren geborene Spione. Keiner von den Legionären konnte wie ein Barbar am Geruch einer Nebelwand erkennen, wo die Natur die Fallen bereithielt. Die Barbaren kannten ihren Wald und erschrakten nicht angesichts der festgenagelten Schädel an den Pfählen im Moor. Ohne ihre Hilfe kam die Kohorte nicht einmal sicher durch das Sumpfland, wenn diese menschenfressende Heimtücke zufror. Er wollte trotzdem nicht neu verhandeln. Wenn er jetzt nachgab, verschenkte er jede Sicherheit für die Zukunft. Sie sahen zu,

wie er überlegte. Er entdeckte, dass ihn der Anführer seiner Vorhut mit einem halbierten Blick belauerte, das zweite Auge war ein heller Fleck ohne jede Richtung. Der Barbar sah sein Zögern. Er strich die Haare zurück und zeigte dem Centurio eine lange, schlecht verheilte Narbe: „Du willst, dass wir an ihrem Rücken schnüffeln, bis sie uns in den Schädel hacken. Danach bist du zu geizig, um angemessen zu bezahlen.“

„Das haben wir vorher mit euch verhandelt. Ihr habt gewusst, dass ihr nicht als Nachtwächter unter den Apfelbäumen sitzen sollt. Das ist keine Überraschung.“

„Du hast verschwiegen, gegen wen du losziehst. Wir haben von einer Strafaktion gesprochen, nicht von einem Krieg gegen die Mächte der Schattenwelt.“

„Jeder Krieg endet in der Schattenwelt. Die Schattenwelt lebt davon, dass wir Kriege führen.“

„Deine Schattenwelt gehört euch Römern. Uns erwartet etwas anderes, wenn wir fallen. Das hat für uns keinen Schrecken, das wissen wir. Aber hier kann es passieren, dass eine unsichtbare Krallen die Rippen auseinander zerzt und das Herz und die Därme in die Kälte reißt und die Seele in Fetzen in den Wind streut.“

„Willst du, dass ich dich für deine Angst bezahle?“

„Angst ist nützlich, wenn man vorhat, zu überleben. Ohne unsere Angst würdet ihr schon lange in den Sümpfen liegen. Eure Schattenwelt wäre ein Schleier aus Fliegenschwärmen und Schlamm.“

„Vielleicht hast du Recht. Trotzdem: Ihr könnt zusammenpacken. Ich zahle nicht und ihr zieht ab.“

Der Centurio grinste und der Barbarenführer grinste zurück. Sie maßen sich mit Blicken. Das ausdruckslose Auge des Barbaren starrte desinteressiert in den Wald. Im Wald verschwanden zwei helle Flecke in der Finsternis des Dickichts. Der Centurio hatte einen Einfall. Er wies mit dem Kinn auf die Erscheinung und machte mit den Fingern eine Geste wie beim Abzählen schwerer Münzen:

„Bringt mir einen von diesen Trollen und ich erhöhe den Sold. Ich brauche ihn bis morgen. Er muss am Leben sein, ich möchte mit ihm reden.“

Der Barbar schwieg und vergaß das selbstbewusste Grinsen. Die übrigen Anführer zogen die Mäntel fester um die Schultern. Sie witterten wie ein Rudel Hunde, das sich fürchtet. Die Antwort kam sehr leise, sie erinnerte an ein unterdrücktes Knurren: „Du unterstellst uns Feigheit, obwohl du es besser weißt, weil du uns lange genug kennst. Aber in diesem Fall hast du Recht. Wir verfolgen weder die Trolle, noch die Unsichtbaren in diesem Wald. Wenn du dich mit den Geistern einlässt, brechen wir auf. Egal, wie viel du zahlen willst oder womit du uns in deiner Dummheit drohst.“

„Glaubt ihr tatsächlich, dass dieses Räuberpack mit Zauberei gegen das römische Heer kämpft?“

„Du hast kein Heer, du hast einen Haufen müder Männer, die froh sind, dass es zurück geht. Sie ahnen nicht einmal, wohin du sie geführt hast.“

„Und ihr habt gewusst, was uns hier erwartet?“

„Wir wissen, was hier zu Hause ist. Man muss mit Vorsicht daran denken. Der Plan, einen Troll zu fangen, ist wie ein brennendes Geschoss, das hinter dem Horizont verschwindet. Du siehst, wie es fliegt, aber du weißt nicht, wen es aufweckt, wenn es einschlägt.“

„Also weder ein Troll, noch ein Extrasack mit Münzen. Aber vielleicht bringt ihr mir einen Verwandten aus dem Dorf. Dann zahle ich nicht so viel, aber eine Belohnung ist euch trotzdem sicher.“

„Wie meinst du das?“

„Ich will keinen echten Troll, ich will, dass ihr die Bande findet und einen von ihnen mitbringt. Unser Überläufer soll tot sein. Ich will mit einem von ihnen reden. Ich muss wissen, was bei ihnen los ist.“

Sie spuckten erleichtert in den Schlamm und zuckten mit den Schultern:

„Du willst einen ganz gewöhnlichen Gefangenen aus dem Dorf?“

„Einen von den kämpfenden Männern. Er muss die Pläne kennen. Sonst ist er wertlos.“

„Und dafür zahlst du extra?“

Der Centurio nickte: „Aber ich muss ihn bis morgen mittag haben.“

Diesmal wurden sie sich einig.

Auf dem Rückweg folgte der Centurio der breitgetreten Rinne durch den Schlamm. In der Rinne stand das Wasser, aber Wasser war besser als der zähe Morast. Er wunderte sich über die tiefe Spur, dann sah er, dass ein Schanztrupp im Schein einer Fackel bemüht war, den Boden hinter dem Wall zu glätten. Es waren die Männer der letzten Wache, die er selbst mit dieser Extraschicht bestrafen musste, damit sein Gesicht gewahrt blieb. Morgen würden sie in der Marschkolonne im Laufen schlafen. Wenn aus dem Dickicht Pfeile kamen, würden sie nicht einmal merken, wie sich das Sterben anfühlt. Sein Befehl war sinnlos. Er wollte noch etwas warten, dann würde er die Strafarbeit beenden. Vor dem Zentrum des Lagers bog er ab. Die Neugier trieb ihn zum Tross, er wollte wissen, wie viele Barbarenfrauen zwischen den Treibern hockten. Vor allem suchte er den Eiswind. Er hatte ihn bisher nirgends im Lager entdeckt.

Als er den Tross erreichte, begegnete ihm ein kurzer Lastzug. Ein Hund, zwei Treiber und der Waffenmeister für die Schleudern. Dazu ein paar von den Legionären, die das Geschütz bedienen konnten. Die Maultiere schleppten die Balken für den Rahmen und die Säcke mit den Seilen und den Einzelteilen für die Winde. Den langen Arm der Maschine, den man vor dem Abschuss zurückbog, trugen die Männer auf den Schultern. Sie waren auf dem Weg zum Wall. Der Stellvertreter hatte sie losgeschickt, er wollte sehen, wie die Maschine stand. Der Waffenmeister spuckte durch die Lücken zwischen seinen schwarzen Zähnen, aber er wagte nicht zu murren. Der Centurio verstand, was der Schanztrupp vor dem Wall erreichen sollte. Der Stellvertreter wollte das Lager sichern, indem er dem

Wald mit der Schleudermaschine drohte. Vielleicht war das die Lösung. Man schoss mit brennendem Stroh auf die Finsternis und hoffte, dass der Schimmel auf den Stämmen Feuer fing. Krähen, Trolle und Barbaren würden die Flucht ergreifen oder in den Flammen sterben. Man wartete, bis der Boden wieder kalt war, dann holte man sich den Schatz und verschwand damit im Nebel. Danach musste man nur noch schleppen, aber diese Härte war seit Jahren vertraut. Trotzdem: Es hatte seinen Nutzen, dass sie die Schleuder bewegten, obwohl es sicher besser war, wenn sie schliefen. Sie blieben in der Übung. Sie konnten nachprüfen, dass nichts fehlte, danach würde er den Befehl zum Zusammenpacken geben und sie in die Zelte schicken und die Maschine zurück zum Tross.

Zwischen den Tieren und dem abgeladenen Gepäck hockten die Treiber um ein kleines Feuer. Es gab ein paar Wachen, aber keine Barbarenweiber, die hielten sich an einem anderen Ort versteckt. Der Centurio suchte nach dem Eiswind. Er fand ihn auf einem Baumstamm vor einer grasbewachsenen Vertiefung. Der Eiswind starrte in die Kuhle, seine Augen waren zugeschmiert, aus der Nase tropfte eine Schleimspur. Sein Mantel lag im Schlamm, dort schlief die Frau des Überläufers mit dem Kind, das sie in ein Fell gewickelt hatte. In der Kuhle kniete der Arzt neben der nackten Barbarenhexe. Er drückte an ihr herum, dann hob er ihren kahlen Kopf und flößte ihr etwas ein. Die Hexe lag blass und friedlich auf dem halbgefrorenen Gras. Alles, was in ihren Mund floss, kehrte als beharrliches Rinnsal zurück. Ihre nackte Brust war klein und fest, die Haut erinnerte an einen frisch geschälten Apfel. Der Centurio entdeckte mit Befremden, dass die Hexe schön war. Damit war er nicht allein. Eine Traube von Legionären und Treibern hatte sich versammelt und verfolgte jede Bewegung in der Kuhle. Sie standen abseits, wenn sie näher kamen, hob der Eiswind das Schwert und knurrte eine Drohung. In der Zwischenzeit bohrte er mit der Waffe in seinem Stiefel als hätte er ein Holzbein. Es gab ein Loch mit einem Blutfleck, aber den Eiswind schien es nicht zu stören. Wenn er weitermachte, nagelte er sich mit dem Schwert an den Boden des Barbarenlandes und düngte die

Barbarenerde mit seinem Blut. Dafür bekam er keinen Sold. Sie brauchten keine hinkenden Verrückten mit Wundbrand. Sie waren zwischen ihren Feinden und nicht auf dem Gemüsemarkt in einer freundlichen Landstadt.

Als der Centurio nach dem Schwert griff, hielt der Eiswind still, ließ seine Waffe jedoch nicht los. Er fluchte in einer unbekanntenen Sprache, dann sah er dem Centurio ins Gesicht: „Geh weg, du wirst hier nicht gebraucht. Sie brauchen dich bei den Zelten oder am Wall.“

„Am Wall ist es ruhig. Aber hier scheint etwas vorzugehen, das den Kriegsgesetzen widerspricht. Du verstümmelst dich und du hältst dir einen Harem.“

Der Eiswind zog das Schwert aus seinem Stiefel. Er reinigte die Spitze mit dem Hemd, dann fuhr er prüfend über die Klinge: „Das Schwert ist in Ordnung. Ein Soldat zählt nach seiner Waffe. Meine Waffe ist scharf.“

„Was soll das Butopfer hier im Schlamm und das Angebot von nackten Frauen für die Treiber?“

Der Eiswind bewegte seinen Fuß. Dann stieß er einen Stein in die Richtung der gaffenden Legionäre: „Sie gleitet mir aus der Hand. Er weiß, was er tut. Er sucht ihre Lebenskraft. Man findet sie nur auf der nackten Haut.“

„Was gibt er ihr zu trinken? Mischt er Gift? Wenn er dazu Zeit hat, schicke ich ihn mit dem Spaten an den Graben für die Latrine.“

„Das ist Salz. Salz und Wasser helfen, wenn die Seele mit den Flügeln schlägt. Das Salz ist wie ein Stein an ihren Füßen. Sie ist zu schwer und fällt zurück. Sie muss noch eine zeitlang bleiben.“

Als hätte die Frau die Worte gehört, zuckte sie mit den Armen. Sie umklammerte den Arzt. Dann fuhr sie in die Höhe und schrie. Der Arzt schrie zurück und der Eiswind tanzte um seinen Baumstumpf. Er schüttelte den Centurio und brüllte ihm ins Ohr. Die Legionäre packten ihn. Sie hielten ihn fest, damit der Centurio freikam. Es schien ihn nicht zu stören, er lachte und zerrte sie hin und her. Der Arzt

umwickelte die nackte Frau mit einer Stoffbahn. Er begann, direkt auf der Kuhle ein flaches Zelt zu errichten. Er schleppte einen Packsack herbei und wühlte darin herum. Der Eiswind riss sich los, die Legionäre umstanden ihn, sie warteten, falls er in den Wahnsinn zurückfiel. Der Eiswind hockte sich auf den Baumstumpf. Er riss den Stiefel von seinem Fuß. Man sah einen Klumpen aus Dreck und Blut. Der Eiswind schälte die verklebten Lappen von der Haut. Der Sklave gab ihm einen Tontopf. Der Eiswind fasste hinein und hatte die Hand voll Salz. Er rieb es in seinen Fuß, aber bevor er wieder hochkam, standen sie über ihm und schlugen ihn zusammen. Sie hatten seit Wochen kein Salz gesehen. Der Regen hatte den Vorrat aufgelöst, die Reste mussten sie teilen. Der Eiswind verschwand. Wahrscheinlich war er bereits betäubt, weil das Salz den Schmerz wie einen Blitz auf ihn niederstieß. Er ging zu Boden und wehrte sich nicht, als sie ihn von allen Seiten traten. Die Barbarenfrau auf seinem Mantel drehte sich auf den Bauch. Sie umklammerte ihr Kind. Der Sklave sicherte das Salz. Er erhielt einen Tritt am Kopf und kroch mit dem Topf im Arm zurück.

Der Centurio rief die Wachen. Er brüllte den Befehl, als die Wachen kamen, standen die Legionäre bereits schuldbewusst auf einem Haufen. Sie beherrschten sich, aber sie diskutierten mit unterdrückter Wut. Die Wachen umstellten sie, holten die Treibersklaven aus der Mitte und vertrieben sie mit Prügel. Die Erde war plattgetrampelt. Das zertretene Eis gefror unter einer roten Kruste. Der Eiswind lag wie ein schmutziger Sack am Boden. Der Centurio suchte nach dem Sklaven. Er schickte die Wachen los und hoffte, dass sie ihn hervorzogen, bevor es für seinen Herrn zu spät war. Er trat vor den Haufen der eingekreisten Legionäre. Sie wurden still. Er fühlte den schwelenden Zorn. Sie hatten Angst, aber sie beugten sich nicht wirklich unter seinen Willen. Er zwang sich selbst zu Gleichmut:

„Wir sind auf dem Gebiet der Feinde. Wir sind im Krieg. Der Mann, der dort in seinem Blut liegt, ist Offizier. So etwas gilt als Meuterei. Ihr wisst, wie Meuterei bestraft wird.“

Sie sahen die Wachen an, um herauszufinden, wie ernst die Gefahr war. Die Wachen blieben unbewegt, sie befolgten den Befehl. Einer brüllte einen Fluch. Die Wachen zerrten ihn aus dem Kreis und stießen ihn auf die Knie. Der Centurio kannte ihn, er war ihm aufgefallen. Wenn er überlebte, würde er eines Tages selbst befehlen, er hatte die Begabung. Es wäre schade, ihn zu opfern, noch dazu für einen Blutegel wie den Eiswind. Der Centurio stieß ihn mit der Spitze seiner Waffe an der Schulter, hart genug, dass man Blut sah:

„Wieso trägst du keinen Panzer? Bist du zu Hause in deinem Dorf? Wartest du auf deine Braut?“

„Der Panzer trocknet. Er wiegt das Doppelte, wenn er nass ist.“

„Und der Sack mit dem Salz, den ihr wie jede andere Zehnergemeinschaft hattet, der war dir auch zu schwer und du hast ihn deshalb im Wald gelassen?“

„Ich hatte kein Salz. Ich hatte das zweifache Schanzgepäck. Ich bin der jüngste, ich schleppe die Reserve. Unser Salz ist auf dem Hinweg im Morast geblieben, zusammen mit unserem Maultier.“

„Und aus diesem Grund prügelst du einen römischen Offizier bis er dir als Toter vor den Füßen liegt und in seinem Blut schwimmt?“

„Das ist kein Römer. Alle haben das Salz geteilt. Er gehört nicht zur Kohorte. Niemand will, dass er hier ist.“

„Zieh dein Hemd aus. Nimm das Amulett ab und gib den Wachen deinen Gürtel.“
Es gab ein kurzes Zögern, dann gehorchte der Legionär. Sie banden ihm die Hände auf den Rücken. Er zitterte in der Kälte, aber er machte keinen Versuch, zu bitten. Ein Sündenbock war genug. Die Männer würden es nicht vergessen. Der Centurio schickte die Wachen zurück auf ihren Rundgang: „Den Rest lasst ihr laufen. Sie tragen morgen das überzählige Gepäck. Ihren nächsten Sold werde ich halbieren. Das ist die Entschädigung für den Eiswind.“

Inzwischen herrschte tiefe Nacht, aber das Lager kam nicht zur Ruhe. Am Wall erklangen Hammerschläge, sie richteten die Schleuder. Aus der Lagermitte kam der

dumpfe Ton einer Trommel, er kündigte die Bestrafung an. Dem Centurio würde übel, wenn er daran dachte. Der Sklave hatte sich aufgelöst, dass sein Herr im Schlamm lag, zog ihn nicht aus dem Versteck. Wahrscheinlich drückte er seinen abgemagerten Hintern nur noch tiefer in den Schatten. Der Centurio beugte sich über den Eiswind. Er hielt den Finger unter die blutverschmierte Nase. Der Eiswind lag bewegungslos wie ein Leichnam, aber er war am Leben, man spürte seinen Atem. Die Trommel wiederholte ihre Schläge. Auch daran trug der Eiswind die Schuld. Der Centurio stieß ihn mit dem Fuß an und bedachte die Götter mit einem Fluch. Es tat ihm gut, in den Morast zu greifen. Er zog dem Eiswind den Panzer von den Schultern und beschmierte ihn mit kaltem Schlamm. Erwickelte ihm das Tuch vom Hals, zerbrach das Eis der nächsten Pfütze und wrang ihm die schmutzige Flüssigkeit auf die blauen Lippen. Der Eiswind stöhnte. Der Centurio zog ihn näher an die Pfütze, drehte ihn auf den Bauch und stieß ihn mit dem Gesicht nach unten in das trübe Wasser. Damit hatte er Erfolg. Der Eiswind fuhr herum. Er schlug aus und traf den Centurio am Kinn, dann kippte er zurück und fiel mit dem Rücken in die Pfütze. Er riss die Augen auf. Der Centurio erhob sich und trat zurück:

„Willkommen in Elysium. Ich hoffe, du hattest eine leichte Reise.“

Der Eiswind wälzte sich auf die Seite und spuckte Blut: „Worauf wartest du? Wenn du es zu Ende bringst, werde ich mich dort unten bei dir bedanken. Mach es schnell. Mir ist kalt, ich will nicht, dass meine Seele festfriert.“

„Ich bin kein Mörder. Wenn du genug hast, mach es selbst.“

„Warum hast du mich zurückgeholt?“

„Wenn du stirbst, muss ich Männer töten, die ich dringend brauche. Wenn du den Barbaren in die Hände fällst, werde ich den Göttern opfern. Hier im Lager stirbst du nur, wenn du dich in dein Schwert stürzt.“

„Wo sind die beiden Frauen?“

„Sie liegen hier irgendwo im Schmutz und kämpfen mit dem Tod. Du hast treue Eheweiber, sie wissen noch nichts von deiner Umkehr.“

„Das heißt, sie sind am Leben?“

„So wie du. Sie sind auf einer Reise.“

Der Eiswind stemmte sich hoch. Er verlor das Gleichgewicht und packte den Centurio an der Schulter. Der Centurio wich zurück. Der Eiswind schaffte es, sich von selbst zu halten, er versuchte einen Schritt, dann machte er eine erschöpfte Pause: „Ich weiß, ich bin ein Hindernis. Du wärst mich gerne los. Es ist nicht gut gelaufen, weder für die Kohorte, noch für meine Leute. Wenn ich die Frau in diesem Zelt verliere, wird es mir egal sein, ob wir über die Barbaren siegen oder die Barbaren über uns.“

„Aus diesem Grund gibt es keine Frauen, wenn wir auf dem Marsch sind.“

„Sie ist als Kämpfer so viel wert, wie jeder deiner Legionäre.“

„Aber nicht für dich. Für dich ist sie noch viel mehr wert. Das zerstört die Regeln.“

„Wirst du für diese Regeln Leute opfern? Wirst du ein Strafgericht befehlen, obwohl du innerlich auf ihrer Seite stehst?“

„Hätten sie angezeigt, dass du dich widersetzt und das Salz nicht herausgibst, hätte ich dich geopfert. Es wäre für die Kohorte die bessere Wahl gewesen. Jetzt muss ich Disziplin erzwingen. Der Preis dafür ist das Leben eines Legionärs.“

„Wir haben das Salz behalten, weil es von meinem Arzt gebraucht wird. Wenn wir kämpfen müssen, wird es den Verwundeten das Leben retten.“

„Dann ist der Kopf eines jungen Römers ein ausgewogener Preis.“

„Was willst du ihm als Strafe antun?“

„Wir nehmen ihm die Ehre. Er verliert den Kopf. Er wird verprügelt. Wir nehmen seinen Eltern das Gedächtnis.“

„Kann ich erklären, dass es mir egal ist? Du lässt ihn gefesselt zwischen den Eseln laufen. Wenn wir kämpfen, reinigt er sich mit Blut. Er tötet Barbaren und fällt. Oder er tötet sie und überlebt. Die Entscheidung liegt bei den Göttern.“

„Hier gibt es keine Götter. Und wenn doch, ist es mir egal. Ich muss aus diesem Wald entkommen, mit möglichst wenig Toten. Hätten sie dich am Verhau einfach

niedergestochen, könnte ich darüber schweigen. Hier im Lager brauche ich ein Opfer für die Sühne.“

„Ich verlange keine Sühne. Du kannst ihn auch bestrafen, ohne dass du ihn dabei umbringst.“

„Geh zum Forum und bitte um sein Leben. Erkläre öffentlich, dass er im Recht ist, wenn er dich ohne Urteil in den Schlamm stößt. Dann lasse ich ihn laufen.“

Der Centurio hoffte, dass ihm das Schlimmste erspart blieb, aber er irrte sich. Er sah sich nicht um, doch hinter ihm verstummten die Gespräche und er hörte den ungleichmäßigen Schritt, mit dem ihm der Eiswind auf dem Weg zum Forum folgte. Der Eiswind hinkte, er trug nur einen Stiefel, trotzdem blieb er nicht zurück. Manchmal warf jemand Dreck in seine Richtung und es klatschte in den Pfützen.

Die Trommel wiederholte ihren dumpfen Ruf, sie übertönte die Hammerschläge, die vom Wall herüberwehten. Der Centurio bekämpfte den Wunsch, abzubiegen und dem Waffenmeister bei dem Aufbau der Schleuder zuzusehen. Er liebte den eingespielten Ablauf der Arbeitsschritte, man wusste bereits am Anfang, was am Ende fertig dastand. Während der Waffenmeister mit seinen Balken und Seilen spielte, würde er der Unterwelt ein Opfer bringen. Er konnte nur hoffen, dass die Götter begriffen hatten, dass er ihnen danach nichts mehr anbot. Den Rest seiner Leute wollte er sicher auf die Flöße bringen.

Das Lager war nicht groß. Wie immer bot das Zentrum der Marschbefestigung nicht so viel Raum, dass die gesamte Kohorte Platz fand. Der Anblick ähnelte kaum einer angetretenen Abteilung. Die Legionäre umstanden einen leeren Fleck, der durch in den Boden gerammte Speere markiert war. Nur wenige trugen Helme oder Panzer. Statt dessen sah man Stücke aus der Zeltwand, Barbarenpelze und zusammengesuchte Decken. Sie gaben den Weg frei und bildeten eine Gasse. Die Trommel schwieg. Der Centurio hörte deutlich, wie der Eiswind näherhinkte. Er hörte die Kommentare der Männer und verfluchte die Dämonen aus dem Grasland,

denn sie hätten dem Eiswind vor vielen Jahren die Knochen zertrümmern können und hatten es nicht getan.

Die Offiziere warteten mit dem Stellvertreter vor den zusammengeschobenen Schilden der Wachen. Die Lagerwache hielt die Fackeln, der Schlamm unter ihren Füßen spiegelte das Feuer. Der Stellvertreter begrüßte seinen Kommandanten mit einem Blick, in dem sich Unverständnis und Abscheu mischten: „Was hast du vor? Nimmst du den Barbaren die Arbeit ab, indem du römische Bürger tötetest?“

Der Centurio erwiderte den Blick, er hielt ihn aus. Er prüfte die Gesichter der Offiziere. Er nickte den Wachen zu, sie sollten den Sündenbock in die Mitte stoßen. Dann wartete er neben dem Stellvertreter und hoffte darauf, dass sein Opfer Mut besaß und dass es deshalb schnell vorbei war.

Sie brachten ihn. Seine Augen streiften das Schwert in der Hand des Stellvertreters, dann senkte er den Blick und betrachtete die Spuren im Schlamm. Er kam den Stößen mit dem Speerschaft zuvor, ehe sie etwas sagten, ging er vor den Offizieren in die Knie. Seine glatten Züge zerliefen in der Finsternis. Der Centurio fühlte sich sicher, aber der Stellvertreter wollte, dass das Opfer seinen Richter beim Reden ansah:

„Zieht ihn hoch. Der Kommandant will ihn sehen. Sein Kopf wird ohnehin bald auf die Erde fallen. Jetzt ist es noch zu früh.“

Sie zwangen ihn, aufzustehen, zwei von ihnen hielten ihn fest. Er gehorchte und sah geradeaus. Als sie ihn fragten, ob er wusste, was ihm bevorstand, zuckte er mit den Schultern und spuckte dem Eiswind vor die Füße. Der Eiswind schaffte es, sich aus dem Gedränge der Legionäre herauszuarbeiten und trat auf die Seite der Offiziere. Aus dem Hintergrund der versammelten Kohorte kamen Drohungen und Flüche. Die Wachen blickten fragend auf den Stellvertreter, aber der Centurio schüttelte den Kopf. Zum Prügeln gab es keinen Grund. Er würde selbst die Fragen stellen,

wichtig war, dass es schnell ging: „Du hast offen gemeutert. Du warst nicht allein. Du musst uns sagen, wer das angestiftet hat, sonst sehen wir dich als Rädelsführer.“

„Ihr wisst so gut wie jeder andere hier, dass wir nicht gemeutert haben. Wir haben das Recht geschützt. Wir sind eine römische Kohorte und kein Gladiatorenheer unter dem Kommando eines Galeerensklaven, der vorher ein Pirat war.“

„Meinst du mich? Ich führe das Kommando. Hältst du mich für einen Sklaven?“

„Du bist kein Kommandant, du bist das Haustier von diesem fremden Spitzel, der mit unserem Leben spielt.“

„Du findest, dass du mir erklären musst, wie ich die Kohorte führe?“

„Du fragst mich nach den Namen der Leute, die meutern wollen. Übernimm wie früher das Kommando und wir folgen dir, wie wir es gewohnt sind.“

„Die Gewohnheit schreibt mir vor, dass ich dich erschlagen lasse. Du hast die Hand gegen einen Offizier erhoben. Du hast andere aufgewiegelt, du zeigst keine Reue. Hör auf, mir Lehren zu erteilen. Denk an dich selbst, sonst ist der Dreck unter meinen Füßen das Letzte, was du in diesem Leben siehst.“

„Du willst, dass ich eine Schuld bekenne und dir helfe, damit es schnell geht. Selbstbezeichnung und Todesverachtung als Sühne für den Aufruhr. Aber wenn wir keinen Kommandanten haben, können wir auch nicht meutern. Ich werde nicht betteln. Aber ich bedanke mich nicht bei dir, wenn du mich an den nächsten Ast hängst. Du willst, dass es nach einem Urteil aussieht, trotzdem bleibt es Willkür. Du tötet die eigenen Leute. Vor den Barbaren ergreifst du die Flucht und das Wort Beute haben wir auf diesem ganzen Feldzug noch nie gehört.“

Aus den hinteren Reihen kamen Rufe und Verse aus einem Spottlied. Vorn hatte niemand genügend Mut, aber sie dachten ähnlich. Der Stellvertreter blickte auf die Erde, die Wachen zögerten. Der Eiswind hob die Hand. Am Anfang gab es Gelächter, dann versuchten sie zu verstehen, was er sagte. Es war ungewohnt, dass er offen vor ihnen sprach. Sie erwarteten, dass er ein hartes Urteil hören wollte, aber der Centurio wusste, dass der Eiswind alles noch unerträglicher machen würde. Der

Eiswind löste sich aus der Reihe der Offiziere. Er durchquerte den Schlamm und trat mit seinem nackten Fuß in die Pfütze vor dem gefesselten Legionär:

„Du kannst es überleben und deinen Mut für die Barbaren sparen.“

„Was soll ich tun? Soll ich dir mit meinem Bauch die Füße wärmen? Oder möchtest du, dass ich das Wasser aus der Pfütze lecke, damit du dich nicht erkältest?“

„Wenn du an deine Eltern denkst, gelingt es dir vielleicht, dass du dich bei mir entschuldigst. Du erklärst, dass du Reue fühlst und mir die Gewalt überträgst, dich zu bestrafen. Ich werde dich prügeln und du wirst eine zeitlang meine Waffen reinigen und die Knochen zusammenfegen, wenn ich esse. Ich kaufe dich aus der Legion frei und du gehörst mir, bis du einiges lernen konntest und mehr gesehen hast als diese Sümpfe hier im Norden. Es ist nicht schwer. Du verlierst die Freiheit, aber du bleibst am Leben. Später, wenn du wieder frei bist, rettetest du deinen Stolz.“

Der Legionär schloss kurz die Augen, dann sah er dem Centurio ins Gesicht:

„Ist das wahr? Komme ich davon, wenn ich seine Füße küsse?“

„Es ist tatsächlich ein Ausweg. Es ist würdelos, aber jeder versteht, wenn du darauf eingehst. Wenn man am Leben bleibt, kann man die Achtung später zurückgewinnen und die Schande ist nicht mehr als eine Narbe.“

„Dann bindet mir die Hände los. Ich füge mich. Ich werde seinen Stiefel umarmen und ihm den Schlamm von der Sohle lecken. Ich bereue.“

Der Eiswind nickte. Der Centurio wartete auf einen Einwand, aber der Stellvertreter schwieg. Die Wachen wirkten erleichtert. Sie nahmen ihm den Strick ab, er rieb sich die Handgelenke und bewegte seine Finger. In der angetretenen Kohorte kam es zu Gerangel. Wer hinten stand und nur die Rücken sah, wollte unbedingt nach vorn. Der Stellvertreter brüllte. Ihm antwortete ein Echo aus zerstreutem Gelächter und abgehackten Rufen. Dann fuhr eine unerwartete Bewegung zwischen die aufgestellten Schilde. Der Eiswind schrie einen Fluch, die Wachen zogen das Schwert. Der Eiswind stieß mit dem Dolch zu. Der Legionär ließ die Waffe fallen, die er den Wachen entrissen hatte und rutschte unter der Wucht der Lanzenstöße

auf dem Rücken durch den Morast. Er zuckte mit den Füßen, aber seine Seele trieb bereits zwischen den Bäumen irgendwo im Nebel. Er spürte nicht mehr, wie sie ihn mit den Füßen traten und zwischen seinen Rippen an den Speeren zogen.

Der Centurio beobachtete die Männer. Sie blieben ruhig. Wo gerade noch Gedränge herrschte, entstand ein leerer Raum. Der Tote starrte jeden an, der vorüberging. Sie zogen sich in die Zelte zurück. Sie würden nicht schlafen, sondern reden. Daran konnte niemand etwas ändern. Er hatte weder Proviant, noch Wein, um ihr Wohlwollen zu erkaufen. Er hatte niemanden bestraft. Sie besaßen keinen Helden, es gab eine blutige Spur im Schlamm und einen schmutzigen Leichnam. Die Sklaven würden ihn vom Wall herunter in den Graben werfen. Vielleicht fraßen ihn bis zum Morgen die Füchse.

Er hatte nicht vor, die Totengräber zu begleiten. Es zog ihn jedoch zum Wall, denn er wünschte sich den Anblick der einsatzbereiten Maschine. Da er nichts mehr hörte, nahm er an, dass die Schleuder inzwischen stand. Die perfekte Vernunft der unbelebten Konstruktion würde ihn beruhigen. Aus einer Neigung heraus verlangte er, dass der Eiswind mitkam. Ihn ärgerte der Gedanke, dass sich der Eiswind zwischen den Mauleseln beim Tross verkroch und zuhörte, wie der Sklave und die beiden Frauen seufzten, wenn er ihnen über die warme Haut strich. Es war seltsam, aber er empfand tatsächlich einen Anflug von Sympathie, auch wenn er keineswegs verstand, was der Grund war.

Der Eiswind reinigte den Dolch an seinem schlammverschmierten Mantel. Dabei sah er dem Toten hinterher, dessen Arme eine Schleifspur durch die Pfützen zogen. Er hing an einem Maultier und das Wasser folgte ihm wie durch einen mit Absicht gegrabenen Kanal. Sie warteten, bis der Tote soviel Vorsprung hatte, dass es nicht mehr aussah, als ob sie ihn begleiten wollten. Der Eiswind stand barfuß im Morast. Den überflüssigen Stiefel hatte er weggeworfen. Ein abgemagerter Hund schleppte

ihn zwischen die Zelte und versuchte, das Leder zu zerbeißen. Der Eiswind vergaß sein Hinken, ohnehin zeigte sich niemand, der darauf geachtet hätte.

Sie ließen sich Zeit, trotzdem hörten sie, wie Leichnam vor dem Wall in den Schlamm fiel. Die Sklaven kamen zurück, sie brachten das Maultier zum Tross. Einer trug ein Paar genagelte Sandalen in der Hand, sie gehörten jetzt zum Gepäck. Sandalen waren teuer. Der neue Besitzer würde nie erfahren, wessen Erbe seine Füße trugen. Der Eiswind erhob keinen Anspruch, lieber ging er mit bloßen Füßen über den halbgefrorenen Boden. Der Sklave grinste versteckt, der Eiswind war dabei, zum Gespött der Knechte herabzusinken.

„Du hättest sie nehmen müssen. Alles, was er besessen hat, fällt dir zu. Warum riskierst du, dass dir die Füße erfrieren? Willst du, dass dir dein Sklavenjunge die Beine mit der Knochensäge behandelt?“

„Das halte ich aus. Ich bin nicht zum ersten Mal in diesen Ländern. Ich habe Borsten an den Waden wie ein Wildschwein.“

„Du zeigst ihnen deine Schwäche. Sie werden es weitererzählen und deinen Namen ändern.“

„Hättest du ihn ausgezogen?“

„Ich hätte den Sklaven erklärt, dass sie alles haben können. Dann hätte ich geopfert. Dieser Tod ist ein schlechtes Zeichen.“

„Dieser Tod ist sinnlos. Salz ist ein lächerlicher Grund zum Sterben.“

„Wenn man jung ist und nicht dazu geboren wurde, auf einem weißen Pferd voranzureiten, dann gibt es keine Kleinigkeiten. Dann gibt es bloß endlose Wut, die einen entweder nach oben treibt oder in die Schande und am Ende umbringt. Salz war oft genug ein Kriegsgrund.“

„Das sind leere Worte. Das Gesetz ist der Hauptweg. Der Hauptweg ist gepflastert. Es gibt auch Seitenpfade, die sind sumpfig, aber nicht so hart. Das Gesetz ist mörderisch, wenn man zulässt, dass es aus Stein besteht.“

„Er ist tot, wir sind am Leben. Das ist ungerecht. Es ist keineswegs neu. Ich habe es mit dem Rücken gelernt, ich habe den Arzt gehasst, der mich ins Leben zurückgeholt hat. Sie hätten mich fast erschlagen. Damals habe ich gemeutert, heute erzwingen sie Gehorsam.“

Der Eiswind schwieg und der Centurio verstand nicht genau, ob er wieder den Hochmut sah oder die Narbenfratze des Zweifels. Er kam nicht dazu, zu fragen. Sie hatten die Plattform erreicht, auf der die Maschine stehen sollte, aber sie sahen nur eine Reihe ausgelegter Balken und einen Haufen Zubehör. Mehrere Männer zerrten an einem Knäuel aus Metall und Seilen. Der lange Arm der Schleuder lag am Boden. Er versank im Schlamm. Das einzige, was die Maschine erkennen ließ, war der Rahmen. Doch selbst hier schienen die Maße seltsam verzerrt und das Seitenverhältnis wirkte ungewohnt. Vor ihren Augen vollzog sich entweder die Erfindung einer neuartigen Konstruktion oder sie sahen eine Katastrophe. Auf keinen Fall waren sie die Zeugen einer geplanten, oft geübten Verrichtung. Sie sahen keinen Aufbau, sie sahen das ungeordnete Bemühen, etwas zu retten, das ganz offensichtlich schwer gestört war.

Der Centurio blickte sich um und suchte nach dem Meister. Er entdeckte den Winterpelz, mit dem sich der Meister gerne schmückte, er hing leer auf dem schiefen Rahmen. Von seinem Besitzer fehlte jede Spur. Das Auseinanderzerren der Seile folgte keinem Befehl. Der Einzige, der versuchte, das Ganze irgendwie zu ordnen, war ein junger Sklave, aber niemand schien auf ihn zu achten. Die erwachsenen Männer wirkten wie Käfer im aussichtslosen Kampf mit einer großen, gefräßigen Spinne. Der Centurio wartete, dass sie ihn entdeckten. Es dauerte erstaunlich lange. Erst als der Sklave mit einer hohen Kinderstimme aufschrie, ließen sie von den Seilen ab und drehten sich um. Sie erkannten ihn sofort, obwohl er sich in der Dunkelheit zurückhielt und sie vom Licht ihrer Fackeln geblendet wurden. Auf ihren Gesichtern mischte sich der Schreck mit Erleichterung, wer einen Helm auf dem Kopf trug, nahm ihn ab. Der Centurio erkannte den

Lagerschmied, einen alten Zimmermann und einen Pferdeknecht, der zur Not auch mit Knochenbrüchen zurechtkam. Der Rest bestand aus Legionären und aus Sklaven aus dem Bautrupp. Die Sklaven hatten offensichtlich mehr zu sagen als die freien Legionäre, denn es war ein Sklave, der aus der geschlossenen Reihe trat und mit gesenktem Kopf bereitstand, um zu erklären, warum die Maschine in Einzelstücken herumlag. Der Centurio suchte in seinem Gedächtnis nach einer Spur, das Gesicht kam ihm bekannt vor, aber es gelang ihm nicht, sich wirklich zu erinnern. Fest stand, dass dieser Sklave weder dem Bautrupp angehörte, noch der Gehilfe des Meisters war. Außer dem Meister selbst fehlten auch seine Knechte. Was sich hier versammelt hatte, war ein zusammengewürfelter Ersatz.

„Wo ist der Meister? Warum weiß ich nicht, was hier vorgeht?“

Der Sklave murmelte eine Antwort, es sah aus, als ob er mit dem Schlamm sprach.

„Ich höre nichts. Ich bin kein Wurm unter deinen Füßen, ich bin dein Kommandant. Rede laut genug und sieh mir ins Gesicht.“

Der Sklave zögerte einen Moment, dann blickte er auf. Jetzt entsann sich der Centurio, wo er dieses Gesicht bereits gesehen hatte. Sie hatten den Mann gekauft, weil sie dringend einen Zimmermann brauchten, der ihnen die Tempeldecke reparierte. Ein grässlicher Barbarensturm hatte einen Baum entwurzelt und ihn über dem Altar auf das Dach geworfen. Der Aberglaube der Männer machte daraus ein böses Zeichen. Der Legat verfluchte das Barbarenwetter und die Dummheit der Legionäre. Sie hatten in der Vorstadt herumgesucht, bis sie einen Händler fanden, der behauptete, ihnen einen keltischen Handwerker zu verkaufen. Der Zimmermann war so wenig ein Kelte wie sie selbst. Er war ein freigeboener Bauer, den die Missernten und die Schulden in die Abhängigkeit getrieben hatten. Nach einem Fluchtversuch hatte ihn sein Patron gebrandmarkt und verkauft, danach war er mit einem Handelzug an die Babarengrenze gelangt. Er war kein Kettensklave, aber es ging ihm in Wirklichkeit nicht viel besser. Er bat sie ohne Umstände um seine Freiheit. Der Legat lehnte ab. Trotzdem reparierte er das Dach. Der Händler hatte sie angelogen, aber es war kein Betrug. Als Zimmermann war der Bauer sein

Geld wert. Jetzt schien er der Einzige zu sein, der erklären konnte, was es mit der Maschine auf sich hatte und woher das Durcheinander kam, das vor ihren Füßen im Schlamm lag:

„Wir bekommen keine Spannung. Wir haben Äste ausprobiert, aber wir kennen das Holz hier nicht so gut, dass es auf Anhieb gelingt. Die Äste brechen. Der einzige, der die Seile flechten kann, ist der Junge. Aber die Seile, die wir haben, sind alle durchtrennt.“

„Dann müsst ihr suchen. Im Lager gibt es genug Gepäck, dort sind auch Seile. Zur Not zerschneiden wir eure Mäntel und rasieren dir den Bart ab.“

„Das ist nicht so einfach, wie es klingt. Das Flechtwerk, das man zwischen den Rahmen spannt, muss sehr fest sein, trotzdem muss es sich dehnen. Es ist ähnlich wie bei einer Klinge. Zu hart ist schlecht, denn sie bricht, zu weich ist sie nutzlos, weil sie sich verbiegt. Der geflochtenene Riemen, der den Arm der Schleuder aufrecht hält, muss die Kraft aufnehmen, wenn wir die Schleuder spannen. Wir ziehen den Arm nach hinten, normalerweise mit einer Winde, die wir verriegeln und die Kraft sitzt fest. Sie sitzt unten zwischen den Balken im überdehnten Flechtwerk. Wenn man die Sperre löst, wird der Arm der Schleuder nach vorn gerissen. Das Geschoss rast wie ein Dämon in den Wald und fällt den Barbarenweibern in den Kochtopf.“

„Dann setzt den Jungen neben eine Fackel und lasst ihn flechten. Wir jagen den Tross auf die Beine und finden jeden überflüssigen Pferdestrick. Worauf wartet ihr? Darauf, dass die Barbarenweiber kommen und euch ihre langen, verlausten Zöpfe zum Kauf anbieten?“

„Der Junge kann es nicht allein. Wir brauchen den Meister, damit er die Länge der einzelnen Seile bestimmt. Wir brauchen Sehnen und frische Pferdehaut. Er hat uns nichts zurückgelassen.“

„Wo ist der Meister? Habt ihr ihn ermordet und mitsamt seinem Werkzeug im Wald vergraben?“

„Wir haben ihn verloren. Er hatte in der letzten Nacht im alten Lager einen Alptraum. Er hat Stimmen gehört, dann hat er seine Knechte geschlagen und das Werkzeug zerstört. Die Sklaven haben ihn überwältigt und zu seinem eigenen Schutz gefesselt. Am Morgen war er weg. Seine Knechte haben ihn gesucht, seitdem sind sie selbst verschwunden. Der Junge ist als Einziger übrig. Die Maschine hat keinen Riemen und keine Winde und wir verstehen zu wenig von diesem Mechanismus, um ihn zuverlässig zu reparieren.“

„Wieso habe ich nichts gewusst?“

„Du warst nicht da. Wir hatten die Hoffnung, dass der Meister zurückkehrt.“

„Wieso habt ihr dem Stellvertreter nichts berichtet?“

„Wir sind einfache Legionäre oder Sklaven. Der Stellvertreter neigt zu Jähzorn. Niemand hier sehnt sich nach einem Grab im Sumpf.“

„Ihr habt nicht einfach nur geschwiegen. Ihr habt uns vorgespiegelt, dass der Meister hier ist. Ich bin euch begegnet, als ihr auf dem Weg zum Wall wart. Einer von euch hatte den Mantel des Meisters auf den Schultern und hat mich im Vorübergehen begrüßt.“

„Das war ich. Ich kann die Kälte nicht ertragen.“

„Und du grüßt den Kommandanten, als ob du sein Offizier wärst und redest nicht, obwohl der Waffenmeister schon vor Stunden desertiert ist?“

„Als Leichnam bin ich nutzlos. Solange ich am Leben bin, kann ich gegen den Schaden kämpfen.“

„Ich töte niemanden, der mir die Wahrheit sagt.“

„Wir hatten die Trommel in den Ohren. Wir wussten, was das bedeutet. Es hätte dir kaum etwas ausgemacht, dem Henker noch ein paar Sklaven zu übergeben, damit das Urteil härter wirkt, weil mehr Blut fließt.“

„Und jetzt? Soll ich die Wachen rufen und das Ganze wiederholen?“

„Es wäre wahrscheinlich egal. Es sieht nicht gut aus. Wir haben Schwierigkeiten.“

Der Centurio sah den Schweiß auf den übermüdeten Gesichtern. Der Junge hatte sich hingehockt, er war wirklich nur ein Kind, das sich fürchtete und versuchte, zu verschwinden. Die Erwachsenen schwiegen ihn an, aber hinter ihrer Stirn bedachten sie ihn mit Flüchen. Er musste sie in Ruhe lassen, wenn er wollte, dass es ihnen gelang, den Spannungsriemen für den Wurfarm zu ersetzen. Sie waren die besten Leute, die er jetzt noch hatte, aber er hätte sie tatsächlich bestraft. Sie waren gut. Sie hatten nachgedacht, sie hatten ihn betrogen. Wenn er ehrlich war, musste er eingestehen, dass er ihnen dafür dankte. Sie hatten keine Kraft mehr, ihn anzubetteln oder vorzutäuschen, dass sie die Konstruktion der Maschine beherrschten. Aber bis auf den Jungen gehörte keiner von ihnen wirklich an diesen Platz. Sie hätten beim Tross oder in den Zelten schlafen können, ohne dass er überhaupt erfuhr, dass er keine Maschine besaß.

„Ich gebe euch Zeit bis zum Aufbruch. Wenn ihr wisst, wie man mit Dämonen umgeht, dann ruft sie jetzt und bittet sie, dass sie euch bei der Arbeit helfen. Wenn der Wurfarm morgen früh noch im Schlamm liegt, dann bedecke ich ihn mit euren Köpfen.“

Sie taten so, als wären sie ihm dankbar. Sie rückten auseinander und verteilten sich zwischen den Teilen der Maschine. Der Centurio stand allein. Mit einer kurzen Verzögerung entdeckte er, dass der Eiswind fehlte. Er fand ihn vor dem Haufen der verknoteten Seile. Er kniete neben den Sklaven im Schlamm und sortierte lose Enden. Sie riefen den Jungen und der Junge nickte, offensichtlich waren sie einer Meinung. Der Eiswind machte ein Zeichen. Der Centurio verstand, dass sie ihn heranzitierten. Er überlegte kurz, dann war es ihm egal und er watete durch die Pfützen. Sie zeigten ihm den Verlauf der Seile, mit denen sie arbeiten konnten. Sie erklärten ihm das Muster. Sie wollten, dass er ihnen ein totes Pferd gab, und er verstand nicht, wozu man ein Pferd schlachten sollte, wenn man eine Schleuder brauchte:

„Ich gebe euch alles, was der Tross hat, aber die Pferde brauchen wir. Das ist Aberglaube. Wenn ihr opfern wollt, sucht euch einen Hund. Oder kauft den Barbaren aus dem Hilfstrupp einen toten Dachs ab. Ich gebe euch kein Pferd. Ich brauche die Pferde lebendig.“

„Wir brauchen die Pferdehaut zwischen den Seilen. Es funktioniert wie in der Schmiede. Der Schmied verwendet unterschiedliche Eisendrähte, damit die Klinge schwingt und trotzdem hart bleibt. Wir brauchen Sehnen und Pferdehaut für den geflochtenen Spannungsriemen. Ein Hund ist für unseren Zweck zu klein.“

Der Eiswind stand auf. Er unterschied sich durch nichts von den Sklaven, die Sklaven trugen wenigstens Sandalen oder Stiefel. Der Eiswind versank mit bloßen Füßen in der Pfütze. Seine Faust war schlammbedeckt. Er packte den Centurio an der Schulter. Der Panzer bot Schutz, aber der Schlamm stank nach kalter Fäulnis:

„Brauchst du die Schleuder für den Krieg oder willst du sie haben, damit sie deiner Seele vormacht, dass der Himmel wirklich über dem Sumpf hängt und nicht umgekehrt? Und dass du wirklich Barbaren jagst und nicht die eigenen Männer?“

„Du vergisst dich. Du musst dir überlegen, was du sagst. Wir liegen nicht vor der Tür deiner angestammten Taverne, wir sind im Krieg. Du sprichst vor Zeugen.“

„Heißt das, du brauchst sie oder brauchst du sie nicht?“

„Was denkst du, warum ich hier bin? Weil ich wissen möchte, wie schnell mir der Schimmel an den Beinen hochwächst? Ich brauche sie.“

„Dann nimm einen Menschen, wenn du kein Pferd hast. Wenn du kein Opfer bringst, bekommst du keine Schleuder.“

„Du warst zu lange bei den Skythen. Du bist verrückt. Ich informiere die Legaten. Das hier ist dein letzter Feldzug.“

„Dann brechen wir ab?“

„Du solltest schlafen gehen. Niemand braucht einen Redekünstler oder Wächter. Die Männer verstehen ihr Handwerk. Das Beste wäre, wenn du am Morgen liegen bleibst. Ich werde befehlen, dass dich niemand stört, bis wir weg sind.“

„Warum gehen wir nicht zum Hilfstrupp und kaufen ein Barbarenpferd?“

„Wir haben kein Geld. Ich habe mit ihnen über den Sold gestritten. Ich kann nicht plötzlich Pferde kaufen, nachdem ich gerade geschworen habe, dass wir bettelarm sind.“

„Du brauchst es nicht zu wissen. Wir kaufen gegen deinen Willen. Wahrscheinlich hilft es und drückt den Preis.“

„Wir haben tatsächlich kein Geld, nicht einmal für ein altersschwaches Packpferd. Die Barbaren haben mich erpresst. Ich habe ihnen die Flöhe auf meinem Bauch verpfändet, damit sie uns nicht verlassen.“

„Ich werde das Pferd bezahlen. Als Pfand habe ich das Wissen, dass du in der Nacht, als der Feind im Lager war, geschlafen hast und die Maschine für jeden fremden Dieb bereitstand.“

„Du lügst. Du weißt, dass es nicht so war.“

„Wie war es dann? Willst du dich erinnern, obwohl du nicht dabei warst?“

Die Sklaven beugten sich über ihre Arbeit. Die Legionäre hörten zu, aber das hier waren nicht die gleichen Männer, die der Centurio aus den Kämpfen kannte. Sie trugen Waffen, doch in Wirklichkeit interessierten sie sich für Brücken, Knüppelwege und Dämme. Der Centurio lag ihnen nicht mehr am Herzen als jeder andere Patron. Der Eiswind verstand, was sie brauchten. Sie würden schweigen, wenn der Legat später Fragen stellte.

Der Centurio hockte sich auf den Arm der Schleuder, der unter seinem Gewicht noch tiefer in den Dreck sank. Er suchte nach einem Stück vom Sternenhimmel, um zu verstehen, wie viel Zeit ihnen bis zur Dämmerung blieb. Die Wolken waren dicht, er konnte nichts erkennen. Drohen hatte keinen Sinn mehr. Er sah ihnen dabei zu, wie sie Versuche machten und aufgaben, wenn es wieder nicht stimmte. Manchmal gerieten sie aneinander, das dauerte jedoch nie länger als einen

Augenblick. Es sah aus, als ob der Eiswind mit den Händen dafür sorgte, dass der Sturm am Boden blieb und wieder einschlief.

Irgendwann brachten sie tatsächlich ein Pferd. Sie banden es am Stamm fest, dort stand es im Regen und leckte das Moos von der feuchten Rinde. Der Centurio starrte auf die Schatten im Wald. Er bemerkte nicht, wie der Eiswind näherkam und mit einer Axt in der Hand vor ihm anhielt: „Willst du es selbst erledigen? Dann ist es ein richtiges Opfer nach der Vorschrift.“

Der Centurio blickte auf. Als er sich erhob, nahmen zwei Sklaven den Balken, auf dem er gesessen hatte und stießen ihn mit dem Ende zwischen den Rahmenhölzern in den Schlamm. Er spuckte dem Eiswind vor die Füße. Dann wog er die Axt in der Hand. Sie taugte zum Bäume fällen. Er hatte Lust, sie dem Eiswind in den nackten Fuß zu hacken. Er holte aus und der Eiswind sprang mit einem ungeschickten Satz in die nächste Pfütze. Die Männer lachten. Das Pferd erschrak. Es schüttelte den Kopf und schnaubte in den kalten Regen.

Krieg

Es war nicht nur kalt, es war auch dunkel. Als Jorinda mit Erkmar bei Gundolf festsaß, hatten die Kühe dafür gesorgt, dass es warm blieb. Die Kühe bewegten sich und wenn sie einen gelben Strahl auf den Mist unter ihren Hufen schickten, stieg Dampf auf. Diesmal steckten sie in einem Keller. Oben gab es eine Ritze in der Falltür, sonst war alles finster. Jorinda hörte die Füße der Ratten und fragte sich, ob die Ratten sehen konnten, dass der Vorratskeller leer war. Die Ratten kamen aus der Ecke, sie rannten über den Boden. Sie streiften Jorinda und piffen, wenn sie erkannten, dass dieses Hindernis ein Mensch war. Noch änderten sie die Richtung und liefen scheu zur Wand. Aber mit der Zeit würden sie beraten und Mut ansammeln. Lukas schlief. Er stank wie ein aufgeschlitztes Huhn, seine Haare klebten immer noch vom Blut des Toten. Die Ratten näherten sich vorsichtig wie Spione, sie hielten Lukas für einen frisch geschlachteten Kadaver. Solange Jorinda wach blieb, konnte sie ihn bewachen. Wenn sie einschlief, würden die Ratten Anlauf nehmen. Die Menschen waren die einzige Nahrungsquelle in diesem Keller, es sei denn, die Ratten brachten ein Opfer und fraßen sich selbst den Schwanz ab.

Jorinda hatte Angst. Obwohl sie froh war, dass niemand auf die Idee kam, sie an den Haaren zum See zu zerren, fiel es ihr schwer, die Ungewissheit auszuhalten und nicht laut loszuschreien, damit irgendetwas geschah, das die stehengebliebene Zeit wieder anstieß. Lukas warf sich herum. Wenn sie ihn festhielt, knurrte er und sie spürte die Krämpfe in seinem Nacken, ehe er wieder ausschlug. Einige Male versuchte er zu heulen. Sie hielt ihm den Mund zu. Er knirschte mit den Zähnen. Wenn sie ihn nicht zurückstieß, wurde sie gebissen. Sie erinnerte sich an ein Lied, das Eira früher gesungen hatte, als Lukas klein war. Die Worte hatte sie nie

verstanden, aber sie kannte die verschlungene, dunkle Melodie. Lukas wurde still. Er rollte auf die Seite und zuckte mit den Händen, als wäre er ein Welp, der vom Fischen träumte. Die Ratten zogen sich zurück. Sie warteten an der Wand. Jorinda sang leise weiter, aber noch während sie nach den richtigen Tönen suchte, versank sie in einer grauen Müdigkeit, die sie nach unten zog, als läge sie in einem Moorloch. Sie kämpfte vergeblich dagegen an und schreckte noch einmal hoch, als die Ratten wieder näher rückten. Sie hörte, wie sie einander riefen, dann lag sie neben Lukas und obwohl sie nicht mehr sang, fühlte sie Eiras Lied wie ein Netz, das sie knapp über dem Sumpf in der Luft hielt.

Jorinda träumte von den Römern. Die Römer schwammen im Fluss. Am Ufer trieben abgeschlagene Köpfe, dazwischen schnatterten die Enten. Sie erwachte von einem grauenvollen Kreischen. Sie fühlte Wasser auf der Haut, aber als sie mit der Hand an den Hals fuhr, klebten ihre Finger. Der Blutgestank war stärker und hatte sich leicht verändert. Etwas sprang zuckend über ihren Bauch. Dann kam die Hand von Lukas und griff danach und das schreckliche Geräusch fuhr ihr wie ein Jagdspeer in die Ohren. Sie riss die Augen auf. Sie konnte gerade noch erkennen, wie Lukas eine Ratte festhielt, die heftig mit dem Schwanz schlug. Dann biss er ihr den Kopf ab. Einen Augenblick lang spürte Jorinda den Schrecken der blinden Ratte und einen Abgrund aus Wut und unbeherrschtem Hass bei Lukas. Ihr wurde übel und sie würgte. Sie hörte, wie der Rattenkörper gegen die Wand schlug. Lukas zerbiss den Kopf. Er spuckte ihn über ihre Schulter auf den Kellerboden. Er riss sie am Arm auf die Seite und trat mit beiden Füßen um sich. Es war unbegreiflich, aus welchen Löchern die Masse der Ratten hervorquoll, aber der Boden verschwand unter einer Schicht aus schmierigem Pelz und breitgetretenen Schwänzen. Lukas wirkte wie ein Tänzer, auf dessen Rücken ein schmutziger Geist sitzt. Es knackte unter seinen Füßen, die Ratten piffen wütend. Sie kamen wie eine Welle, aneinandergepresst, in Haufen. Einige sprangen vorwärts, sie lösten sich wie der Schaum von den Wellenkämmen und trafen Jorinda an den Beinen. Lukas griff ein paarmal

mit den Händen zwischen das zorngefüllte Toben. Er zog einzelne Tiere am Schwanz nach oben und brach ihnen das Genick. Als Jorinda sah, dass er wieder zubiss, schlug sie nach seiner Hand, die ihr Opfer zusammenpresste und festhielt. Lukas spuckte Blut aus. Er schnappte nach Luft, sie konnte ihn kaum verstehen: „Das sind keine Ratten. Es sind nur ein paar, aber wenn wir die nicht erledigen können, machen sie uns fertig. Ich rieche sie. Diese Scheusale kommen aus dem Moor. Sie stinken nach Sumpf.“

Erneut versuchte er, den Kopf der Ratte abzubeißen und Jorinda schlug ihn mit der flachen Hand gegen den Mund, damit er zu Verstand kam. Er rutschte aus, die zuckende Ratte fiel auf Jorindas Hemd. Sie spürte das Kratzen der kleinen Füße. Trotz der Dunkelheit erkannte sie eine grüne Blase, wo das Tier seine Augen hatte. Lukas wischte die Ratte von ihrer Haut. Sie fiel zuckend auf den Belag aus lebenden und toten Körpern und verschwand unter einem Hügel aus Pelz, der zusammenstrebte und unter ohrenbetäubendem Fiepen bebte. Jorinda klammerte sich an Lukas, er hielt sie fest und trat den Haufen mit dem Stiefel auseinander. Sie hörte das Geräusch, als er zutrat. Es klang, als ob ein Gänseei zerbrach, ein kurzes Splittern, begleitet von dumpfem Schmatzen. Er legte seine Handflächen über ihre Ohren, dann stieß er selbst einen hohen Ton aus. Das Pfeifen der Ratten brach ab. Es erstickte, übrig blieb ein letztes Winseln wie bei einem jungen Raben, der in seinem Nest vergessen wurde und dabei war, zu verhungern.

Jorinda hörte sich selbst. Jetzt, wo die Ratten Ruhe gaben, packte sie ein tiefes Heulen, das aus ihrem Bauch kroch. Der breitgetretene Drack auf dem Boden neigte sich gefährlich, sie hatte Angst, dass sie umfiel. Einige der toten Körper hatten letzte Reflexe. Es riss sie fast auseinander. Lukas hockte sich in die Ecke und zog den Kopf von Jorinda auf seine Knie. Er beugte sich über sie, sie fühlte, wie sein Herz schlug. Seine langen Haare hingen ihr über den Nacken. Er schwitzte, seine Hand war nass. Er legte ihr die Hand auf den Kopf und sprach mit ihr, als wäre sie die Katze:

„Versuch es noch einmal mit Eiras Lied. Wenn wir wach bleiben, zieht es sich zurück und erwürgt die Missgeburt, die uns diesen Hexendreck an den Hals schickt.“

„Ich kann nicht. Ich kann das Heulen nicht unterdrücken.“

„Dann nimm das Heulen und lass es singen. Je lauter, desto besser.“

Jorinda kämpfte. Es gelang ihr, das Heulen zu bezwingen. Sie bändigte die Töne, die gegen ihren Willen in die Höhe stiegen. Sie zwang sie, sich aneinander zu reihen und das Lied zu formen, bis ihre Lunge brannte. Lukas schlug sie sanft ins Gesicht, wenn sie davonschwamm, dann blies er über ihre Haut, wie sie es als kleine Kinder taten, wenn sich einer von ihnen verletzte. Mit seiner Hilfe blieb sie bei klarem Verstand, obwohl sie merkte, dass ihre Kraft nachließ und sie nicht mehr lange durchhielt. Es reichte grade aus. Am Ende hatte sie den Eindruck, dass die Dunkelheit im Keller weicher wurde. Es gab ein sanftes Rauschen weit entfernter Stimmen, man konnte nicht einmal deutlich sagen, ob sie von Tieren oder von Menschen stammten.

Als die Ratten verschwunden waren, hörten sie draußen Schritte. Jemand lachte, sie wussten nicht, wer das war, er gehörte nicht zu den Leuten, die sie wirklich kannten. Wahrscheinlich stand oben irgendein Hilfsknecht, der zu dumm war, mit dem Speer zu zielen und noch nie gesehen hatte, wie ein Römer wirklich aussah. Gundolf brauchte seine Männer. Die Falltür konnte ein Stein bewachen, ohne Leiter kam niemand aus dem Keller. Oben gab es einen kurzen Streit, nicht ernst gemeint, sie hörten einen lauten Furz, das Lachen wiederholte sich. Die Schritte näherten sich der Luke und hielten an, dann pisste der Unbekannte auf die Bretter. Das magere Licht in den Ritzen erhielt einen fahlen Stich. Es tropfte auf den Boden. Der Urin lief um die Reste der plattgetretenen Ratten und sammelte sich zu einer Pfütze. Die letzten Tropfen flogen beim Aufprall auseinander. Sie erreichten die Wand und trafen Lukas und Jorinda. Lukas fuhr mit der Hand über sein Gesicht und hielt Jorinda die feuchten Finger unter die Nase:

„Wenn man mich der Moorfrau hinwirft, fällt sie tot in ihren Kessel. So etwas hat die alte Großmutter noch nie zuvor gerochen. Sie denkt, ich bin der Latrinengott der Römer.“

„Sie würzen uns. Sie denken, dass sie das mag.“

„Sie übertreiben. Pisse auf dem Kopf und Römerblut und ich selbst, wenn ich mir im letzten Moment in die Hosen mache, wer soll das ertragen? Das wirkt wie Gift. Sie werden einen leeren Sumpf bekommen, ohne Geister, ohne Moorfrau. Verpestet von meinem Leichnam und von den toten Römern, die sie opfern werden, obwohl niemand mehr da ist, der sie haben will. Die Krähen und die toten Ratten werden wie die Enten auf dem See hin und herschwimmen. Sie sind die Einzigen, denen so etwas schmeckt.“

„Die Ratten hast du erledigt. Die paar, die übrig sind, riechen, was du hier gemacht hast. Sie werden tauchen und sich verstecken.“

„Wenn ich erst tot bin, versteckt sich niemand. Ich kriege sie hier und ich kriege sie unten im See. Dort im Schlamm bin ich der neue König. Sie werden mir sogar helfen, wenn die Moorfrau das Opfer überlebt. Ich werde in dieser Küche wohnen. Die Moorfrau wird am Ufer heulen und das Moos erschrecken, aber sie kann nicht zurück. Ich verjage sie mit meinen Ratten.“

„Dann wird sie die Menschen quälen.“

„Sie wird Gundolf in seinem Haus besuchen. Bei Gundolf gibt es keine Ratten. Gundolf ist ordentlich. Die paar, die er hatte, hat seine Hexe zu uns geschickt. Sie hat ihnen winzige Gespenster in die Ohren gedrückt, damit sie uns fertig machen. Sie hat gedacht, ich bin blind. Ich habe die Gespenster verschluckt und die Köpfe abgebissen. Jetzt ist die Küche bei Gundolf sauber. Die Moorfrau kann sich zu Hause fühlen.“

Jorinda löste sich von Lukas und auf einmal war ihr wieder übel: „Frisst du wirklich fremde Geister oder frisst du die Rattenköpfe, weil du gerne zubeißt?“

Lukas wirkte erschöpft: „Ich beiße, weil ich es kann. Wenn es nicht so wäre, gäbe es von uns nicht einmal einen abgenagten Knochen. Der Keller wäre leer. Der Schmied

würde Gundolf töten und deine Mutter würde das Dorf in einen Ameisenbau verwandeln. Dein Plinius wäre ein altes, einsames Wildschwein und seine eigenen Römer würden ihn fangen und dann ewig lange kochen, weil sein Fleisch so zäh ist.“

Sie warteten. Irgendwo über ihnen tropfte es auf den Boden. Das Dach war undicht, draußen fiel aufgeweichter Schnee. Sie spürten das unterirdische Wasser, das in großer Tiefe dem Fluss entgegen strömte und das Silber aus den Felsen wusch. Es zog die Steine mit sich, so entstanden finstere, leere Höhlen. Jorinda überließ sich dem Rauschen der Stomschnellen vor der fernen Mündung und vergaß das festgetretene Grauen unter ihren Füßen. Dann schlug oben im Haus eine Tür. Sie hörten einen hastigen Sprung und kurzes Getrampel. Jemand ging zu Boden. Der Neuankömmling näherte sich der Luke und bewegte den angerosteten Riegel, der die Falltür von oben verschloss. Sie hörten einen leisen Fluch, dann wurde etwas Schweres umgestoßen. Der Riegel bewegte sich unter einigen Schlägen mit einem harten Gegenstand. Lukas packte Jorinda am Arm. Dann holte er Luft und lehnte sich erleichtert gegen die Wand: „Das ist Erkmar. Wir haben Glück.“

Jorinda hatte es zuerst erkannt. Schon als oben die Haustür geöffnet wurde, wusste sie, wer in den Raum trat. Sie begriff die Sprache der Bewegung und merkte sich die Muster der einzelnen Menschen, aber Erkmar hätte sie auch entdeckt, wenn er als Stein auf ihrem Weg gelegen hätte. Sie hatte die ganze Zeit gewartet. Jetzt war sie nicht einmal übermäßig froh, sie war nur weniger erschrocken. Das zertretene Ungeziefer stank nach toten Ratten und das war alles. Die Moorfrau würde nicht einmal den Schatten von Lukas zu fassen kriegen. Die Rattenschwänze konnten allein zu Staub verwesen, niemand würde ihm die Knochen brechen.

Endlich gab es oben an der Falltür einen Ruck. Erkmar hielt ein brennendes Holzstück in die Öffnung. Als das Licht auf den Boden fiel, schreckte er zurück: „Was ist das für ein Gemetzel? Habt ihr da unten einen Troll zerlegt?“

Lukas sprang in den schwachen Lichtkreis, er landete knapp neben der letzten toten Ratte: „Die Leiter ist hinten neben der Bank. Sie haben sie zurückgeschoben, man hat es gehört.“

Erkmar verschluckte sich, als er erkannte, wie Lukas aussah:

„Wo ist Jorinda? Hast du sie gefressen?“

„Das sind nur tote Ratten. Ein bisschen zu viel, aber nicht gefährlich. Ein Geschenk von Gundolf, damit wir nicht verhungern.“

Erkmar fand die Leiter. Oben in der Küche lag eine ausgestreckte Gestalt vor dem Herd. Jorinda erkannte den Jungen aus der Kinderhorde vom Dorfrand:

„Was hast du mit ihm gemacht? Hast du ihn getötet?“

Lukas beugte sich über den Jungen und zog ihm das Messer aus dem Gürtel:

„Er schläft.“ Er gab ihm einen Tritt: „Wenn er aufwacht, sieht er, wenn er diesmal nassgepisst hat.“ Er packte die mageren Füße und zog, bis der Kopf in der Lache ankam, die sich unter dem Rücken des Jungen gebildet hatte. Lukas gab Jorinda das Messer, er selbst griff nach dem Speer, der vor der Bank lag. Erkmar trug ein Schwert, es war jedoch nicht sein eigenes. Er hatte es irgendwo gefunden, vermutlich in der Hand eines Wächters. Sie überprüften den Stall und öffneten die Hintertür. Hinter dem Garten begann die Lichtung für die Felder, dann kam der Wald. Sie hörten den Fluss, sonst waren sie allein.

Sie liefen zwischen den Feldern zum Fluss. Die kahlen Hecken boten Schutz, obwohl es seltsam war, sich vor dem eigenen Dorf zu verstecken. Unten auf der Weide stand das uralte Pferd von Gundolfs Vater allein im Regen. Das gefleckte Fell klebte nass über den Rippen. Der alte Hengst versuchte zu wittern, aber der Husten packte ihn und er senkte den Kopf ins Gras. Alle anderen Pferde waren unterwegs: entweder suchten sie die Römer oder sie schleppten den Besitz der Flüchtlinge auf unwegsamen Pfaden durch die Sümpfe. Als sie den Fluss erreichten, entdeckten sie

die Spuren eines großen Feuers. Die Flammen hatten die Kiefern erfasst, die oben auf der Böschung wuchsen, einige waren bis in die Spitzen verkohlt.

Lukas hielt an und scharrte mit dem Stiefel in der Asche. Er bückte sich und blickte fragend zu Erkmar, während seine Finger einen verbrannten Rest zu Staub zerrieben: „Das ist Ton und dazwischen klebt geschmolzener Sand. Das kommt nicht vor, wenn man alte Schwerter gerade schmiedet. Das war ein Ofen.“

Erkmar verzog den Mund: „Gundolf hat versucht, das Zeichen der Römergötter zu vernichten. Er wollte ihren Dolch zerstören, ehe die Römer auf seinem Kriegszug die Gelegenheit bekommen, ihn abzuschlachten.“

„Was hat er gemacht? Hat er sich von seinem Donnergott den Hammer geborgt? Wozu brauchte er den Ofen?“

„Er hat beschlossen, die fremde Waffe einzuschmelzen. Als Zeichen seiner Stärke und um deinen Vater vor aller Augen zu zwingen, seinem Willen zu gehorchen. Er hat das nicht selbst gemacht, er hat den Schmied dazu gezwungen.“

„Und seine Zauberhexe? Die hat ihn nicht gewarnt?“

„Die hat sich von hinten an seinen Hals gehängt, ihn getreten und die ganze Zeit gekreischt.“

„Und dann? Warum ist der Sand geschmolzen?“

„Dann flog alles in die Luft. Es gab es ein schreckliches grünes Licht. Dein Vater hatte Gundolf gewarnt. Normalerweise dauert es mindestens einen Tag, bis ein kleiner Ofen steht. Man heizt ihn viele Stunden, mein Vater hat davon gelebt, dass sie maßlos Holz verbrauchen, ehe sie die richtige Hitze haben. Der Schmied hat sich für den Fluss entschieden, damit der Wind und die Kälte vom Wasser den Zug verstärken, aber es hätte trotzdem niemals für eine normale Eisenschmelze gereicht. Die Wand des Ofens wäre auseinander gerissen. Und das hier war kein Eisen, das hatte nicht einmal Ähnlichkeit mit normalem Eisen. Aber das kann man Gundolf nicht erklären.“

Lukas lachte böse. Erkmar spuckte in die Asche: „Du denkst wahrscheinlich, dass dein Vater einen kleinen Spaß verdient hat nach dem Ärger mit dir und dem römischen Leichnam. Und ich hätte der Hexe ihren borstigen Hintern geküsst, wenn der Luftdruck Gundolf hinter den Wolken auf den Mond geworfen hätte. Aber so war das nicht. Der Schmied hatte vor lauter Angst einen steifen Rücken. Er wollte es alleine machen. Ich durfte nicht einmal daneben stehen, er hat mich verjagt. Er hat die Wächter weggeschickt und sie haben ihm gehorcht. Gundolf ist vor Neugier fast gestorben, aber der Schmied hat ihn kurz am Kinn gepackt, da ist er davongeschlichen wie ein nasser Hund. Wir lagen nebeneinander auf dem Bauch. Auf dem Boden saß ein bösesartiges, kaltes Glühen. Ich hatte einen Krampf im Kiefer und bei Gundolf haben die Hände gezittert wie bei einem alten Weib.“

„Und der Schmied?“

„Lag am Boden wie alle anderen. Hatte die Hände hinter dem Kopf und sah aus wie ein frisch gefangener Römer. Eigentlich lag er länger dort als irgendjemand sonst. Vielleicht war er in Wirklichkeit bewusstlos.“

„Und was ist mit dem Dolch?“

„Der Dolch sieht genauso aus wie vorher. Gundolf hat eingelenkt und wollte, ihn deinem Vater überlassen oder mir. Der Schmied hat das abgewiesen. Und ich hätte mir eher selbst die Hand abgeschnitten, als dieses Ding mit meinen Fingern zu berühren. Gundolf ist unbelehrbar. Er hat den Dolch mit der Schmiedezange hochgehoben und hat ihn in den Fluss geschleudert. Zum Glück sind wir keine Fische. Das Wasser hat vor Abscheu gezischt. Es gab eine hässliche, hohe Welle.“

Lukas sah sich um und schien den Wind auf seinen Geschmack zu prüfen. Anschließend zog er die Stiefel von den Füßen. Er schälte sich aus seiner schmutzigen Kutte. Als er versuchte, das Hemd auszuziehen, riss es dort, wo es an der Haut festhing, und die Fetzen klebten an seiner Schulter. Jorinda starrte ihn an:

„Bist du verrückt? Willst du baden gehen? Hast du Sehnsucht nach der Moorfrau?“

Lukas kämpfte mit seiner Hose. Seine Haut bekam einen blauen Stich. Er warf die Haare in den Nacken, unerkennbarer Dreck flog um ihn herum und traf Jorinda: „Wenn sie uns kriegen, werden sie mich opfern. Ich besuche die Moorfrau in ihrem Garten und grüße sie von Gundolf. Ich komme zu euch zurück. Hier oben ist es sicher, ich rieche nirgends Menschen. Außer uns, aber euch kann man nicht erkennen, weil ich so furchtbar stinke.“

Inzwischen war er nackt. Jorinda packte seine Haare und versuchte ihn zu halten. Lukas grinste: „Es wird Zeit, dass ich mich wasche. Mein Gestank lockt die Raubtiere und die Trolle. Das ist gefährlich.“

Dann riss er sich los, nahm Anlauf und sprang in den Fluss.

Jorinda war ratlos. Erkmar hockte sich in die Asche. Er untersuchte die Stelle, an der Lukas den Brandrest zerkrümelt hatte. Er gab sich nicht die geringste Mühe, die Umgebung im Auge zu behalten. Er sah aus, als wäre nicht Lukas, sondern Gundolf im Fluss verschwunden und in seiner Gegenwart ertrunken. Die Zeit verstrich. Sie warteten, als wären sie Fischer, die an einem Sommertag die Netze befestigt hatten und die Schatten der Forellen zwischen den Steinen zählten. Lukas blieb im Wasser, der Fluss hatte ihn verschluckt. Das Wasser floss träge durch das Herbstlicht, die Blasen auf seiner Oberfläche entstanden durch den Regen.

Erkmar kostete den Sand: „Ich weiß nicht, wonach das schmeckt. Etwas, das ich gar nicht kenne.“

Er beugte sich über den Fluss und trank das Wasser wie ein Wildschwein. Dann starrte er in die Wellen: „Wenn wir am Leben bleiben, muss er das wiederholen. Sei froh, dass du nicht dabei warst. Ich habe in den Sand gepisst, so groß war meine Angst.“

Er stand auf und schüttelte sich, später kam er zu Jorinda. Obwohl er nass war, verkroch sie sich in seiner Wärme. Sie suchte nach seinem Bauch und musste lachen.

Er hatte die Wahrheit gesagt, er roch tatsächlich so schlimm wie Plinius. Er verschränkte die Arme hinter ihrem Rücken, dabei dachte er an den Krieg: „Dieser Dolch wäre eine Waffe, mit der man jedes Heer zum Stehen bringt und es so erschreckt, dass es niemals wieder losläuft. Man müsste es schaffen, das Feuer zu beherrschen.“

Jorinda lachte ihn aus: „Du bist nicht besser als der Schmied. Jede Art von Feuer macht aus dir eine lebensmüde Motte.“

„Der Schmied hat genau gewusst, was passieren wird. Wahrscheinlich weiß er auch, wie man richtig damit umgeht, aber das soll sein Geheimnis bleiben. Er würde lieber zu Grunde gehen, als Gundolf zu zeigen, wie man über den Schrecken herrscht.“

„Das klingt sinnlos. Warum sollten die Römer etwas schicken, das sie umbringt, wenn es ihren Feinden in die Hände fällt?“

„Was weiß ich, was das für Römer sind. Vielleicht war dieser Reiter, den ihr gesehen habt als römischer Offizier genauso echt wie mein Herr und Besitzer als hilfsbereiter Dorfschmied. Ich habe keine Ahnung, warum die Römer noch nicht hier sind. Sie müssten ein paar von den Schwachköpfen aus der Bande fangen und mit ihnen das gleiche machen wie Gundolf mit ihrem Legionär. Wenn man erst einmal weiß, wie man durch die Sümpfe kommt, ist der Weg nicht mehr übermäßig weit.“

„Und wenn sie uns erwischen, statt der Räuber? Wirst du ihnen zeigen, wie man das Haus von Gundolf findet?“

„Würdest du dir wünschen, dass ich ihnen Gundolf ans Messer liefere, damit das Dorf davonkommt?“

Jorinda löste sich: „Würdest du das tun? Würdest du überlaufen?“

Erkmar sah sie an, als wäre er ein Fremder, der sie noch nie getroffen hatte:

„Ich bin ein Knecht. Ich habe es leichter als ihr, Knechte besitzen keine Ehre. Ich könnte auf diese Weise deine Freiheit retten und das Leben von meinem Meister. Ich würde selbst am Leben bleiben. Das wäre nicht wenig für ein paar Worte und eine Zeichnung im Sand.“

„Sie würden dich trotzdem töten und außerdem verachten.“

„Sie lassen die Verräter leben. Sie sorgen dafür, dass es jeder erfährt. In den Stammesliedern kommen die Verräter davon bis sie die eigene Familie erwürgt. Das heißt, dass sie den Anfang überleben. Die Römer lassen sie in Ruhe.“

„Die Römer werden das Dorf umzingeln. Sie werden die Leute fangen und der Verräter muss ihnen dabei helfen.“

„Sie werden das Dorf verbrennen. Es wird niemand übrigbleiben, der Verräter jagen könnte. Außerdem bin ich Knecht. Ich habe keine Familie. Niemand wird mich verfolgen, jagen und erwürgen.“

Jorinda ging zum Wasser und sah zu, wie der Nebel zusammenrückte. Wenn es so blieb, würden sie Lukas nicht erkennen, wenn er in Armeslänge vorbetrieb.

Erkmar watete in den Fluss bis er knietief im Wasser stand. Es war zwecklos. Lukas blieb verschwunden. Erkmar benahm sich seltsam. Anstatt zurückzukommen, strich er die Ärmel zurück und hielt seine Hände in die Schwaden aus Dunst. Er streckte die Arme aus und wackelte mit den Fingern: „Der verdammte Nebel ist warm. Das Wasser auch. Oben ist es kalt, aber der Fluss fühlt sich an wie im Sommer.“ Er drehte sich um: „Komm her! Probier es aus. Es ist angenehm.“

Jorinda näherte sich dem Wasser, es war so eisig, wie es aussah. Ungläubig wich sie zurück und rückte ein Stück zur Seite, als Erkmar ans Ufer kam, sein Schwert in den Sand warf und sich auszog. Es packte sie gutgelaunt und riss ihr den Pelz von der Schulter: „Komm, du kannst mir glauben. Ich bin der einzige hier, der blind ist, wenn es spukt. Ich bin nur ein dummer Schmiedeknecht. Wenn ich dir verspreche, dass es warm ist, dann sage ich die Wahrheit.“

Jorinda zögerte. Sie war befremdet, Erkmar blieb normalerweise vernünftig. Seine Augen bekamen eine seltsame Färbung, er lächelte sie an, wie sie es überhaupt nicht kannte. Er schien zu ahnen, was sie dachte und schob es auf Gundolf und die Römer: „Mach dir keine Sorgen. Wenn Lukas feststellt, dass das Ufer leer ist, dann ist

wirklich keiner da. Du hast gehört, was deine Mutter dazu sagt. Wenn Eira ihm vertraut, dann können wir aufhören, an seiner Fähigkeit zu zweifeln.“

Sehr langsam zog Jorinda den Arm aus ihrer Kutte: „Wunderst du dich nicht, dass alle weg sind?“

„Ein paar sind dageblieben. Sie hängen an ihren Gerstensäcken. Sie lassen sich lieber selber rösten, als ihr Getreide und ihren Hausrat aufzugeben. Die meisten sind im Wald. Die einen auf der Flucht in die Verstecke, die anderen warten in den Sümpfen auf die Römer.“

„Hat Gundolf einen Plan?“

„Hat er und er denkt, dass es funktioniert. Er hat einen Hinterhalt im Sumpf, die alte Technik, aber gut vorbereitet. Der Schmied ist dabei und gibt ihm Ratschläge, auf die Gundolf nicht von selbst gekommen wäre. Die Römer werden in Schwierigkeiten stecken.“

„Du glaubst, dass es gutgeht?“

Erkmar fror: „Wenn es keinen Verräter gibt, können wir hoffen, dass ein paar von uns am Leben bleiben. Ich denke nicht, dass es viele sind und Gundolf gehört wahrscheinlich nicht dazu.“

Er grinste, dabei sprang er wie ein junger Ziegenbock in die Höhe, dann scharrte er mit den Füßen: „Was ist? Kommst du? Ich will vor dem Blutbad schwimmen gehen, solange ich noch Arme und Beine habe und rudern kann.“

Er lachte: „Renn weg, wenn du keine Lust hast. Sonst trage ich dich in den Fluss und werfe dich ins Wasser.“

Ehe Jorinda denken konnte, lief sie flussabwärts davon. Sie hörte seine Schritte im Sand und schlug eine Haken wie ein Hase auf der Flucht. Er sah es voraus und schnitt ihr den Weg ab. Als er sie erwischte, rutschten sie beide aus. Wieder sah sie das seltsame Licht in seinen Augen. Er hielt sie kurz am Boden, dann ließ er sie los und strich ihr behutsam die Haare aus den Augen:

„Du musst das selber wollen. Ich trage dich rein, aber nur, wenn du es wirklich möchtest. Du kannst auch am Strand auf mich warten und dabei das Schwert mit den Händen wärmen bis ich wieder da bin.“

Der seltsame Blick zerfloss und zurück blieb der Erkmar, den sie kannte. Er zog sie hoch. Sie schüttelte den Kopf und lächelte erleichtert:

„Ich komme mit, wenn du vor mir untertauchst. Du kannst im Wasser auf mich warten. Ich bin nicht krank. Ich will alleine laufen.“

Sie verfolgte ihn mit den Augen, als er über den Sand sprang. Sie sah, wie der Nebel seine Umrisse aufnahm, um ihn schließlich zu verschlucken. Sie hörte das Wasser, als er mit wenigen Zügen vom Ufer wegschwamm. Dann wurde es still, denn er war getaucht. Wahrscheinlich hätte sie im Sand auf ihn gewartet, doch es dauerte sehr lange, bis er wieder hochkam. Die Ungewissheit besiegte ihre Scheu. Sie spürte das Eis an den Füßen, als sie am Ufer noch einmal anhielt. Dann rannte sie los und die Kälte erstickte jedes Gefühl. Sie hörte, dass sie schrie. Sie erschrak über den schiefen, zu hoch geratenen Klang der eigenen Stimme. Gerade, als sie dachte, dass sie in eine eisige Starre fiel und versank, stieß sie gegen Erkmar. Sie wurde noch einmal kurz in die Luft gehoben, holte verzweifelt Atem, dann zog er sie nach unten. Sie klammerte sich fest, weil sie nicht mehr in der Lage war, zu schwimmen.

Das Wasser wärmte sie. Erkmar ließ sie frei und je tiefer sie sank, desto angenehmer wurde die sanfte Strömung. Der Krampf in ihren Armen ließ nach. Sie ruderte, um das Gleichgewicht zu finden. Das Ufer neigte sich steil nach unten, Jorinda hatte nicht geahnt, dass der Fluss so tief war. Im Sommer tauchte sie, an den meisten Stellen erreichte man den Grund. Grüne und braune Pflanzen bewegten ihre langgestreckten Blätter. Erkmar lächelte, aus seiner Nase kamen Blasen, seine Haare trieben in die Höhe. Er zeigte auf einen hellen Fleck, der zwischen den Wasserpflanzen glänzte. Das schwache Licht von oben änderte die Richtung. Wie bei einem Spiegel zerbrach es in einen Kranz aus Strahlen. Mit einer vorsichtigen

Armbewegung zerteilte Jorinda das Seegras, um nachzusehen, was sich dort verbarg. Vielleicht hatten sie den Dolch entdeckt, dann mussten sie überlegen, wo sie ihn verstecken konnten.

Erkmar schwamm vorbei, er streifte ihren Rücken. Er schob das verschlungene Pflanzengitter auf die Seite. Mit der Hand tastete er nach dem glänzenden Gegenstand, während Jorinda die langgestreckten Blätter festhielt, damit er genügend sah. Erkmar schob sie vor die Öffnung. Sie starrten zusammen in das Dämmerlicht. Im trüben Wasser erkannten sie eine Höhle in der Flusswand, vor der Höhle stand ein Fisch. Er bewegte die Kiemen, hinter dem Kopf hob sich der Rücken zu einem flachen Buckel, an dem das Licht brach. Der Fisch war groß und erwiderte ihren Blick. Seine Schnauze erinnerte an den Schnabel einer Ente, er öffnete das Maul, in seinem Unterkiefer glänzte eine Reihe messerscharfer Zähne. Erkmar bewegte die Hand. Er löste die Finger von den Schuppen, die er für Metall gehalten hatte und zog sich zurück. Jorinda überlegte, ob sie versuchen sollte, die Pflanzenmauer wieder zu verschließen, damit der Fisch verstand, dass sie ihn in Ruhe ließen. Der Fisch bewegte das Maul, es sah aus, als würde er lachen. Dann schlug er mit der Schwanzflosse an den Stein, Algen und Schlamm verteilten sich und das Wasser wurde dunkel. Jorinda brauchte Luft. Sie spürte die Bewegung, als der Fisch zwischen ihnen davonschoss. Der Fisch gab ihr einen Stoß, er war so groß wie ein ausgewachsener Hund. Sie verlor die Richtung. Auf einmal wusste sie nicht mehr, woher das Licht kam. Erkmar taumelte. Der Fisch fiel ihn an und er musste kämpfen, damit er freikam. Der Fisch hinterließ einen Wirbel in der Strömung. Erkmar zerrte ihn an den zugewachsenen Rand und presste ihn gegen den Felsen. Jorinda folgte den Blasen. Sie musste Atem holen, sonst würde sie Wasser schlucken und ertrinken. Sie konnte die Oberfläche sehen, sie erkannte sogar die Ringe der zerplatzenden Regentropfen, trotzdem verließ sie die Kraft. Sie wehrte sich und kämpfte, aber sie sank dennoch immer tiefer. Das Wasser drückte gegen die Augen und gegen ihren Mund. Sie verlor die Kontrolle über die Bewegungen ihrer Arme.

Dann bäumte sich etwas auf, sie wurde rücksichtslos gestoßen und eine fremde Kraft fasste nach ihren nutzlosen Beinen. Sie erhielt einen Schlag und raste durch das Wasser, das plötzlich eisig kalt war. Als sie die Oberfläche durchbrach, ritzen ihr winzige Eiskristalle Löcher in blaugefrorene Haut. Sie merkte es kaum, Hauptsache, sie konnte atmen. Sie fiel kurz vor dem Ufer in das seichte Wasser. Das letzte Stück kroch sie auf den Knien. Sie blieb liegen, spuckte Algen und Wasserlarven auf den Tang über ihren Armen und blickte auf den Fluss. Ohne große Überraschung sah sie, wie eine spitze Welle aufstieg. Die Welle bog sich, Jorinda hörte einen Schrei und tiefes, wutentbranntes Rauschen. Dann schlug Erkmar neben ihr im Sand auf. Er lag mit angewinkelten Armen auf der Seite. Sie kroch zu ihm. In seinen Haaren hingen kleine Fische. Seine Faust umklammerte eine Wasserschlange, die sich ärgerlich hin und her wandt und ihn mit ihrem freien Kopf in den Knöchel biss. Sie blies über seine Finger und bog die verkrampfte Faust auf. Die Schlange hob den Kopf, dann schoss sie wie ein Pfeil zum Wasser und fuhr in die nächste Welle. Man sah einen langgezogenen Lichtstrahl, der in die Tiefe stürzte.

Jorinda zog ihr Hemd an. Der Herbstwind strich um sie herum, der Regen floss über ihr Gesicht und wusch ihr das Flusswasser aus den Haaren. Ihr war kalt, aber es war nicht besonders wichtig. Sie rieb Erkmar trocken, bis er rot war. Sie hatte keine Angst, sie wusste, er würde sie nicht verlassen. Endlich streckte er sich, sah sie an und das Verständnis kehrte langsam zurück. Er betrachtete seinen Knöchel. Dann krümmte er sich und erbrach eine Mischung aus Tang und braunem Wasser. Jorinda hielt ihn fest, er lehnte den Kopf an ihre Schulter. Sein Atem wurde ruhig. Er stand auf und trug sie an den Rand der Böschung, wo ihre Kleidungsstücke sein Schwert vor dem Regen schützten. Er stellte sie auf den Sand. Seine Hand suchte die Wirbel in ihrem Rückrat und wärmte sie unter ihrem nassen Hemd. Als er tiefer ging, kam sie ihm entgegen. Sie stand auf den Zehenspitzen und wollte, dass er sie ganz umschloss. Er drehte sie um und hielt sie mit einer Hand am Bauch fest. Die andere Hand erkundete ihren Körper. Seine Handfläche schabte auf ihrer Oberfläche

wie eine flachgehämmerte Messerklinge und wanderte über ihre Haut. Sie hinterließ eine Nachricht, vor der sie erschrak. Sie beugte sich dem Sand entgegen. Mit den Armen stützte sie sich gegen einen Haufen Steine. Plötzlich hatte sie Angst. Er spürte es und zog sie zurück, bis sie wieder aufrecht stand. Sie begann zu zittern. Sie versuchte, sich zu beherrschen, aber das Heulen aus dem Keller kehrte zurück, sie war dagegen machtlos. Erkmar zog sie an, als wäre sie ein kleines Kind. Er strich ihr die Haare hinter die Ohren und zeigte sein vertrautes Grinsen: „Wir waren zu schnell. Wenn du dich fürchtest, müssen wir warten. Dann müssen wir den Krieg überleben, damit wir später wirklich dazu kommen.“

Sie warteten auf Lukas. Sie waren sehr besorgt, aber da sie selbst gesehen hatten, wie sich der Fluss verändern konnte, glaubten sie, dass gerade Lukas damit zurechtkam. Er tauchte wie ein Biber, doch das hätte ihm nicht geholfen, wenn er in die bodenlose Tiefe einsank. Wenn er selbst hineinschwamm, bestimmte er den Weg. Sie vertrauten ihm und hofften, dass er sie nicht vergaß und rechtzeitig zurückfand. Der Gedanke, dass sie ihn suchen mussten, war bedrohlich. Je länger sie warten mussten, desto größer wurde ihre Furcht vor dem Nebel und das Misstrauen gegen den heimtückischen, verführerisch warmen Fluss. Sie hockten in der Kälte und harrten aus und am Ende zeigte sich, dass sie sich nicht irrten. Er kam wirklich zurück.

Ein Wasservogel landete im Nebel, man hörte, wie das Wasser unter seinen Füßen aufbrach. Er schlug mit den Flügeln. Dann änderte sich die Geschwindigkeit, mit der er sich bewegte. Die Geräusche zeugten von Panik. Sie sahen, wie er wieder aufflog, ihm folgte ein Schweif aus zerfetzten Federn. Der Dunst wurde blasser. Lukas kam aus dem Schilf und der Teppich aus Nebelbänken zerriss vor seinen Füßen. Er sah, wie sie am Ufer hockten und lachte sie aus:

„Wasserratten aus Stein, die nicht schwimmen können! Das sieht wie ein Fluch aus. Die Moorfrau hat euch erwischt, ich frage mich, wann sie das geschafft hat. Sie hat

die ganze Zeit geschnarcht, während ich die Verstecke geplündert habe, weil ich wissen wollte, ob sie den Dolch hat.“

Erkmar stand auf und bewegte die steifen Arme: „Und? Hast du ihn gefunden?“

„Ja, und ich habe ihn dort unten so versteckt, dass ich kaum noch weiß, wie man ihn wiederfindet!“

„Wozu? Willst du die Moorfrau damit stechen, wenn sie dich geopfert haben?“

„Sie werden uns nicht kriegen. Ich laufe ihnen ganz sicher weg, da unten am Grund ist es mir zu dunkel. Es gefällt mir nicht. Alles, was sie dort hat, sind ihre Fische. Die glotzen und spucken Blasen.“

„Die Fische haben wir erlebt. Wenn du so weiter machst und unterwegs in die Sumpflöcher steigst, kriegen sie uns bestimmt. Du hättest dir den Weg ersparen können, sie schicken dich bald zurück.“

Lukas wurde ernst: „Deshalb bin ich hier. Wir müssen weg, ich höre, dass jemand kommt.“ Er suchte seine Sachen, hob den Speer auf und lief ohne weitere Erklärung stromabwärts davon. Sie verloren ihn aus den Augen, denn er verschwand im Sumpfstreifen zwischen den hochgereckten Dolden im Schilf. Erkmar und Jorinda wechselten einen Blick, Jorinda zuckte mit den Schultern. Sie kannten Lukas lange genug, um zu wissen, wann sie ihm vertrauen mussten.

Der Weg führte sie hinter der Mündung eines Nebenflusses durch ein verzweigtes Netz von Bächen. Sie waren nur selten als Wasserlauf erkennbar, die meiste Zeit sah man höchstens eine Strömung im Sumpfwasser zwischen den abgeknickten Stämmen der toten Bäume. Sie liefen schnell, auf diese Weise verlor sich der letzte Rest von Kälte. Beide blickten zur Seite, als sie an einem Pfahl vorüberkamen, der schräg aus dem Wasser ragte und den Sumpf mit zwei halbvermoderten Köpfen überblickte. Der Wind bewegte die ausgebleichten Fasern, die an den Nägeln hingen, die der Rost noch nicht aus dem Holz gefressen hatte. Sie wussten nicht, wann der Pfahl in den Sumpf geschlagen wurde, aber sie verstanden, wozu er diente.

Als sie ihn weit genug hinter sich gelassen hatten, machten sie eine kurze Pause. Sie tranken Wasser aus einem Bach, der an dieser Stelle von den Hügeln herabkam.

Erkmar erkannte den Weg:

„Lukas läuft in das Versteck seines Vaters. Er führt uns in die Höhle, wo der Schmied tagelang allein bleibt, wenn er Dinge ausprobiert, die niemand beobachten darf. Er hat mich manchmal mitgenommen, damit ich bei seinen Vorbereitungen helfe, aber wenn er dann wirklich anfing, hat er mich fortgeschickt.“

„Und du bist nie zurückgegangen?“

„Du meinst, ich hätte mich versteckt und heimlich zugesehen, was er macht?“

„Ich denke, ich hätte es vielleicht versucht.“

„Er hat mir viel gezeigt. Er hat mich nie misshandelt. Aber ich hätte niemals gewagt, mich gegen seinen Willen aufzubauen. Noch nicht einmal in Gedanken oder in einem Traum.“

„Mir hat er versprochen, dass er mich in die Höhle mitnimmt, wenn er die Mühle fertig hat. Ich habe ihm aber nie geglaubt, dass er wirklich eine Mühle baut. Das passt nicht. Er denkt, die Körner zerquetschen sich selbst und das Bier kommt aus dem Brunnen.“

„Wenn er wirklich will, überschwemmt das Bier die Gärten und die Schwerter wachsen auf den Feldern wie die Zwiebeln.“

„Warst du dabei, wenn er solche Dinge heraufbeschwört?“

„du meinst Trolle und Totengeister, die seine Arbeit machen? Und anschließend bringen sie den Sumpf zum Brennen, damit er besser sieht, wie sie um die Bäume fliegen?“

„Ja, vielleicht. Vielleicht nicht gleich Gespenster, aber etwas in dieser Art.“

„Ich weiß es nicht: Es gibt Dinge, die er mir beibringt und andere, die macht er einfach und versucht gar nicht erst, zu erklären, was dabei passiert. Er redet mit sich selbst. Oder mit den Geistern. Keine Ahnung. Jedenfalls hatte er noch nie einen Troll am Blasebalg, das überlässt er mir.“

Sie hörten Lukas aus dem Sumpf, er jagte die Wasservögel und erschreckte sie mit Geheul. Sie sahen einen Pulk von Enten, der aufgeschreckte Schwarm flog unter den schweren Regenwolken zum Fluss. Lukas saß auf einem abgestürzten Baumstamm, neben ihm lag ein toter Vogel. Er wollte weiter. Sie folgten dem Knüppeldamm, den außer ihnen nur noch Eira kannte und als er zu Ende war, sprangen sie über eine Kette von kleinen, künstlich angelegten Inseln, die man nur entdeckte, wenn man wusste, wo sie sich befanden. Die Höhle empfing sie mit feuchter Finsternis. Der vordere Teil war leer, bis auf ein paar träge Fledermäuse wirkte alles verlassen. Hinten gab es einen Durchgang. Er lag so weit über dem Boden, dass man ihn nur erreichte, wenn man über die Felsvorsprünge nach oben stieg. Man fand nur Halt, wenn man wusste, wo man suchen sollte. Wenn man die Stufen kannte, war es sogar einfach. Oben öffnete sich eine Kuppel, in der ein Eichenbaum Platz gefunden hätte. Durch einen seitlichen Felsspalt hörte man das Wasser aus einem unterirdischen Flussarm. Ein kalter Luftzug vertrieb den Geruch von Moder, ganz weit oben sickerte Licht durch eine Ritze, in der die Wurzelenden der Bäume ins Leere hingen. Vor dem Felsspalt stand der Schmiedeofen. Es gab einen Blasebalg, aber die Züge nutzten vor allem den Luftstrom. Daneben war eine Vertiefung in den Untergrund geschlagen. Die abgebrochenen Reste einer Lehmwand ragten aus dem runden Loch. Ein Ascheberg und ein Haufen Schlacke lagen vor der Felswand. Hier zogen sie den Schmelzofen in die Höhe, wenn sie Eisen brauchten. Das kleingehackte Erz wurde mit der Holzkohle aufgeschichtet, die glühende Schlacke floss aus. Erkmar untersuchte die übrig gebliebenen Klumpen. Während der Ofen brannte, hing über seiner oberen Öffnung eine gleißende Feuerkrone. Wenn sie fertig waren, mussten sie ihn in Stücke schlagen, damit sie das Eisen fanden. Der Schmied arbeitete mit verschiedenen Erzen, die er sammelte oder kaufte, je nachdem, was sie haben wollten, veränderte er die Mischung. Erkmar erfuhr nur zum Teil, woher die Steine stammten, aber er wusste, worauf es ankam. Das Erz unterschied sich in der Farbe und entwickelte einen eigenen Geruch, wenn man es eine Weile in der Hand hielt. Je kleiner die Stücke waren, desto weniger Mühe hatte

man später mit dem Hammer. Jetzt verstand Jorinda, was der Schmied mit einer Mühle meinte: Er baute an einem Apparat, mit dem er das Eisenerz zu Mehl zerkleinern konnte. An Weizen oder Gerste dachte er überhaupt nicht.

Lukas hielt sich abseits. Er hatte die Feuerstelle neben dem Herd gefegt und rupfte seine Ente. Der Abzug lag so weit oben, dass sie sich keine Sorgen machen mussten, dass sie der Rauch verriet. Erkmar brachte Holz. Er zeigte Jorinda die Säcke, in denen der Schmied Getreide und Trockenfisch aufbewahrte und einen Korb verschrumpelter Äpfel vom Vorjahr. In einer kostbaren, fremden Schale schimmelte ein Haufen Kastanien. Es gab zwei hohe Krüge, aber sie waren leer. Ein großes Bronzebecken lehnte schräg unter einem Vorsprung, über den das Wasser aus einer unsichtbaren Quelle ablief. Es hatte ein Loch, das Wasser verwandelte den Lehm auf dem Boden in Morast und versickerte in der Tiefe. Man konnte den Lehm mit den Händen zusammenscharren und Erkmar schmierte ihn gedankenverloren in die Risse der Außenwand des Ofens. An der Felswand stand ein aufgebockter Wagen. Er war mit Reisig bedeckt, auf dem Reisig lag ein römischer Teppich. Erkmar wühlte in einer Kiste und fand eine schwere Decke aus gewebter Wolle und ein großes Fell. Er warf das Fell auf den Wagen. Die Decke legte er Jorinda wie einen Mantel um die Schultern. Dann rollte er die abgelösten Wagenräder aus dem Weg und grub mit dem Fuß im Staub. Er drückte Jorinda ein Knochenkästchen in die Hand und verschloss ihre Faust mit seinen Fingern:

„Der Wagen ist sein Bett, da könnt ihr schlafen. Ich werde nicht bleiben, ihr müsst alleine warten. Eira will, dass ihr hier bleibt, bis es vorbei ist. In der Schachtel ist ein Gift, von dem man einschläft und hinterher erscheint alles nicht deutlicher als ein Albtraum. Man vergisst, wo man war und was passiert ist. Der Schmied benutzt es für seine Kunden, wenn er sich mit ihnen über die Preise streitet. Wenn sie euch finden, musst du sie damit füttern, dann vergessen sie euch und ihr entkommt. Lukas wird sich zu helfen wissen.“

Jorinda fuhr mit der Fingerspitze über den geschnitzten Knochen:

„Ich werde das selber nehmen, wenn du fortgehst. Ich weiß, du willst zu den Römern. Sie bringen dich um.“

„Wenn ich tot bin, kannst du alles machen. Du bist mich los, sobald die Wölfe meine Därme fressen. Jetzt bin ich noch am Leben und ich will, dass du deiner Mutter gehorchst.“

„Bist du mein Onkel oder mein großer Bruder? Hast du mich gekauft? Muss ich jetzt alles machen, was du mir vorschreibst?“

„Ich bin der Knecht von meinem Meister. Ich habe keinen Willen.“

Er zerrte das Fell auseinander und rüttelte an dem Wagen, damit er fest genug auf den Böcken stand: „Die Tochter seiner Frau ist für mich ein wertvoller Gegenstand, den ich gut verstecken soll. Das hier ist ein Totenwagen, da bist du sicher, keiner wird dich anfassen, wenn sie sehen, dass du dort schläfst. Wenn der Meister betrunken ist, erzählt er, wie er auf dem Wagen im Grab lag und unter seiner Haut haben die Würmer Krieg geführt und Frieden geschlossen. Ich habe gelacht, ich dachte, dass er Spaß macht.“

Lukas schlenderte durch den Raum, er betrachtete die verborgene Werkstatt seines Vaters. Er spielte mit dem Hammer, bewegte den Blasebalg und roch an den Schmiedezeugen. Er schleppte eine schwere Zange zur Feuerstelle, um die Ente in der Glut zu wenden. Das Feuer zischte, weil die Ente fett war. Danach saß er auf einem schwarzen Stein, der im vorderen Teil der Höhle herumlag. Er legte die Hände auf die Oberfläche, es war, als würde er mit den Fingern hören. Es gefiel ihm nicht: „Was ist das? Wozu braucht er dieses Ding in seiner Höhle?“

Erkmar suchte Salz. Es fand es unter einem Deckel aus eingegrabenen Dämonen: „Dein Vater sammelt abgestürzte Sterne. Ich habe mir vorgestellt, dass die Sterne nach dem Absturz weiter leuchten, aber wie du siehst, sind es dunkle Brocken. Wenn man weiß, wie man damit arbeitet, bekommt man ungewöhnlich gutes Eisen. Es ist das Beste, das ein Waffenschmied auf dieser Erde findet.“

Jorinda füllte eine Schale mit Wasser. Sie kostete, das Wasser aus dem Bronzebecken war trinkbar. Sie teilten die angekohlte Ente und rissen die Fasern von den Knochen, obwohl es nach rohem Fleisch stank. Erkmar würgte an einer verschluckten Feder. Lukas schlug ihn, als die Feder endlich freikam, hatte Erkmar einen glasigen Blick und die Tränen liefen bis zu seinem unrasierten Kinn. Jorinda sah Lukas dabei zu, wie er mit den Zähnen die letzten Knorpel löste und an den Entenknochen leckte, bis sie glänzten. Lukas beugte sich vor. Er knurrte und zeigte Erkmar sein Gebiss: „Egal, was passiert, ich fresse jeden, der sich dem Wagen nähert. Kein Grund zum Heulen, ich passe auf Jorinda auf. Ich bin der Totenhund aus der Unterwelt. Ich werde sie beschützen.“

Erkmar rieb sein Gesicht. Er betrachtete die abgenagten Knochen: „Das haben wir gesehen, wie du mit Gundolf umgehst und ihm Angst einjagst. Ich bin nicht sicher, ob er vor dir wegläuft.“

Lukas zog sich zurück. Jetzt starrten alle auf die Knochen, bis es Jorinda zu viel wurde. Sie stand auf und stieß die Knochen auseinander: „Erkmar geht vielleicht zu den Römern. Er denkt, dass es besser ist, wenn die Römer siegen.“

Lukas schwieg. Erkmar drückte ihn kurz an der Schulter, dann sprang er in den vorderen Teil der Höhle. Seine Schritte knirschten im Steinschutt. Am Ausgang zögerte er, dann verschwand er im Wald. Lukas spielte mit den heruntergebrannten Flammen. Jorinda war auf einmal schrecklich müde. Sie stieg gehorsam auf den Wagen und obwohl es endlos viele Fragen gab, weigerte sich ihr Kopf, zu denken. Sie wickelte sich in die Decke. Die Umgebung verschwamm mit dem Zwielight einer Landschaft, die sie noch nie gesehen hatte, dann war sie eingeschlafen. Später kroch Lukas in ihre Nähe. Er stützte sich auf die Wagenräder und wartete darauf, dass die Fledermäuse erwachten und ihm mit ihren sorglosen Pfiffen die Langeweile vertrieben.

Der Krieg

Kurz bevor der Fluss einen breiten Bach aufnahm, verbog sich sein Lauf zu einer Schlinge, in deren Mitte ein paar krumme Bäume ihre Wurzeln in den Boden krallten. Irgendwann einmal hatten hier Schiffe gelegen, man fand noch immer vermoderte Planken und Reste von altem Werkzeug. Die Römer nutzten den Platz, wenn sie mit der Flotte kamen. Sie gruben sich ein und warfen einen Wall auf. Der Sand blieb fest, auch wenn die Ufer im Frühjahr im Sumpf versanken. Wenn es keine Römer gab, nisteten Sandschwalben in den alten Wällen, auf den verkrüppelten Zweigen brüteten große Wasservögel. Die Baumstämme leuchteten im Nebel, der festgetrocknete Kot der Vögel umschloss sie wie eine glänzende, weiße Haut. Die Erbauer der Schiffe hatten haufenweise Steine zusammengetragen. Sie hatten einen Hügel aufgeschichtet, den man zu ihrer Zeit erkennen konnte, lange bevor das Schiff in die Flussbiegung einfuhr. Jetzt gab es davon nur noch Reste, doch manche Steine hatten die Größe von Felsen, andere trugen seltsame Zeichen, die niemand verstand. Wenn man unter ihnen im Sand grub, stieß man auf Scherben und Knochenreste, manchmal auf Gold. Das Gold war wertlos. Niemand wollte es haben. Man erkannte es an kleinen, eingestanzten Hirschen. Es hieß, dass es nach wenigen Tagen zu Schlamm zerfiel und wer es nicht früh genug wegwarf, ertrank in den Sümpfen.

Die Römer hatten die Steine rücksichtslos auseinandergerissen. Sie suchten die kleineren heraus und verdichteten damit die Füllung ihrer Wälle. Die großen hatten sie aufgeschichtet, sie bildeten auf der Innenseite eine Brustwehr, von der aus die Legionäre ihre Speere werfen konnten. Gundolf stand auf einem Felsstück und betrachtete die zugewachsene Erhebung. Wenn man nicht wusste, woher sie kam, konnte man sie für eine Düne halten. Er versuchte, abzuschätzen, wie viele Männer an dem Bau gearbeitet hatten. Es waren auf alle Fälle mehr, als er zusammenbringen konnte, selbst wenn er davon ausging, dass Plinius schwere Steine schleppte. Hätte er genügend Leute, würde er die Wälle neu errichten. Boten hatten berichtet, dass dort, wo der Fluss durch ein Netz von Seitenarmen ins Meer floss, eine Flotte aufgetaucht

war. Die Schiffe waren mit Katapulten bewaffnet und trugen schwer gerüstete Soldaten ins Innere der Wälder. Wenn man sie aufhalten wollte, hatte man hier den Ort, den man dafür brauchte. Zumindest konnte man sie daran hindern, dass sie sich erneut für einen ganzen Winter direkt vor dem eigenen Jagdgebiet in die Erde gruben und die täglichen Streifzüge in ein kräftezehrendes Ver-steckspiel verkehrten, bei dem man kaum noch Beute einfing und am Ende selbst in der Falle festsaß.

Man musste die Schwierigkeiten in Stücke schneiden. Im Augenblick reichte es gerade, um die Strafexpedition im Sumpf zu beenden. Gundolf hoffte, dass die Flotte diesmal vorüberfuhr. Wenn sie im Frühjahr zurückkehrte, waren sie vielleicht schon in der Lage, den Fluss zu sperren. Wahrscheinlich zogen die Römer diesmal zu den längst besiegten Kelten. Man musste nur auf der Lauer liegen, um sie auf dem Rückweg abzufangen. Das, was sie dort in den niedergebrannten Dörfern raubten, würden sie hier mit zusammengeketteten Füßen in die Wälder schleppen. Dann würden ihnen die Hexenweiber die Krallen in den Rücken schlagen und sie würden von selbst in die Sümpfe laufen. Gundolf würde ihren Reichtum teilen. Er würde sehr genau überlegen, wen das keltische Gold dazu brachte, ihm einen Eid zu schwören und wen er durch Feuer und Geiseln zwingen musste, bis er nachgab.

Bisher waren das weit entfernte Wünsche. Jetzt sah er dabei zu, wie die Knechte aus dem Dorf die Reste der römischen Wälle zusammenschaukelten und in große Körbe luden. Sie trugen die Körbe durch das Mündungstal des Baches in den Wald. Oben verschloss der Schmied das Bachbett. Er staute das Wasser mit einem Damm, der das Tal verriegelte und bis auf die Uferhänge ausgriff. Außen bestand die Mauer aus Flechtwerk, ausgefüllt mit den heraufgeschleppten Steinen. In der Mitte gab es eine Schleuse aus zusammengeschnürten Stämmen, die der Wasserdruck in den Abgrund reißen würde, sobald man die Seile durchschnitt. Der schmale Streifen zwischen dem Uferhang und dem versumpften Flussrand war jetzt gerade fest genug, um den

Durchzug gepanzerter Männer zu tragen. Für die Pferde war es mühsam, aber sie kamen frei, wenn sie mit den Hufen im Schlamm versanken. Wenn das gestaute Wasser niederstürzte, war es damit vorbei. Dann würde die erste Welle dafür sorgen, dass niemand auf den Beinen blieb. Die kurzen Römerspeere würden wertlos im Wasser treiben, weil den schwimmenden Männern die Kraft zum Schleudern fehlte. Wenn das Wasser abfloss, würde der Grund als bodenloser Schlamm die eisernen Beinschienen der Legionäre in die Tiefe ziehen. Kaum jemand würde es lebend bis vor den Sandhügel der alten Befestigung schaffen. Der Weg dorthin war versperrt. Ein Verhau aus frisch geschlagenen Stämmen verschloss den Ausgang. Den Rückzug würden sie verriegeln, sobald die Kohorte den Uferstreifen erreichte und ihre Marschordnung auseinander fiel, weil der Platz zu schmal war, um sich gegenseitig zu decken. Dann würden sie Speere von oben werfen und zusehen, wie die verletzten Römer im Schlamm erstickten. Später würden sie Gräben ziehen und hoffen, dass das Wasser schnell genug sank, damit sie plündern konnten, bevor die römische Flotte herankam.

Gundolf war ungeduldig. Er wollte sehen, wie der Schmied mit seinem Bauwerk vorankam. Das Verhau an der Wasserschleife war fertig. Der Hinterhalt, der im Rücken der Kohorte den Fluchtweg verlegen sollte, war gut vorbereitet und würde nach wenigen Axtschlägen als unüberwindliches Hindernis auf den schmalen Durchgang stürzen. Dann konnten die Römer nur noch hoffen, dass ihr Totengott die Tore aufriss, damit sie auf die andere Seite kamen, ehe sie die Hand der Moorfrau spürten. Gundolf musste grinsen. Er wusste, die Römer waren keine alten Weiber, aber wenn sie auf dem Rücken lagen und mit den rot gefrorenen Beinen zuckten, waren sie lächerlich. Er sah den sinnlosen Mut, mit dem sie die Zähne zusammenbissen, ehe er zustieß. Er hörte selten eine Bitte und fragte sich, ob sie in ihrem Hochmut glaubten, dass er keine Seele hatte. Es war gut so, es war einfach. Der Sumpf war ein tiefes Grab. Er schloss sich über seiner Beute, die Blätter auf der Oberfläche lösten sich im trägen, dunkelgrünen Wasser. Selbst wenn die Römer

später für eine Straffaktion zurückkamen, würden sie nicht erkennen, was passiert war.

Gundolf folgte den Knechten, die mit ihren Körben voller Steine langsam den Hang nach oben krochen. Es war so glatt, dass er auch ohne Last nur schwer vorankam und in die Äste griff, um nicht zu rutschen. Der Bach war nur noch ein dünnes Rinnsal. Auf den bloßen Steinen glänzte Eis. Das Wasser rauschte nicht, es lief wie Pferdepisse aus dem Stallmist, wenn man ihn mit der Gabel aushob. Von oben hörte man eine Axt und dann einen niederstürzenden Baum und die Leute, die mit dem Schmied dabei waren, den Staudamm endgültig zu verschließen. Auf halber Höhe gruben ein paar junge Kerle an einem Netzerk von Kanälen. Dort stand Erkmar. Er schichtete Steine auf und prüfte, ob sie locker aufeinander saßen und herunterfielen, wenn er ihnen einen Tritt gab. Die Steine hatten die Größe von Menschenköpfen, sie waren überwiegend rund. Wenn Erkmar fand, dass sie zu träge aus der Mauer kippten, warf er sie auf die Seite. Die Knechte mit den vollgeladenen Körben ließ er unbehelligt vorbei, aber als Gundolf der Pfad hinaufstieg, traf ihn der Schlamm, der mit dem Einschlag hochflog.

Gundolf fluchte. Er verstand, dass es nicht so gemeint war, dass er getroffen wurde. Doch dieses Wissen kam auf dem schmutzigen Weg an, der ihm so verhasst war. Es wirkte wie Gift. Er wusste nicht, ob er selbst die Kontrolle verloren hatte und im Schreck zwischen fremde Gedanken geriet oder ob er wieder einmal gezogen wurde, ohne zu begreifen, in welche Richtung. Der Schmied sprach oben mit den Männern, Gundolf hörte ihren tiefen Schrei, als sie den Stamm gemeinsam in die Höhe stemmten, um ihn zum Damm zu tragen. Erkmar interessiert sich ausschließlich für die Steine, er war das Gegenteil von einem Geist, der heimlich aus dem eigenen Kopf kroch. Als wieder ein Stein in den Schlamm fiel, machte Gundolf halt und warf ihn zurück. Erkmar wirkte überrascht, er ging leicht in die Knie, als er den Stein aus der Luft fing. Er wog ihn in der Hand und trat im Schlamm herum,

bis er Halt fand: „Was soll das? Willst du üben? Soll ich dir vormachen, wie man trifft?“

Gundolf schüttelte den Kopf. Der Schmutz kam nicht von Erkmar. Erkmar zeigte seinen Abscheu: „Sind wir fertig? Hat du nichts zu tun? Hast du Langeweile, weil die Römer immer noch nicht hier sind?“

Gundolf stützte sich mit dem Speer ab, um den nächsten Vorsprung einigermaßen sicher zu erreichen. Er griff in den Schlamm, die feuchte Erde klebte schwer an seinen Fingern: „Sie sind zu langsam. Mir fehlt es an Geduld. Sie schleppen ihren Tross durch den Sumpf, obwohl sie dieses Zeug niemals wieder brauchen. Sie könnten es stehen lassen, wir würden es auch alleine finden. Deine Steine werden die Lasttiere treffen. Es ist schade um die Esel.“

Erkmar warf den Stein weg: „Es ist schade um die Raben, die sich an uns überfressen werden und krepieren.“

Gundolf sah die flache Mauer und die Gräben, die das Wasser zusammenführten, damit es die Steine forttriss: „Ich sehe uns noch nicht als Futter. Wenn das, was ihr gebaut habt, tatsächlich funktioniert, versinken sie im Moor.“

„Hast du mal überlegt, was passiert, wenn ihre Kundschafter unbemerkt in die Nähe kommen? Oder wenn es ihnen gelingt, jemanden zu zwingen, dass er alles verrät?“

„Wer soll das sein? Hast du dich im Geheimen dafür gemeldet?“

„Vielleicht ich, vielleicht einer von deinen Männern. Vielleicht jemand von den Alten, die bei den Göttern darum bitten, dass dich bald ein Speer trifft. Es reicht, wenn sie wissen, wie man den Sumpf umgeht. Dann kommen sie von oben und wir versinken in unserem eigenen Hinterhalt.“

„Ich habe Leute neben dem Marschweg. Sie marschieren gehorsam gradeaus. Wenn es sich geändert hätte, wäre der Bote schon schon hier.“

„Und wenn sie deinen Boten gerade über den Flammen tanzen lassen?“

„Dann weiß er nichts. Du bist hier. Ich bin hier. Die Männer, die wir brauchen, sind in der Nähe. Dein Meister hilft uns. Irgendein Hirtenjunge kann die Römer nicht hinter dem Sumpf in unseren Rücken führen, ohne dass wir etwas davon merken.“

„Du unterschätzt die Römer. Du unterschätzt ihre Reiterei, das sind Leute aus der Nähe, die kennen die Sümpfe und die Wälder.“

„Und wer fragt dich nach deiner Meinung?“

„Du denkst, dass sich das Verhau von selbst zurechtlegt. Du redest mit mir, weil du nichts zu tun hast.“

So etwas hatte Gundolf tatsächlich gehört. Seine Späher hatten ihm berichtet, dass der Wald vor dem Römerlager umgefallen war, als hätten die Götter mit dem Schwert geübt. Vielleicht waren es wirklich die Götter, dann musste man ihnen mit einem Opfer danken. Leider entsprach auch das, was Erkmar über die Hilfstruppe sagte, der Wahrheit. Ohne die gekaufte Meute aus einheimischen Verrätern, hätten die Römer nie gewagt, die Kastelle zu verlassen. Sie hätten sie nicht einmal errichtet, denn dazu mussten sie die Sicherheit ihrer Kriegsschiffe aufgeben und sich der Heimtücke des fremden Bodens stellen.

Von oben kamen Rufe. Gundolf sah einen seiner Späher, der ihm winkte und mit dem Abstieg begann. Es war klar, was das bedeutete. Die Römer waren in der Nähe, sie waren herangekommen und hatten nicht versucht, auszuweichen oder den Weg zu ändern. Erkmar vergaß das Spiel mit den Steinen. Gundolf fasste ihn am Arm und gab ihm einen leichten Stoß. Erkmar grinste müde, aber als Gundolf das Schwert herausriss und es dem Himmel entgegen hielt, folgte er seinem Beispiel. Der Regen ließ die Waffen glänzen, obwohl der Nebel das magere Licht verschluckte und der Spätherbst die Schatten aus dem Wald trieb. Vorn am Hang versammelten sich die Männer aus der Bande. Die Knechte, die mit dem Staudamm fertig waren, griffen nach den Speeren.

Ein riesiger Krähenschwarm flog über den gebogenen Flusslauf. Die Vögel streiften den Hang, erfüllten den Nebel mit Geschrei und landeten auf den kahlen Bäumen neben dem Ufer. Gundolf warf die Arme in die Höhe. Er brüllte, als sei er mitten zwischen den Raben und kurz davor, sich mit ausgestreckten Flügeln in den Wind zu stürzen. Die Vögel erkannten seine Geste und schienen zu gehorchen. Sie stiegen über den Männern bis an die schwere Wolkendecke, ließen sich fallen und kreisten über dem aufgestauten Bach. In diesem Augenblick brach eine Regenflut aus dem grauen Himmel. Sie ergoss sich durch die vorbereiteten Gräben über den Hang und begrub die letzten Reste festen Bodens unter einer Schlammschicht.

Gundolf stieß Erkmar in den Rücken, rief den Späher und stieg mit ihnen gemeinsam bis nach oben. Dort fanden sie die meisten waffenfähigen Männer aus dem Dorf, dazwischen einige Alte und sogar ein paar Frauen. Die ersten waren bereits im Aufbruch, sie würden der Nachhut den Weg verlegen und dafür sorgen, dass sie nicht im letzten Augenblick zurückblieb. Gundolf sah den Schmied, der offensichtlich zufrieden war. Er hockte auf einem Felsstück und schliff eine fremde Axt. Er sprach mit den Männern aus dem Bautrup. Sie wiederholten die Zeichen, die Befehle und die Reihenfolge in der sie die Dämme durchstoßen sollten. Gundolf hatte verlangt, dass seine Leute Helme und Panzer trugen, größtenteils Beutestücke aus einem alten Raubzug. Nicht alle folgten dem Befehl, vor allem die freien Männer, die nicht zu seiner Bande gehörten, verabscheuten schwere, gepanzerte Bewaffnung. Ihnen fehlte die antrainierte Kraft, die man brauchte, um trotzdem beweglich zu bleiben. Sie verließen sich auf den Schild und ihre Amulette. Sie sahen den Schmied in seinem Mantel. Sie hielten sich an sein Vorbild, obwohl das im Kampf mit den Römern dumm war. Er reparierte die Kettenhemden ohne sie zu tragen. Wenigstens hatten die meisten einen Helm. Wenn die Bande den Ausbruchversuch der Römer in der ersten Reihe auffing, würde die Mehrheit von ihnen überleben. Wenn es den Göttern gefiel, dass die Römer tatsächlich in die

Falle gingen. Wenn sie alle kamen und nicht, wie Erkmar es in seinem schwarzen Traum voraussah, nur die Vorhut ohne die Reiterei.

Erkmar spürte die Unsicherheit in Gundolf. Er kratze an seinem schlechten Schwert herum und fluchte über die billige Waffe: „Damit kann man Rüben hacken, aber niemandem wirklich schaden. Ihr habt vergessen, dass ich heute eine Klinge brauche. Gib mir das Schwert, das mir gehört. Dann gehe ich zurück und überprüfe, ob die Reiterei dabei ist.“

Der Bote stand immer noch herum und starrte Gundolf auf den Mund. Er zerrte an den langen Haaren vor seinen Augen und hatte offensichtlich Angst. Gundolf unterdrückte seinen Ärger: „Hast du gesehen, ob alle kommen? Haben sie die Pferde dabei? Hast du erkannt, wo ihre Reiterei ist?“

Der Junge schwitzte, die Furcht vor den Römern ließ ihn zum Dummkopf werden: „Sie haben viele Pferde. Sie haben sogar Wagen und Frauen und Esel. Aber die meisten laufen. Sie haben eine Trommel und singen.“

„Und die Reiter? Hast du Reiter mit langen Haaren gesehen? Mit solchen verlausten Zöpfen wie dieser hier?“

Gundolf packte die Hand des Jungen und sah, dass tatsächlich eine Laus von den Fingern sprang: „Hast du nur Römer gesehen oder auch andere Männer, die wie wir mit Stiefeln und Hosen im Sattel sitzen?“

„Es waren sehr viele Römer.“

„Und die anderen? Die mit den langen Haaren? Wo waren die?“

„Welche anderen? Meinst du uns? Wir sind hier.“

Erkmar lachte und spuckte in den Schlamm. Gundolf sah sich nach dem Schmied um, doch der Schmied nahm keine Notiz von ihm. Er unterhielt sich mit den Männern und begutachtete fremde Waffen. Dabei pollierte er ungerührt sein Schwert. Trotzdem spürte Gundolf die Spur eines leisen Kitzels zwischen den Gedanken, etwas, das er früher für die späte Folge eines übertriebenen Gelages gehalten hätte.

Gundolf packte den Jungen und dreht ihn um: „Wir gehen zurück. Dahin, wo du herkommst. Ich will das mit eigenen Augen sehen. Erkmar kommt mit.“

Der Junge sah blass aus. Erkmar versuchte, sich zu sträuben: „Ich kann alleine gehen. Ich finde die Römer ohne Führer, lass den Jungen ins Dorf oder in das Versteck zu seiner Familie.“

„Ich frage nicht. Ich sage, dass wir das machen.“

„Du musst bei den Männern bleiben. Deine Bande ist ein tollwütiger Haufen. niemand kann sie an der Leine halten.“

„Dein Meister schafft das. Wir wissen beide gut genug, wie er dabei vorgeht. Gehen wir. Die Beratung ist beendet. Ich will bald zurück sein.“

Sie gingen am äußersten Rand der Hügelkette. Aus den Seitentälern stieg Nebel auf. Er verschlechterte die Sicht, aber er schützte sie auch vor fremden Blicken. Die Kundschafter, denen sie nicht begegnen wollten, erforschten fremdes, feindliches Gelände. Jeder Fuchs war für sie gefährlich. Gundolf, Erkmar und der Junge fanden den Pfad zwischen den Brombeerhecken, blind und bei tiefster Nacht. Der Nebel war auf ihrer Seite, sie trugen ihn wie einen Mantel. Sie hörten die Römer lange, bevor sie etwas sahen. Obwohl es unnötig war, dämpften sie die eigene Stimme. Über ihnen krächzte ein verräterischer Vogel. Der Junge warf einen Stein. Der Nebel verschluckte den Flügelschlag, als der Vogel verschwand. Sie legten sich flach auf das feuchte Laub und warteten auf das Erscheinen der Vorhut. Die Anspannung vor dem Kampf vertrieb das Kältegefühl. Als die ersten Pferde vor den Nebelbänken sichtbar wurden, erkannten sie an der Sprache der Reiter, dass es tatsächlich Verwandte waren. Die Vorhut bestand aus einer Handvoll leichtbewaffneter Männer auf den vertrauten Pferden aus den Dörfern. Dann folgten gepanzerte Legionäre zu Fuß, sie trugen Gepäck an ihren Speeren. Trotzdem traten sie unerschrocken in den Schlamm, der an ihren nackten Beinen klebte und bei jedem Schritt in Klumpen

hochflog. Sie hielten eine Stange mit einem toten Wolfskopf in den Regen, das nasse Fell bewegte sich im Wind.

Erkmar versuchte zu erkennen, wer das Kommando hatte und wo der Rest der Reiterei war. Er stieß Gundolf an, der den Anblick der Römer mit zusammengekniffenen Augen in sich aufnahm, als wären sie eine höhere Erscheinung:

„Siehst du, wo sie ihr Zentrum haben?“

„Vielleicht dort, wo sie den nassen Kadaver durch unser Tal tragen?“

„Warum haben sie einen Wolf und keinen Adler? Ich dachte immer, sie hätten Adler?“

„Vielleicht können sie nur am Boden zielen. Siehst du Bogenschützen? Ich sehe keine.“

„Die Adler sind aus Blech. Sie müssen den Adler verloren haben, wenn sie das Aas aus dem Wald über ihren Köpfen schwenken.“

„Glauben sie, dass sie uns so erschrecken?“

„Es sind nicht genug für einen Adler. Siehst du das Ende. Das ist zu wenig.“

„Für uns sind es immer noch genug. Trotzdem sehe ich zu wenig Pferde.“

Von unten hörte man eine Trommel. Dann stieg eine Kette aus traurigen, hohen Tönen in den Nebel und die Römer sangen. Der Junge stieß die Luft aus. Er kaute auf einem Grashalm: „Warum singen sie?“

Gundolf war blass geworden: „Die Bastarde singen und spielen Flöte. Sie grüßen ihre Götter, damit sie in der Unterwelt den Wein auf die Tische stellen.“

Erkmar zählte immer noch die Pferde: „Oder Bier für uns. Und für die anderen Gerippe aus dem Dorf. Wo ist die Reiterei? Könnt ihr sie erkennen?“

Gundolf starrte ins Tal: „Sie haben sie fortgeschickt. Die Reiterei ist nicht dabei.“

Er stand auf und trat zwischen das Gebüsch. Sein Mantel war nass, an seinem Hemd klebte feuchte Erde. Er fühlte sich wieder als Hund und bekämpfte den Wunsch,

sich zu schütteln: „Es reicht. Wir haben genug gesehen. Wir müssen die Leute warnen.“

Erkmar blieb liegen. Er zerkrümelte grauen Schlamm: „Ich bleibe hier. Ich spare mir den Rückweg. Es ist egal, wo sie mich erwischen. Ich schlafe und sehe mir den Fluss an bis sie kommen und mich finden.“

„Dein Glück ist, dass ich sehe, wie du neben mir im Dreck hockst. Sonst würde ich verlangen, dass sie dich auf der Stelle töten. Ich weiß nicht, wer sie führt, aber ich bin froh, dass es jemand anders ist.“

„Warum? Bist du plötzlich mein Freund?“

„Ich brauche dich. Ich brauche jeden, der eine Waffe halten kann und bei dir brauche ich außerdem den Kopf. Solange du ihn noch hast.“

„Was wirst du tun?“

„Wir werden versuchen, zu überleben.“

Der Centurio hörte das Sumpfwasser unter seinen Füßen und die Krähen in den Wolken, die mit ausgebreiteten Flügeln über die Bäume fielen und wild um sich schlugen, wenn sie sich unerwartet trafen. Der Stumpsinn des langen Marsches fraß die Kraft. Die Männer machten sich mit dummen Sprüchen Mut und erzählten Barbarenwitze, aber das Gelächter blieb dünn. Der Regen trommelte mit monotoner Ausdauer gegen die Panzer und die Helme. Der Nebel machte sie nahezu blind, ihre Wachsamkeit suchte nicht nach den Schatten zwischen den Bäumen, sondern nach der besten Spur im Schlamm vor ihren Füßen. Sie wussten, dass sie begleitet wurden. Der Hilfstrupp hatte Spuren gefunden, sie hatten die Unruhe in den Vogelschwärmen bemerkt. Einmal erblickten sie eine verschwommene Gestalt, die mit dem Speer in der Hand auf einer Hügelkuppe hockte und unbeweglich auf sie herabsah. Sie hatten gezielt und nicht getroffen. Der Nebel verschluckte den Feind. Die Wurfspeere hingen oben in den uralten Wurzeln, die aus dem Boden ragten. Sie würden irgendwann herunterfallen, im Augenblick waren sie verloren.

Die römische Kohorte wirkte wie ein Haufen ausgehungertes Flüchtlinge auf dem Rückzug vor dem Tod, der ihnen hinterherschlich und an ihrer Spur roch. Auch wenn es hart war, unter dieser Oberfläche nicht wirklich zu einem hilflosen Beutestück zu verkommen, bemerkte der Centurio mit Freude, dass sich der Kern seiner Männer erstaunlich gut hielt. Sie stolpterten und stöhnten, aber sie fingen sich und fassten mit den Händen nach den Waffen. Soweit sie wussten, blieb ihnen noch ein wenig Zeit. Sie waren vorbereitete. Sie zählten auf die Überraschung und auf die jahrelange Übung. Niemand rechnete mit einem leichten Sieg, doch sie hatten bekommen, was sie brauchten. Im Tross trug ein Maultier einen kalten Leichnam, die Läuse saßen frierend auf den ausgerenkten Gliedern. Die Schleuder war in gutem Zustand. Sie würde den Toten vor die Füße der barbarischen Verwandten schießen. Dann würde sie Feuerbrände werfen. Danach musste die Reiterei erscheinen, der Rest lag in den Händen der Götter.

Der Hilfstrupp hatte seinen Auftrag ausgeführt. In der Nacht hatten sie einen Späher der Barbaren überwältigt und ihn bewusstlos abgeliefert. Der Eiswind rief nach seinem Sklaven, der holte den Mann zurück. Sie hatten genug gehört, um zu wissen, woran sie waren. Es kam selten vor, dass der Centurio und der Eisberg gemeinsame Sache machten, aber diesmal hatten sie zusammengearbeitet. Nicht ohne leichtes Grauen dachte der Centurio daran zurück, wie sie den gefangenen Räuber zum Sprechen brachten. Er verabscheute den Anblick eines Mannes, der zerbrach und er hasste die Dinge, die sie taten, um den fremden Willen zu zertreten. Sie hatten dem Mann die Zähne ausgeschlagen und seine blutige Seele herumgeworfen wie einen Ball. Sie waren gute Spieler. Der Eisberg grinste wie ein freundlicher Betrüger, während er das Messer an der Hose abrieb. Der dünne, unverschämte Sklave zerrieb aufgeweichtes Gift in den offenen Wunden, mit seinen grün verfärbten Fingern sah er selbst einem ausgegrabenen Toten ähnlich. Der Centurio schloss die Faust um den Hals des Opfers, er wollte keine Schreie und keinen Lärm. Er wollte die Nachricht,

die er brauchte, sonst nichts, vor allem kein Gejammer. Er bekam die Nachricht, das Ende war ein Schnitt mit dem Dolch. Er sprang zurück, damit ihn der Blutstrom nicht treffen konnte. Dann kamen die Sklaven mit dem Maultier, die Pläne zum Überleben und die Weiderkehr des Abscheus, wenn er sich selbst in den Augen der Männer erblicken musste. Das gehörte dazu. Auf diese Weise würden sie dem Sumpf entkommen. Der Krähenschwarm über den Bäumen musste das Fleisch von den Knochen der Barbaren hacken oder Würmer fressen. Die Römer würden ihren Darm behalten und ihn bald mit den Vorräten aus den Barbarenspeichern füllen.

Sie hatten erfahren, wie man um den Sumpf herumkam. Sie wussten jetzt, dass ihre Chance darin bestand, dass sie den Hinterhalt umgingen. Der Hinterhalt war so gut durchdacht, dass der Centurio beschloss, seinen Urheber lebendig zu ergreifen. Er nutzte den letzten Atem des Gefangenen, um herauszufinden, wie er aussah. Als er danach aufsaß, entdeckte in den eisigen Augen des Ventus eine Spur von Mitleid. Er wich zurück, als der Eiswind den Arm ausstreckte. Er war kein Haustier, das man kraulen durfte. Er war der Kommandant.

Er ritt noch einmal zum Tross. Es zog ihn in die Nähe der instand gesetzten Schleuder. Obwohl ihm klar war, dass er dieses Wunderwerk dem Eiswind verdankte, freute er sich auf den Augenblick der ersten Abschüsse auf den Feind. Wenn es den Barbaren tatsächlich gelang, sie mit dem gestauten Sumpfwasser zu überschütten, würden sie bewegungsunfähig in ihren Rüstungen stecken. Man musste vorher dafür sorgen, dass niemand die Ruhe hatte, Dämme einzureißen oder Steine in die vorbereiteten Kanäle zu rollen. Er fand die Maschine abgedeckt in drei Teilen auf übermüdeten Packtieren, umgeben von den Leuten, die wussten, wie man sie zusammenbaut. Die kahle Frau führte das Maultier mit der größten Last. Sie sprach mit dem Tier, das ihr gehorsam folgte, obwohl es Mühe hatte, die Hufe aus dem Schlamm zu ziehen und mit schaumbedeckten Nüstern schnaubte, wenn es klettern musste, weil ein Hindernis auf dem Weg lag.

Die Frau trug einen Fellhut, darunter sah sie fast normal aus. Niemand hätte ihr zugetraut, dass sie so rasch auf die Beine kam. Über ihrem schmalen Rücken hing ein großer Bogen und ein gefüllter Korb mit Pfeilen. Wenn man sie sah, fragte man sich, wie sie damit zurechtkam, aber sie hatte es ihnen gezeigt und alle Zweifel beseitigt. Der Wolf, den sie auf der Stange trugen, war ihr Opfer. Es war gut, wenn man wusste, dass man nicht zu ihrer Beute zählte. Sie würde die Schleuder richten. Sie hatte Erfahrung mit der Maschine, sie hatten sich überzeugt, dass ihre Hände wussten, wie man mit der Winde umging. Am Anfang hatten die Leute gelacht. Jetzt teilten sie ihre letzten Vorräte, fluchten vor ihren Ohren und vergaßen, dass sie eine Frau war. Dem Centurio fiel es schwer, die böse Kraft ihrer Finger aus seinem Gedächtnis zu vertreiben. Seine Muskeln erinnerten sich sehr gut an die hilflose Schande unter ihren Händen. Dennoch hätte er gern gesehen, wie sie in Frauenkleidern wirkte. Wenn sie den Schatz der Barbaren aushoben, würde er nach einem Schmuckstück suchen. Dieses Abenteuer hatte sich gelohnt, wenn er ihr einen Perlenreifen auf die Glatze setzen konnte. Er brauchte den Beweis, dass sie wie jeder Mensch entweder zu den Männern oder zu den Frauen zählte.

Sie sahen das Feuer und rannten, doch hinter ihnen erschienen Reiter und trieben sie auseinander. Sie flüchteten auf den Steilhang. Dort waren sie vor den Pferden sicher, aber sie fanden sich zwischen den Reihen ihrer Feinde, die sie unter einer Hagelwand aus Speeren begruben und weiterhin mit Feuer warfen, bis das Unterholz in Flammen aufging. Der Wald war nass, dennoch brannte er. Die Römer benutzten irgendein Gemisch, das sogar Pfützen in blasenspuckenden Brei verwandeln konnte. Der Gestank war unerträglich. Der Rauch verschlechterte die Sicht. Das hatte wenigstens den Vorteil, dass die Geschosse nur durch Zufall trafen. Einige von Gundolfs Männern versuchten, zwischen den Pferden hindurchzukommen, aber sie endeten mit einem Speer im Rücken. Unten schlossen die Römer die Reihe ihrer Schilde. Sie begannen langsam und unerschrocken mit dem Aufstieg. Mit der

Erbarmungslosigkeit eines großen Raubtiers gewannen sie an Boden. Wer nicht zurückwich, verschwand unter ihren genagelten Sandalen. Gundolf umrundete seine Männer wie ein Wolfshund. Er verfluchte sie, weil sie nicht imstande waren, zusammenzurücken und ihrerseits die Schilde zu einem Schutzwall zu vereinen. Die meisten verloren in der Panik den Verstand. Einer stieß sich den Dolch in den Hals und rollte den Römern vor die Füße. Die Römer stiegen über ihn hinweg. Niemand nutzte den Moment, als sie die Schilde hoben. Die Römer näherten sich wie eine schmutzige, hohe Welle.

Als die gepanzerte Kette auf der Hügelmitte ankam, machte sie Halt. Sie wartete auf die zweite Reihe, die von hinten aufschloss. Die zweite Reihe brachte den toten Wolf mit. Sie ließen das leere Fell im Rhythmus der schweren Schritte über den Köpfen tanzen. Wie zum Hohn schlugen sie heftig auf ihrer Trommel. Einige hatten die Helme offen. Als sie näher rückten, erkannte Gundolf, dass sie grinsten. Unter seinen eigenen Leuten stellte sich eine seltsame Ruhe ein, die er so nicht kannte. Endlich befolgten sie seinen Befehl und rückten auf dem künstlichen Vorsprung zusammen, der von der Erde aus den Gräben getragen wurde. Einer der älteren Männer riss sich die Kleider von der Haut und wälzte seinen nackten Körper im Schlamm. Er brüllte, dann erhob er sich und schüttelte die Waffen. Er schrie erneut, diesmal waren es Flüche. Einige andere folgten, darunter ein Verwandter von Eira und der junge Hirte, den der Schmied in der Nacht in die Hütte geworfen hatte. Das Mädchengesicht hob den Kopf, drückte ihn jedoch zur Seite, als ihm aufging, was die Männer planten. Der Schmied stieß Gundolf in den Rücken:

„Wenn du die Beherrschung behältst, gibt es noch einen Rest von Hoffnung. Ich gehe mit. Du musst Eira im Auge behalten. Sie muss übrig bleiben, für euch und für mich. Sie ist die einzige hier, die sich mit den Wegen auf beiden Seiten auskennt. Sie wird mich später finden.“

„Du meinst, dass sie später nachkommt, wenn du wieder einmal tot bist.“

„Sie soll nicht kommen, sie soll mich suchen. Du sollst verhindern, dass sie kommt.“

„Ich bin nicht dein Wachhund.“

„Das ist eine Bitte. Wir gehen jetzt auf die andere Seite, dorthin, wo ich dich hoffentlich nicht wiedertreffe. Wir werden versuchen, die kriechende Römerwand zu öffnen. Wenn sie im Schrecken einen Fehler machen, brecht ihr durch. Unten ist nichts. Sie haben die Reserve auf dem Berg, aber von da kommen sie nur ohne Pferde hinter euch her und damit werdet ihr fertig.“

Er hob das Schwert und lehnte es über die rechte Schulter. Er hielt es mit beiden Händen, die Spitze wippte. Die nackten Männer sprangen mit unnatürlich weiten Sätzen durch die Asche der verbrannten Sträucher. Sie heulten wie die Trolle. Der Schmied lief im Zickzack durch den Rauch, bis er plötzlich abbog und sich direkt auf die Reihe der anrückenden Römer warf. Er war sehr schnell, es gelang ihm, einen Spalt in die Front der Schilde zu schlagen. Er nutzte den Vorteil, dass er das Gelände kannte. Er wählte den Augenblick, als sich am linken Flügel eine Spitze vorschob, weil die Männer in der Mitte in den Schlamm der Gräben gerieten. Dort, wo sich die Verbindung zwischen der ersten und der zweiten Reihe der Römer löste, griff er an. Er brachte seinen Gegner durch die Wucht des Aufpralls aus dem Gleichgewicht und trat den Schild auf die Seite, sodass er den Nebenmann mitriss. Das Schwert fuhr mit einem schwachen Pfeifen durch den Nebel. Es traf den Römer am Oberarm, der Schild fiel zu Boden. Der Schmied riss ihm den Dolch aus dem Gürtel, er stieß ihm die Klinge unter dem Panzer in den Bauch. Er trat den Nebenmann zu Boden, ehe es diesem gelang, seine Waffe zu ziehen. Als die Römer zur Besinnung kamen, sprang er zurück und holte über dem Kopf zum Schlag aus. Den nächsten Römer traf er dort, wo der Panzer den Hals nur ungenügend deckte. Die Römer wendeten ihre Schilde so, dass er mit seinem schwer verletzten Gegner in einer Gasse steckte, aber er riskierte keinen Durchbruch, sondern wählte den Rückzug über die bewegungslosen Körper seiner Opfer. Die Römer versuchten, ihn mit den Speeren zu

erreichen, es war umsonst. Die nackten Männer liefen ihm entgegen. Sie umtanzten ihn mit grauenhaftem Geschrei und warfen sich zwischen die Römer in die Lücke. Einer wurde sofort getroffen, die andren schlugen mit der Wut der Besessenheit um sich. Der Spalt in der römischen Kette wurde breiter. Die Römer hatten keine Mühe, die leichtbewaffneten Angreifer niederzustoßen, aber es kostete Zeit. Während sie ihre Speere aus den nackten Barbaren rissen, öffnete Erkmar zum zweiten Mal die Schleuse. Dem Wasser fehlte die Wucht, doch es reichte aus, um den Rest der römischen Ordnung auseinanderzureißen und die Legionäre über den Hang zu verteilen, wo sie fluchend einen festen Platz auf dem Felsen suchten.

Gundolf wusste, dass sie um ihr Leben kämpften. Sie konnten nicht zurückweichen und wenn sie nicht zum Fluss hinunter kamen, waren sie tot. Während er rannte, versuchte er zu erkennen, wo der römische Wurm den Kopf versteckt hielt. Sie sahen sich ähnlich, ihre dreckverkrusteten Panzer und Helme verwandelten sie in gefährliche, dicke Käfer. Er bemerkte, wie einer von ihnen zielte, duckte sich und hörte hinter sich einen verzweifelten Aufschrei. Dann erreichte er eine Gruppe, die ihre Schilde zusammenschloss, aber weil er von oben kam, war er im Vorteil. Er riss sie nieder. Er packte den nächsten Speerschaft, zog ihn heran und trieb dem Mann mit der Wucht des eigenen Sturzes das Schwert in die Schulter. Der römische Panzer gab nach. Gundolf zerrte am Schwertgriff, fing einen Schlag ab und schaffte es, die gegnerische Waffe auszuhebeln. Das fremde Schwert rutschte zwischen die Büsche. Er riss die eigene Klinge nach unten und traf den Römer tief in die Hüfte. Der Mann fiel um. Dann spürte er, dass er selbst getroffen wurde. Er riss sich frei, sein Arm verlor das Gefühl. Er wusste nicht, ob sie ihm den Knochen zerschlagen hatten. Er wechselte die Schwerthand. Das machte ihn schwächer, aber es war kein Unglück. Er überrumpelte den Römer. Der winzige Augenblick des Zögerns reichte Gundolf für einen vorgetäuschten Rückzug und einen erneuten Vorstoß, bei dem er selbst auf die Knie fiel. Der Römer stürzte.

Für einen Moment hockte Gundolf inmitten des atemlosen Tötens allein auf den blutverschmierten Blättern. Er sah, dass viele seiner Leute seitlich flohen, wohl in der Hoffnung, ihre Spuren im Schilfrand der Sümpfe zu verbergen. Das Mädchengesicht rannte vor einem Römer davon, der seinen Schild wegwarf, um schneller voranzukommen. Jemand warf einen Speer und traf den Römer in die Seite. Das Mädchengesicht hielt an, es erkannte Gundolf, grinste und spuckte Blut. Es erreichte Gundolf gerade rechtzeitig, um ihm gegen eine neue Gruppe von Legionären beizustehen. Sie versuchten zusammenzubleiben und kämpften Rücken an Rücken gegen einen Kreis von Angreifern, der sie einschloss. Sie hielten sich. Anderen Männern gelang es, den Ring von außen aufzubrechen. Langsam begannen sie sich nach unten zurückzuziehen und diejenigen aufzunehmen, die noch nicht geflohen waren. Die Römer verloren Leute. Erkmar schloss sich an, jetzt waren sie selbst so stark, dass die Römer vor ihnen flohen. Sie spürten, wie die Verzweiflung von ihnen wich. Die Reiter auf dem Hügelkamm versuchten einzugreifen, doch ihre Speere waren keine Hilfe, denn das Durcheinander der Kämpfenden machte die Unterscheidung fast unmöglich und es bestand die Gefahr, die eigenen Männer zu treffen. Einzelne Reiter stiegen ab und bemühten sich, zu Fuß in den Rücken ihrer Gegner zu gelangen. Die Mehrheit hielt sich zurück. Der Schmied kontrollierte den Übergang vor dem künstlich angelegten Schlammfeld, in dem die Feinde stecken blieben, wenn sie es wider besseres Wissen versuchten. Ihn deckte ein vorgeschobenes Felsstück, er bot ihnen nur kurz ein Ziel für Ihre Pfeile und Speere. Bisher kamen sie nicht zum Schuss, so sehr sie auch fluchten und brüllten und versuchten, ihn durch Beleidigungen dazu zu verleiten, dass er hinter seiner Deckung hervortrat und sich ihren Waffen stellte. Die Männer aus dem Hilfstrupp waren selbst in den Wäldern aufgewachsen. Es widersprach ihrem Begriff von Mut, dass er alles schluckte, was sie an Beleidigungen zu ihm hinüberriefen. Obwohl er sie zum Zusehen zwang und wirkungsvoll vom Hügel fernhielt, mischte sich immer mehr Verachtung in ihren Ärger. In ihrer Wut begannen sie ihm auszumalen, was ihm bevorstand, da er am Ende doch in ihre Hände fallen musste.

Er stellte sich taub. Wie ein Raubtier, das keine Ehre kannte, blieb er in seinem Versteck und erschlug sie einzeln, wenn sie den Leichtsinns besaßen, sich zu nähern.

Zwischen den Bäumen saß der Centurio in der Mitte der Barbarenreiter auf einem struppigen, durchgerittenen Waldpferd. Neben ihm spielte der Anführer des Hilstrupps mit dem Silberbeschlag an seinen Zügeln. Auf der anderen Seite roch der Eiswind besorgt an seinem Fuß, er fuchtete sich vor dem Eiter in seinem Stiefel. Die Barbaren hatten Pfeile auf den Bögen, aber ihr Ziel blieb wachsam, sie schossen an ihm vorbei. Die Barbaren hatten Spaß an der Jagd und lachten. Sie brüllten in ihrer Barbarensprache und verhöhnten sich gegenseitig, wenn ein neuer Pfeil in den Wald flog. Der Eiswind brüllte mit, er brüllte in mehreren Sprachen. Einmal erhielt er von unten eine kurze Antwort. Er schüttelte den Kopf, als habe er ein Insekt im Ohr, danach knurrte er einen römischen Fluch. Niemand lachte. Der Centurio grinste froh, denn er war zufrieden, dass sie danebenschoßen. Er versuchte, sie zu erinnern: „Ihr vergeudet Pfeile. Was ihr tut, ist Schwachsinn. Wenn wir ihn lebend fassen, bringt er uns mehr, als der restliche Haufen zusammen, Kinder und Schweine mitgerechnet. Ihr werdet reich. Wenn ihr ihn abschießt, ist das Geld verloren. Niemand kauft einen Sack mit einem pfeilgespickten Leichnam.“

Erneut flogen ein paar Pfeile. Der Eiswind zischte höhnisch. Der Barbarenführer knurrte etwas Unverständliches in seinen Bart. Er zog ein silbernes Amulett unter seinem Pelz hervor und rieb es zwischen den Fingern: „Du denkst, dass das ein Mensch ist, aber in Wirklichkeit ist es ein Geist.“

Er lächelte, dabei zeigte er dem Centurio eine Lücke in der makellosen Reihe seiner Zähne: „Ich habe einmal versucht, ihm die Ware abzunehmen, die er an eure Feinde verkauft. Es war ein Korb mit guten Klingen. Er war allein, wir waren sechs. Er hat keinen von uns umgebracht, aber jeder bekam etwas zum Erinnern. Mir fehlt ein Zahn. Das ist nicht viel, aber als Gegenwert habe ich eine besondere Art von Furcht erhalten, die mir die Rippen zusammendrückt, sobald ich von ihm höre. Er hat in

den Wäldern einen Ruf. Du kannst versuchen, ihn lebend in die Hände zu bekommen. Wenn es dir gelingt, dann heißt das, dass er es so geplant hat. Du wirst dir wünschen, dass dich als Kind die Ochsen zertrampelt hätten.“

„Wenn du vor Geistern Angst hast, verkriech dich im Schlafzimmer deiner Schwester unter ihrem feuchten Betttuch. Was machst du bei den Männern im Krieg? Du gehörst zu den Frauen an den Webstuhl. Männer kann man töten und Männer kann man in Ketten legen. Geister sind mir egal. Ich rede nicht mit Geistern.“

„Bei uns gibt es kein Geflüster in einem Bett aus syrischem Rosenholz, das die Wanzen warmhält. Meine Schwester schläft in der Küche bei den Mägden. Wir pissen in den Stall und nicht auf die Tücher, die ihr in der Nacht in den Betten habt und am Morgen um den Hals tragt. Ich weiß nicht, wie die Latrine in einem römischen Stadthaus duftet, aber ich erkenne einen Geist. Wenn du ihn lebend mitnimmst, frisst er dich von innen, zernagt dir die Knochen und kaut an deiner Leber. Du musst ihn töten. Wenn du ihn erledigt hast, musst du seinen Kopf verstecken und getrennt vergraben, sonst kommt er zurück.“

Der Centurio schreckte zurück, denn der Eiswind streckte die Hand aus und packte ihn an der Schulter: „Er hat Recht, er weiß, wovon er spricht. Ich wünsche dir nicht, dass du heute fällst, aber glaub mir, das wäre ein Glück, verglichen mit deinem Schicksal, wenn das dort unten nach dir greift.“

„Ihr müsst heute beide in ein Dampfbad. Nach Barbarenbrauch, mit Bier und Kräuternebel, bei dem man vor Lachen kotzt und umfällt. Ihr habt den Dreck und den Nebel nicht nur im Blut, ihr habt es im Kopf. Wir brauchen alle ein Dampfbad. Es wird Zeit, dass wir hier ein Ende machen und verschwinden.“

Tatsächlich stanken sie so, dass sie es selber rochen. Sie sahen alle gleich aus. Der Centurio und der Eiswind trugen Barbarenpelze über den Panzern und Schlamm im Gesicht, damit man sie nicht erkannte. Der Eiswind hatte keinen Helm auf, statt dessen benutzte er eine eisenbeschlagene Lederkappe und darunter einen Fellhut,

den er irgendeinem Barbaren abgehandelt hatte. Der Centurio hatte im Gepäck einen Barbarenhelm gefunden, er saß auf seinem Kopf wie ein alter Kochtopf. Sein eigener Helm lag hinten in den Büschen. Dort wartete der harte Kern der Kohorte auf den Befehl zum Angriff. Es waren die altgedienten, erfahrenen Legionäre, die den Mut besaßen, einen hoffnungslosen Kampf zu wenden.

Es lief schlechter als erwartet. Es gab Tote unter den Römern, für eine Strafaktion gegen untrainierte Bauern und eine Handvoll Räuber sah das nach einem hohen Preis aus. Besonders unten zwischen dem Gewirr aus heimtückischen Gräben häuften sich die zusammengesunkenen Schatten. Man erkannte an den Helmen, dass dort nicht nur Barbaren lagen. Es hatte mit der Wut der wahnsinnigen, nackten Kämpfer angefangen. Diese Männer vollzogen vor aller Augen ein Menschenopfer. Sie warfen sich selbst in die Unterwelt und zerrten ihre Feinde durch das aufgerissene Tor. Später gab es unter den Römern genügend unbeherrschte Dummheit, um es mit dem geisterhaften Schwert, das sich scheinheilig zurückzog, aufzunehmen und im Augenblick der Wahrheit zur Freude der Aasfresser aus dem Wald in die Knie zu brechen. Die Spur dieser Dummheit zog sich über den gesamten Hügel. Die restlichen Barbaren hatten es fertig gebracht, die Römer zu zerstreuen und machten sie einzeln nieder. Sie verschoben ihr Zentrum immer weiter abwärts, dem Fluss entgegen. Der Centurio sah mit Abscheu, wie die Barbaren römischen Legionären das Leben nahmen. Er wusste aus Erfahrung, dass der Kampf in diesen Wäldern am Anfang immer den Eindruck machte, dass niemand davonkam. Aber diesmal ließ die Wende auf sich warten. Es gab viele, die der Versuchung nicht widerstehen konnten und ausbrachen, um die Angreifer zu verfolgen. In ihrer Wut rissen sie Lücken in die geschlossene Deckung. Das half den Barbaren, sie von der Seite zu überrennen. Sie starben unter der mörderischen Wucht der Hiebe, die nur Barbarenschwerter zustande brachten.

Der Centurio machte sich allmählich Sorgen, wenn er an die Maschine dachte. Er zweifelte nicht daran, dass der Erfinder des mörderischen Grabennetzes in der Lage war, die Schleuder nachzubauen. Wahrscheinlich würde er sie noch verbessern. Bäume gab es genug. Wie es aussah, würde es auch nicht an Köpfen fehlen, wenn die Barbaren den Einfall bekamen, die Kastelle mit Römerschädeln zu beschießen. Es war kein Gedanke, der das Herz erwärmte. Hinzu kam wider Erwarten ein nagendes Gefühl der Sorge um die kahle Frau. Dem Centurio fehlte jedes Wissen über die Umgangsformen der Barbaren, wenn sie im Krieg aufeinander trafen. Er ging davon aus, dass sie ihre Feinde erschlugen, verkauften oder in die Sümpfe trieben. Ob sie für den Kopf eines Bogenweibes einen erhöhten Preis verlangen konnten oder ihn lieber selbst an eine kahle Eiche schlugen, war am Ende nicht mehr wichtig. Man musste verhindern, dass es dazu kam. Wer von den Römern auf dem Hang bis jetzt auf den Füßen stand, hatte sich das Überleben blutig verdient. Es war an der Zeit, das Morden umzukehren.

Der Centurio schob das Kinn vor und blickte auf den Eiswind. Der Anführer des Hilfstrupps nickte. Der Eiswind stieg vom Pferd. Er bewegte seine Schultern, dehnte die Finger und zerteilte den Nebel mit einer schweren Barbarenaxt. Das römische Schwert trug er am Gürtel. Die Männer, die sich in den Büschen verborgen hielten, kamen bis zur vorderen Kante des Abhangs. Die Reiter wichen zurück. Der Centurio warf seinem Nebenmann die Zügel zu. Er wechselte den Helm. Dann gab er das Zeichen zum Angriff.

Sie überschwemmten die Barbaren wie ein neuer Sturzbach. Sie hatten Zeit gehabt, den Abhang anzustarren und sich einzuprägen, wo die Gräben in Schlammflöcher mündeten und wo man ungefährdet vorbeikam. An den heimtückisch angelegten Gruben lagen Tote. Sie rächten sich, indem sie die lebenden Römer von Weitem warnten. Die Spur der Barbaren zeigte die sicheren Pfade über die Felsvorsprünge. Obwohl sie gepanzert waren, kamen die die Römer sicher voran. Sie waren schnell,

ihr Angriff wurde nicht erwartet. Die Barbaren versuchten, sich umzuwenden und nach beiden Seiten zu sichern. Trotz der Überraschung gelang es ihnen, die vordere Front der Welle, die sie im Rücken überrollte, für kurze Zeit zu zersplittern.

Obwohl sie von der Reserve zusammengehauen wurden, blieb es mühsam, sie in die Enge zu treiben und zu töten. Ein Teil ergriff die Flucht, das war Arbeit für den Hilfstrupp. Die übrigen behielten genügend Platz. Sie sprangen weite Kreise und schlugen mit ihren langen, ungefügten Schwertern gegen die römischen Helme. Die Legionäre fluchten, ihre Helme dröhnten. Wenn sie nicht richtig saßen, fiel man um.

Der Centurio brüllte Kommandos, er verwünschte seine Männer im Namen des Hungerdämons und aller Götter, die er kannte. Die Veteranen halfen ihm. Sie wussten, worauf es ankam. Sie hatten den Preis bezahlt, sie trugen die Narben unter ihren Panzern. Sie schrien, bis die jungen Männer hörten. Sie brachten Ordnung in die rechte Seite und schafften es, den Barbarenangriff mit der Zange zu umfassen. Auf der linken Seite wüteten die Geister der Unterwelt. Sie raubten den Legionären die anerzogene Beherrschung. Sie lachten über den monatelangen Drill unter der Ochsenpeitsche. Sie sofften Blut und zogen den Römern die Seele aus den Wunden unter den zerfetzten Panzern. Der Centurio knirschte mit den Zähnen. Er überprüfte den Helm und den Schulterschutz an seinem Panzer. Er musste diesen würdelosen Tanz beenden.

Auf lange Sicht gab es für die Barbaren wenig Hoffnung. Sie wussten es. Kaum einer versuchte, die Waffen fortzuwerfen und sich den Römern auszuliefern. Fluchtwege gab es nicht. Sie standen zwischen den Scherenblättern einer doppelten Front. Sie bekämpften die Römer mit dem Wahnsinn einer Horde Wildschweine, denen die Wölfe den Weg versperren. Sie trafen die Römer, aber inzwischen waren sie müde. Wer jetzt auf römischer Seite fiel, hatte entweder einen Schwur gebrochen oder falsch geopfert. Die Enge nutzte den kurzen römischen Schwertern. Die Römer

stachen zu, die Barbaren fielen. Ihre langen Klingen benötigten Schwung und Spielraum, sie töteten durch die Wucht. Das Gedränge machte sie wertlos. Am Ende war es ein Abschlachten der übermüdeten, verletzten Feinde, eine grauenhafte Arbeit, die sich übermäßig hinzog. Der Wald fraß die Schreie und das letzte Stöhnen. Der Nebel bedeckte den Boden. Ehe die Finsternis hereinbrach, verlor sich die Fratze über der Faust, die zustieß, im Dunst. Es war ein schlechter Tod. Es war der Abgrund am Ende der völligen Erschöpfung. Wenn es dort unten Geister gab, dann hatten sie Grund zu höhnischem Gelächter.

Gundolf wehrte sich nach allen Seiten. Er fühlte sich gut. Er hatte Schmerzen im rechten Arm, aber seine Muskeln funktionierten. Er wurde weder müde, noch gelang es den römischen Waffen, sein Kettenhemd zu spalten. Die Römer waren bemüht, ihre Gegner durch Umklammerung zu lähmen. Sie rammten sie mit den metallbeschlagenen Buckeln der Schilde, bis den Halt verloren, dann stachen sie zu. Sie traten auf die Sterbenden, ihre Kette kroch unbeirrt vorwärts, um die nächsten Opfer zu erreichen. Sie schlugen mit dem Schildrand nach den Augen. Wer den eigenen Schild nach oben zog, um das Gesicht zu decken, starb an einem Schwertstoß, der von unten die Därme auseinanderriss. Die römischen Schwerter hatten keine Schlagkraft. Sie arbeiteten wie giftige, kurze Stachel. Noch während das Opfer starb, wurden sie herumgedreht und herausgerissen und suchten ein neues Ziel.

Gundolf schaffte es, die Schilde wegzutreten. Er trieb die Römer auseinander und erschöpfte sie durch kurze Attacken, bis sie Fehler machten. Dann schickte er sie einzeln in den Schlamm. Er war schnell, damit sie nicht zu sich kamen und ihn durch ihre bloße Masse seiner Bewegungsfreiheit berauben konnten. Er brauchte genügend Platz, um mit dem Langschwert soweit auszuholen, dass seine Schläge die tödliche Wucht erhielten. Er sprang und benutzte den eigenen Schild, um den Aufprall zu verstärken. Wenn die Deckung des Römers aufbrach, traf er ihn oben an der Schulter, dort, wo der Panzer den Oberarm nicht mehr schützte. Er verlor das

Gefühl für das Maß der Verherung und vergaß, was er sah. Die getroffenen Römer sackten unter seinen Schritten in die Knie, der Schlamm fraß die auseinandergerissenen Knochen und die Schreie. Gundolf wusste, dass es nicht ewig weitergehen konnte. Das war jedoch nicht mehr, als eine schmale Trübung im Strom der Wut, die ihn immer wieder hochriss.

Die Römer lernten. Inzwischen reagierten sie auf jede Andeutung eines Ausfalls mit dem angehobenen Schild. Sie versuchten, das Langschwert loszuwerden, indem sie es beim Aufprall niederdrückten. Gundolf war schneller und nutzte die offene Deckung. Er unterlief einen quergelegten Schild, der versuchte, ihn zu rammen. Er traf den Römer am Standbein, der Mann fiel um. Das Blut erwischte Gundolf, als er wieder aufsprang. Für einen Augenblick war er blind. Er hörte die Bewegung, ehe er etwas sah. Der nächste Römer kippte ihm den Schild entgegen, wohl in der Hoffnung, ihn auf den Boden zurückzuzwingen und in den Schlamm zu nageln. Gundolf fing ihn auf. Er kam frei und drehte die doppelte Last der beiden Schilde, sodass der Römer die Kontrolle verlor und hinschlug. Gundolf erstach ihn durch den Hals. Inzwischen hatten die Römer erkannt, dass er sie nicht einfach aufhielt, sondern mit kaltem Hass ums Leben brachte. Der allgemeine Lärm ließ nach. Die Römer waren dabei, den letzten Widerstand zu zerstreuen. Jede Ordnung hatte sich aufgelöst. Sie hörten auf zu kämpfen und begannen, Flüchtlinge und Verwundete zu ermorden. Um Gundolf herum schloss sich ein Kreis zerbeulter, mit Blut besudelter Schilde. Die Römer erinnerten sich an das, was sie seit jeher besser beherrschten als ihre Gegner. Sie zogen den Ring zusammen, er wuchs in der Tiefe zu einer festen Mauer aus mehreren Reihen aufeinander eingespielter Schwerter. Wer sich außer Gundolf innen aufhielt, wurde niedergestochen oder fand durch das routinierte Öffnen der Deckung einen Ausweg.

Während es Gundolf gelang, einen weiteren Römer in den Schlamm zu werfen, verriegelten sie in seinem Rücken den letzten Ausweg. Er hatte es gesehen, es war

ihm egal. Die Vernunft, die ihn normalerweise vor hoffnungslosen Katastrophen schützte, hatte der Berechnung Platz gemacht, wie er möglichst viele Römer mitnahm. Sie ließen ihm Zeit zum Denken. Er stand schwer atmend im Morast, während die Römer erwartungsvoll die Augen zusammenpressten, als wäre er ein eingekreister Bär. Er schätzte den Ring ab und fand entgegen jeder Hoffnung Todesangst auf einigen Gesichtern, das gab ihm Mut. Er schrie. Er täuschte sie mit einem Ausfall auf der Seite, dann riss er den Schild herum und durchbrach ihre Reihe an der schwächsten Stelle. Sein Gegner stürzte. Der Platz reichte für einen Schwertschlag und Gundolf traf. Er hakte das Schwert hinter den nächsten Schild und drehte ihn weg. Ehe der Römer den Arm mit der Waffe freibekam, fiel er getroffen in den Schlamm. Aus den Augenwinkeln erkannte Gundolf einen Römerschild, der von hinten auf ihn zukam. Er drehte sich, der Aufprall traf nicht ihn, sondern seine Gegner. Als er hochkam, gelang es ihm noch einmal, seine Klinge über den Kopf zu ziehen und mit der ganzen Wucht seiner letzten Kraft einen Helm zu treffen. Er fühlte, wie das Eisen nachgab. Er fiel auf die Knie. Er hörte kaum noch, was sie riefen. Er spürte einen Stoß im Rücken. Jemand trat ihn an den Kopf. Er sah die Bäume von unten durch eine Wolke angebrannter Federn, die über die Sträucher wehte. Dann fiel der Himmel in den Schlamm. Sie begruben ihn unter einem eisenbeschlagenen Schild und sprangen auf seinen Rücken, bis die Rippen brachen. Er war weit entfernt, er fühlte nichts. Später stellten sie fest, dass er noch nicht tot war. Sie hatten das Töten satt und schleppten ihn fort. Sie zogen ihn wie einen Sack an den Leichen vorbei. Der Fuß einer versengten Krähe verfing sich in seinem Hemd. Das war alles, was er als Erinnerung aus den Wäldern mitnahm.

Der Mann im grauen Mantel kämpfte unter einem Baum, auf dem sich eine Frau versteckt hielt, die mit Steinen warf. Die meisten Barbaren waren tot. Der Mann im grauen Mantel schrie Beleidigungen. Wer genügend Dummheit besaß, sich aus der Umzingelung herauszuwagen, hörte ein widerwärtiges, tiefes Lachen. Dann traf ihn die unberechenbare Klinge. Ihr Meister trug keinen Schild, aber dieses Schwert

durchbrach jede Art von Deckung und schleuderte die Waffen der Widersacher in den Schlamm. Er tötete nicht, er zerstach den Glauben der Männer an sich selbst. Er verletzte sie und ließ zu, dass sie langsam aus der Reichweite seiner Klinge krochen. Er zeichnete sie für den Rest des Lebens. Er hätte fliehen können, doch er blieb bei der Frau, die über seinem Kopf gegen den Wind anheulte und mit ihren Steinen Verderben über die Römer brachte. Der Centurio näherte sich dem Kreis, der den Mann umgab. Er fand den Eiswind, der seine frisch geschliffene Barbarenaxt prüfte und unschlüssig hin- und hertrat. Der Eiswind schwitzte. Er bedachte den Centurio mit einem seltsam milden, fast abwesenden Blick:

„Kommst du, weil du ihn festnehmen willst? Wir sind offensichtlich in der Mehrheit. Du wolltest ihn doch lebend haben. Es sollte nicht besonders schwer sein.“

Der Centurio duckte sich, von oben kam ein weiterer Stein. Er traf ihn an der Schulter und fiel ihm vor die Füße. Der Eiswind trat ihn weg. Er rollte in eine Senke, dort lag ein beeindruckender Haufen im Morast. Der Eiswind zog die Barbarenaxt durch den Nebel: „Du musst den Männern befehlen, dass sie den Baum abhacken. Wenn du die Krähenfrau in den Händen hast, ergibt er sich von selbst.“

Der Centurio betrachtete die Frau, sie war mager und gefährlich. Er grinste ohne Freude: „Das geht auch anders. Du sammelst solche Weiber, mir wird von ihrem Anblick übel.“

Ein neuer Stein flog heran, er sah ihn und schaffte es, auszuweichen. Er fragte sich, woher die Steine kamen. Es würde einige Opfer geben, ehe es ihnen gelang, den Baum zu fällen. Der Mann mit dem Schwert schien zu ahnen, was er dachte. Es war ein unerfreuliches Gefühl, aber es änderte nichts an seinem Vorsatz. Er hob den Speer und zielte. Die Frau erkannte seinen Plan. Sie kreischte und suchte nach Deckung. Sie wand ihren mageren Körper um den Stamm, doch der Baum war zu jung, er bot ihr nur ungenügend Schutz. Andere Speere folgten, als der Centurio zurücktrat und warf. Die Frau verlor den Halt. Sie rutschte aus den Zweigen. Man

hörte ihr Stöhnen, sie spuckte Blut und klammerte sich mit den Fingern an die Rinde. Der letzte Speerwurf traf sie in den Rücken. Sie hing mit zuckenden Armen in der Luft. Aus dem Baum stürzte eine tote Krähe und ein Stapel sinnlos verschossener Speere, dann brach ein Ast ab. Ein Korb voller Steine fiel zu Boden. Er schlug im Schlamm auf und traf einen Legionär, der zusammensackte und wie ein Toter im Morast lag.

Der Mann mit dem grauen Mantel blieb allein. Er versuchte einen Ausfall. Sein Ziel war der Eiswind, er brüllte ein unverständliches Wort und verjagte die Legionäre aus der ersten Reihe, die dem Centurio und dem Eiswind Deckung boten. Der Centurio hob den Schild und setzte den linken Fuß vor. Aus den Augenwinkeln sah er, wie seine Männer die Front in seinem Rücken schlossen. Offenbar wurde von ihm erwartet, dass er wusste, wie man barbarische Geisterkämpfer festnahm. Er versuchte es mit denselben Worten wie sonst, sie hatten sich oft genug bewährt. Sie waren ein seltenes Geschenk für Feinde in einer aussichtslosen Lage. Aus diesem Grund gab er seinen Worten ein feierliches Gewicht, er hegte keinen Zweifel, dass der Barbar die Römersprache ausreichend gut verstand: „Im Namen der römischen Bürger verlange ich, dass du aufgibst. Du bist besiegt. Leg deine Waffen ab und ergib dich. Ich versichere dir, dass du am Leben bleibst. Wirf dein Schwert auf den Boden und gib mir die Hände für die Kette. Es ist vorbei. Wenn du weiterkämpfst, bringen wir dich um.“

Die Antwort war ein böses Lachen. Ehe der Centurio verstand, was vorging, erhielt er einen Schlag gegen seinen Schild und kippte aus dem Gleichgewicht. Der Eiswind fing ihn auf, aber vorher traf ihn ein stechender Schmerz im Standbein. Er knickte um, ein schwerer Tritt warf ihn auf den Rücken. Er lag wie eine Maus im Dreck, fing mit letzter Kraft einen Schlag ab, dann wurde er erneut getroffen. Zu seiner Verwunderung war er immer noch am Leben. Die Welt verkroch sich hinter einer grauen Trübung, aber er erkannte an den Schatten, wie es weiterging. Es überstieg

sein Verständnis. Der jahrzehntelange Kriegsdienst wurde plötzlich nutzlos, er fühlte sich wie ein ahnungsloser, verängstigter Rekrut.

Sie führten ein Gespräch. Sie redeten in einer unbekanntem Sprache. Der Eiswind stellte Fragen. Die Antworten kamen langsam, sie klangen bitter. Ein Mann im Hintergrund hob den Arm und zielte mit dem Wurfspeer. Der Eiswind schüttelte den Kopf, der Mann gehorchte nach kurzem Zögern. Dann blickte der Eiswind einen Augenblick lang in den Himmel, es war das kürzeste Gebet, das der Centurio jemals beobachtet hatte. Mit schleppenden Schritten trat der Eiswind in den festgetrampelten Morast zwischen die zusammengedrängten Römer. Die lange Barbarenaxt hing an seinem schlaffen Arm tief im Schlamm. Sie zog eine Rinne, die sich mit rötlich trübem Wasser füllte. Der Mann im grauen Mantel beobachtete ihn ohne etwas zu unternehmen. Der Eiswind gelangte in die Reichweite seiner Klinge.

Es passierte nichts, kein Angriff, kein Versuch der Abwehr. Sie standen sich gegenüber und murmelten Wörter in ihrer unbekanntem Sprache. Jemand hielt es nicht mehr aus, er brüllte einen hämischen Fluch. Die Legionäre stießen die Speerschäfte in den Boden und schlugen gegen ihre Schilde. Der Wind verschluckte den Lärm. Durch die kahlen Bäume fiel der eisige Regen, das Wasser floss vom Rand der Helme in die aufgeweichten Panzer. Einige Männer lachten. Der Eiswind senkte den Kopf, sein schmutziger Hals leuchtete in der Nässe. Dann schrie er. Er riss die Barbarenaxt über den Kopf, gab ihr eine leichte Drehung und ließ sie fallen. Er traf. Er gab ein wölfisches Heulen von sich, über seine Hände lief Blut. Er lehnte sich auf die Axt, man hörte, dass er würgte. Er sah mit trübem Blick ohne irgendein Erkennen in die Gesichter der Legionäre. Das Blut hatte die Männer in der ersten Reihe überrascht, sie glänzten wie reife Äpfel. Der Schlag der Axt hatte so viel Wucht besessen, dass er den Wirbel brach und den Hals mit einem Hieb durchtrennte. Aus dem kopflosen Körper quoll eine dunkelrote Flut.

Erkmar kam nicht einmal in die Nähe, als Eira starb. Das Dickicht aus verkeilten Männern hielt ihn fest. Er schlug um sich, aber die Römer hatten gute Schilde und waren Meister in der Kunst des lückenlosen Deckens. Sie arbeiteten zusammen, sie funktionierten wie die Rückenmuskeln einer großen Wasserschlange. Inzwischen waren sie deutlich in der Überzahl und betrachteten ihn wie eine ausgehungerte Hundemeute. Für jeden, den er traf, erschienen mehrere, die ihm den Weg verlegten und ihn zunehmend dichter umringten. Erkmar war verwundert, dass das fremde Schwert, mit dem er kämpfen musste, überhaupt die schweren Schläge aushielt. Er hatte erwartet, dass es sofort zerbrach. Aber obwohl es schlecht in seiner Hand lag, widerstand es den römischen Waffen. Seine Länge war von Vorteil. Sie hielt ihm die kurzen Römerschwerter vom Leib, die nur zum Stechen taugten, wenn sie in seine Nähe gelangten. Er kämpfte wie ein böser Geist. Sie versuchten, in seinen Rücken zu gelangen, aber er drehte sich wie ein rasender Strudel unten im Fluss und verteilte Römerblut über die Sträucher als wäre es trübes Wasser. Sie versuchten es mit einem Netz, er hatte Glück und zerschnitt die Maschen in einem großen Bogen. Es gelang ihm, ein zweites Schwert zu packen, dem Besitzer zerhackte er die Schulter, dann bohrte er ihm die eigene Waffe in den Bauch, bis der Darm herausfiel.

Er sprang auf einen Felsblock und nutzte die Höhe und den festen Untergrund zu seinem Vorteil. Er schrie, er wollte ihr Blut und ihr Leben. Sie brüllten zurück und warfen Speere. Er wich aus, bis er mit dem Rücken an eine Eiche kam, die ihm Deckung bot. Sie erwischten ihn im Gesicht, aber es war ein oberflächlicher Schnitt, trotzdem verlor er Blut. Sie warfen die Schilde auf den Boden und gelangten in seine Höhe. Die Toten gaben den Schilden Halt, trotzdem fehlte es an Platz. Erkmar behielt seinen Vorteil. Die Wut über Eiras Tod verdoppelte seine Kraft. Dann traf ihn ein aus der Entfernung geschleuderter Wurfspeer. Er hing in seinem Bein fest und schleifte über den Felsen. Für einen Augenblick verschwamm die Welt. Er konnte nicht mehr sehen, woher sie kamen. Einer der Römer holte aus, er dachte, es sei der richtige Augenblick, um die Sache zu beenden. Es war zu früh. Erkmar fing

den Schlag ab, das Schwert verrichtete seine Arbeit. Erkmar wusste von solchen Klingen, aber er hatte es nicht erkannt. Unter dem angerosteten Eisen auf der Oberfläche lag eine zweite Schicht. Der Kern bestand aus keltischem Stahl, er verhinderte, dass die Waffe brach. Das Schwert war ein Ungeheuer, aber es hielt. Erkmar bekam den Arm frei und stieß die Klinge von oben in den Schweißleck dem nächsten Panzer. Er erhielt einen Schlag an der verletzten Schulter, doch es war nur ein schwacher Stoß. Den Römer verließ die Kraft, er starb. Er knurrte, Blut quoll ihm durch die Zähne, dann kippte er in den Schlamm.

Erkmar lehnte sich gegen den Stamm der Eiche, in seinem Standbein verschwand das Gefühl. Er dachte, dass es für ihn ein Glück war, dass der Schmerz so lange brauchte, bis er bei ihm ankam. Er erkannte, dass sie wieder näher kamen. Er versuchte selbst einen Schritt, aber es hatte keinen Sinn, sein linker Fuß war leblos. Er hörte, wie sie keuchten. Sein eigenes Blut verklebte ihm die Nasenlöcher und die Augen. Er riss die Lider auseinander und sah das fremde Schwert gerade noch früh genug, um sich zu ducken. Er bohrte die erbeutete Römerklinge von unten durch eine Schicht aus ungeschützten Muskeln. Er schaffte es, das Heft zu drehen, es gab ein widerwärtiges Geräusch. Dann versuchte er, das Schwert herauszuziehen, aber weil er seinen Arm mit der zweiten Klinge decken musste, ließ er los, denn er wurde langsam. Sie näherten sich zu viert und es kamen noch mehr. Er erkannte, dass er inzwischen allein war. Der Baum in seinem Rücken gab ihm noch einmal Kraft. Er wartete, bis sie dachten, er sei bereits in ihrer Hand, dann holte er aus. Einer von ihnen ging zu Boden. Er traf im Rückzug einen Schwertarm, die abgetrennte Hand schlug gegen sein totes Bein. Er hörte den entsetzten Schrei, dann verlor er sein Schwert. Die anderen kamen näher. Das war das Ende, sie hatten ihn. Er hob die Hände soweit er konnte in der uralten Geste der Niederlage und starrte in die Wolken. Der Baum hielt ihn aufrecht. Sie hielten ihm die Spitzen ihrer Speere an die Kehle, er spürte den Druck. Er wartete auf den Stoß, er war übermüdet. Statt dessen sah er, wie ein Römer einen Stein aufhob, dann schlug er von hinten zu. Die Bäume

umarmten sich und Erkmar fiel auf den Leichnam, der vor seinen Füßen im blutverschmierten Dreck lag.

Als es vorüber war, versammelten sich die Römer zwischen den uralten Steinen unten am Fluss. Sie halfen sich gegenseitig aus den schlammverkrusteten Panzern und fielen erschöpft in den Sand. Sie sahen die Spuren der Barbarenschwerter an den Beinen und auf den Schultern ihrer Nachbarn. Wer Füße und Arme bewegen konnte, hatte Glück. Der Tross hatte unbehelligt im Morast ausgeharrt, jetzt zeigte sich, dass man ihn nicht umsonst durch die Sümpfe schleppte. Unter den Sklaven gab es Männer mit erfahrenen Händen, die es verstanden, ohne Rücksicht auf Furcht und Tränen zuzugreifen und mit dem Messer und ausgeglühten Zangen Speerspitzen und Splitter zerbrochener Barbarenklingen zu entfernen. Sie hatten grobe Gehilfen, die ihnen die Instrumente trugen. Diese Leute kannte man aus dem Stall oder aus der Küche. Mann wusste, dass sie Keulen und Stöcke besaßen. Damit gingen sie auf die Ochsen los oder erschlugen die von den Barbarenweibern lebendig abgelieferten Hasen. Sie hielten das Brenneisen in die Flammen, bis es weiß war. Dann packten sie den Mann im Sand und pressten ihn gewaltsam gegen den feuchten Boden. Wenn er zu stark war oder versuchte, sie abzuwerfen, drückten sie ihm die Luft ab. Sie gaben ihm eingetrockneten Mohnsaft, aber die Zeit war zu kurz, um zu warten, bis die Betäubung eintrat.

Die Männer brüllten, wenn sich der Knochenmeißel in die Wunden fraß. Sie baten die Götter verzweifelt, dass man sie für kurze Zeit in die Nacht stieß. Die Bewusstlosigkeit erreichte sie als Erlösung. Später würden sie froh sein, dass sie am Leben geblieben waren. Im Lager kamen sie manchmal mit Geld in die Hinterräume der Küche und baten darum, dass man den Kasten mit den Instrumenten für sie aufschloss. Dann starrten sie mit Stolz und Schrecken auf das pollierte, sorgsam gereinigte Metall. Sie grinsten dankbar und spürten ein Ziehen in der Narbe. Der Sklave, der sie prüfend ansah, zählte schweigend seine Münzen. Es gab auch freie

Ärzte, aber die blieben in der Regel zurück, wenn kleinere Verbände in die Barbarenwälder zogen. Die Legaten verzichteten nur selten auf den Schutz durch das geheime Wissen, wie man Vergiftungen aufhielt und überstand.

Der Centurio saß auf einem Reisighaufen, die Kiefernadeln bohrten sich durch seinen Mantel und stachen ihn in die Beine. Er lehnte an einem aufgerichteten Stein, das Moos in seinem Rücken war ein angenehmes Polster. Er fühlte, wie das Fieber auf ihn zukroch. Er musste vorher Ordnung in das Lager bringen und dafür sorgen, dass es keine tödlichen Überraschungen gab. Sie waren nicht gut geschützt, nur ein Teil stand auf den Beinen, der Hilfstrupp durchkämmte das Gebüsch. Der Centurio nahm an, dass diese Suche bis in die Nacht hinein dauern würde. Mit Sicherheit ritten sie in die Nähe des Räuberdorfes. Wenn es leer war, würden sie in den Häusern plündern und anschließend ihre Fackeln in die Ställe schleudern und Brandpfeile auf die Dächer schießen. Sie wussten, dass es einen Hort gab, wenn sie ihn finden konnten, hatte sich der Streifzug ausgezahlt. Ohnehin hatten sie kaum etwas abbekommen, die Toten waren überwiegend Römer. Der Hilfstrupp sollte die Flüchtlinge zusammentreiben, aber wahrscheinlich suchten sie nach einem Opfer, das ihnen zeigen konnte, wo der zusammengeraubte Schatz lag. Auf dem Rückweg würde der Führer in einem Wasserloch versinken und die Römer konnten aufhören, an das Gold zu denken. Es war unklar, ob der Hilfstrupp überhaupt zurückkam.

Der Centurio sah, dass seine Männer kaum noch fähig waren, ihre Beine vom Boden zu lösen. Sie waren am Ende ihrer Kräfte. Trotzdem mussten sie schanzten. Er hörte das Geschrei des Stellvertreters und dachte, dass es dumm war, in dieser Lage Schläge anzudrohen. Er muss die wenigen Schritte zum Ufer schaffen und zumindest am Anfang selbst befehlen. Wenn er den Stellvertreter nicht zur Ruhe brachte, bekamen sie doch noch eine Meuterei. Dann würde er selbst, so hilflos wie er war, den Winter über magere Wasserratten jagen. Oder die Ratten siegten und fraßen ihn mitsamt seinem auseinander gehauenen Panzer.

Er griff nach dem Speerschaft und zog sich in die Höhe. Als er stand, konnte er erkennen, dass sich tatsächlich niemand mit dem Spaten im Sand abquälte. Sie saßen zwischen den Steinen oder schlenderten herum, einige lagen eingerollt in ihre Mäntel in tiefem Schlaf. Der Centurio benutzte den Speer als Krücke, sein getroffenes Bein versagte den Dienst. Er wich den Steinen aus, das machte den Weg noch etwas länger. er hätte rufen können, damit sie ihn nach unten trugen, aber die Überraschung sollte ihm dabei helfen, sie noch einmal unter seinen Befehl zu zwingen. Er erreichte den Punkt, von dem aus er das Ufer überblicken konnte. Jeder musste ihn sehen. Er wartete, bis er zu Atem kam. Dann rief er den Stellvertreter. Der Stellvertreter war erschrocken, trotzdem wirkte er erleichtert. Der Centurion gab den Männern Zeit, sich an seinen Anblick zu gewöhnen. Er überzeugte sich, dass er sicher stehen blieb, auch wenn er den Speer aus dem Sand zog. Es war schwierig, er musste sich beeilen. Er ließ den Speer über das Ufer kreisen, die Spitze zeigte in den Nebel hinter dem undurchsichtigen Schilfrand. Er fand die Kraft und schrie: „Was seht ihr dort, wenn ihr euren Kopf aus dem Dreck hebt? Wasserweiber, die euch Kränze bringen? Dann könnt ihr liegen bleiben, ihr seid dabei, zu sterben. Wenn ihr nichts seht, seid ihr noch am Leben. Keiner weiß, wie viele Barbaren die verfluchte Nebelwand verdeckt. Sie müssen nur über das Wasser kommen und finden uns vollkommen wehrlos. Niemand steht Wache, niemand kümmert sich um den Wall, niemand repariert die Waffen. Sie wären ja dumm, wenn sie das nicht nutzen würden. sie brauchen noch eine Nacht für ihr Bier und ihre Frauen. Morgen früh sind sie hier und wir betreten friedlich die Unterwelt, um endlich lange und ungestört zu schlafen!“

Sie hörten auf, herumzuwandern, ein paar von denen, die auf den Steinen hockten, erhoben sich. Die Schläfer zuckten mit den Füßen und bedeckten den Kopf mit dem Mantel. Der centurio richtete seinen Speer auf den nächsten Toten, einen Mann, dem es zwar gelungen war, sich bis zum Sammelplatz zu schleppen, aber nur, um

hier unter freiem Himmel zu verbluten. Der Centurio suchte einen Legionär mit einigermaßen wachen Augen. Er fing ihn mit dem Blick und brüllte ihm ins Gesicht:

„Siehst du diesen Leichnam? Gefällt dir, wie er dort im Sand liegt?“

Der Mann suchte Schutz im Rücken der anderen, vorher spuckte er in den Sand:

„Besser er als ich. Einer ist tot und einer ist am Leben.“

„morgen früh wirst du daneben liegen, wenn du Glück hast, mit einem Speer im Hals. Wenn du Pech hast, schleppen dich die Barbaren an einer Stange in den Sumpf und wünschen dir einen langsamen, qualvollen Tod, denn es heißt, dass es dann bei ihnen seltener regnet. Und sie haben länger Zeit zum Saufen, während die Frösche deine Füße fressen.“

Inzwischen war die Mehrheit der Legionäre aufgestanden, die Anstrengung lohnte sich. Es gab eine feste Wand als Gegenüber, aus den hinteren Reihen kam das gewohnte, namenlose Fluchen. Es war nicht besonders laut, doch es störte wie ein näherrückendes Wespenbrummen. Man musste sie zwingen, offen zu widersprechen. Dann konnte man dem Unmut mit Versprechen und Spott die gefährliche Schärfe nehmen: „Was missfällt euch? Wir haben überlebt. Wir haben gesiegt. Wir werden nach Hause kommen und berichten, dass ihre Weiber auf den Bäumen leben und sich vor unseren Augen in einen Krähenschwarm verwandelt haben.“

Sehr vereinzelt wurde gelacht. Der Centurio dachte an die Frau, die er gegen den Stamm genagelt hatte und kämpfte gegen einen widerwärtigen Geschmack im Hals:

„Trauert ihr um die Toten? Die Toten haben das erhalten, was ein Soldat sich wünschen muss, denn dafür zahlt ihm die größte Stadt der Welt den Sold. Sie sind tapfer im Kampf gestorben und haben ihrer Nation in den Augen der Barbaren Ehre verschafft.“

Das Lachen wurde lauter, aber viele verharrten weiterhin in ihrer misstrauischen Erstarrung und gerade unter denen befanden sich überwiegend disziplinierte, zuverlässige Kämpfer und altgediente Veteranen. Jemand sprang vor die Front, fiel

auf die Knie und dankte höhnisch den Göttern und den Vätern in der Heimat. Die Sklaven standen am Rand, sie verfolgten das Schauspiel mit verschränkten Armen. Einer fasste seinen Esel um den Hals und zog ihn an den Ohren. Der esel blökte wütend, er scharrte verzeifelt mit den Hufen. Der Sand flog als Fontäne über den Platz, er traf den knieneden Legionär und beendete das lasterhafte Gebet mit ungespieltem Würgen. Jetzt erfasste das Lachen die Mehrheit. Der Centurio musste selbst mühsam dagegen kämpfen. Es hätte ihn befreit, aber es entsprach nicht seiner Rolle. Dann erhielt er unerwartet Unterstützung. Er dachte ohne Reue, dass sich die Götter an ihm rächten, weil er an ihrer Verhöhnung Freude hatte und es wagte, sie für seine Zwecke zu benutzen.

Noch während er die Zähne zusammenbiss, um nicht zu grinsen, entdeckte ein aufgebrachter Haufen den Eiswind. Das Gelächter hielt an, doch es bekam einen Unterton, der jeden Anflug von Spaß erstickte. Der Eiswind hockte teilnahmslos im Windschatten zwischen den aufgetürmten Steinen. Er hielt die Hände unter den Knien und krallte die Finger in einen fleckigen Ledersack. Er wirkte wie eine riesige Eule mit einem großen, angefaulten Ei. Sein seltsamer Sklave blickte besorgt auf die näherrückenden Legionäre. Er stieß seinen Herrn und zog an seinem Arm, bis er unsanft getreten wurde und aufgab. Trotzdem versuchte er noch einmal, nach dem Sack zu greifen, aber der Eiswind schlug ihm die Hand weg. Inzwischen war der Durchgang zum Ufer versperrt. Der eiswind und sein Sklave steckten fest, sie saßen in der Falle. Der sklave schob sich vor den Eiswind und versuchte, seinen Herrn zu schützen. Das gab dem Gelächter neue Nahrung. Der sack erhielt einen Tritt und wurde umhergestoßen, als wäre er ein Ball. Scheinbar gut gelaunt fragten sie den Eiswind nach dem Inhalt. Der eiswind schwieg. Der sklave unternahm einen weiteren Versuch, den Sack zu retten. Diesmal flog er selbst auf die Seite. Der Eiswind schraubte sich in die Höhe. Er starrte mit leerem Blick in die belustigten Gesichter. Er war unbewaffnet, seine Barbarenaxt hatte er irgendwo verloren. Er schüttelte den Kopf, seine Augen trännten. Seine Stimme war spröde, man konnte ihn kaum

verstehen: „Ihr seid dumm wie Pferdedreck. Ihr seid gedankenlose Tiere. Der Triumph der römischen Kohorte, der Respekt vor dem toten Feind. Das ist kein Stein, das ist ein Menschenkopf. Wenn ihr wollt, dass euch auf dem Rückweg die Füße verfaulen, dann tretet noch ein paar Mal dagegen. Danach könnt ihr die Nägel aus den Sandalen versaufen. Ihr werdet sie nicht mehr brauchen. Mein Sklave baut Holzbeine mit Gelenken. Weil er euch jetzt kennt, bekommt ihr bestimmt einen guten Preis.“

Das Lachen erstarb, sie brüllten durcheinander. Dann löste sich ein drahtiger Veteran aus der Masse und spuckte dem Eiswind ins Gesicht: „Dir verdanken wir diesen Ausflug in die Sümpfe der Unterwelt. Das Blut der Toten klebt auf deiner Haut. Deine Lügen sind schuld, dass wir uns wie die Hunde auf dem Boden wälzen und den eigenen Auswurf fressen. wo ist der sagenhafte Reichtum, den du versprochen hast? Hast du das alles nur erfunden, damit du wie ein moosbedeckter, nackter Kelte einen abgeschlagenen Kopf über den Suppenkessel nageln kannst?“ „So könnte man dazu sagen. Für mich war der Kopf der Grund. Ihr habt euch für den Schatz von der Lagerküche verabschiedet und beschlossen, Moos zu fressen und das Wasser der Sümpfe zu saufen. Wenn ihr davon würgen müsst, kann ich nichts dafür.“

Der Veteran blickte sich um, er brauchte die Vergewisserung, dass die anderen das Gleiche hörten wie er selbst. Dann spuckte er erneut und stieß den Eiswind zwischen die Steine: „Heißt das, dass es diesen Schatz überhaupt nicht gibt und niemals gegeben hat?“

Der Eiswind lehte sich an. Er zerrieb den fremden Rotz mit dem festgetrockneten Blut zwischen seinen Stoppeln: „Das war ein Räuberdorf. Räuber verkaufen niemals die gesamte Beute. Außerdem vergraben sie das Gold, das die Abnehmer zahlen, wenn der geraubte Plunder den Rückweg in die zivilisierte Welt antritt. Wenn man dort im Mist herumgräbt, stößt man mit Sicherheit auf verborgene Töpfe voller Münzen.“

„Und warum sind wir nicht in diesem wunderbaren Dorf? Warum sind wir hier, wo der verdammte Fluss so viel Nebel ausspuckt, dass man das Brennholz mit dem Hintern wärmen muss, damit es trocknet?“

„Ihr habt den Hilfstrupp losgeschickt, damit er bei den Verwandten nach dem Gold fragt und es später vorbeibringt und an euch verteilt. Ihr habt entschieden, dass ihr jetzt zu müde seid, um selbst noch einmal mit dem Bauch nach unten über die Uferhänge zu rutschen.“

Jemand schrie, ein Speer kam herangeflogen. Der Eiswind duckte sich, der Speer schlug gegen die Steine. Der Eiswind grinste versöhnlich: „Vielleicht helfen euch die fremden Götter. Ihr solltet mich opfern. Die Barbaren würden das tun. Danach befestigt ihr das Lager. Wenn die Flotte herankommt, werdet ihr gerettet. Ihr verkauft die gefangene Barbaren. Wenn ihr sie sorgsam pflegt, kommen sie auf die Beine. Sie waren gute Kämpfer. In der Arena bringen sie ein Vermögen, wenn man sie aufeinander loshetzt. Wenn ihr nichts tut, ersticken sie im Dreck. Morgen früh erscheinen ihre Nachbarn, dann seid ihr Futter für die Aasfresser aus dem Wald.“

Der Wind trieb einen Regenschauer über den Sand und verschluckte den Rest. Der Eiswind schwieg, er brauchte eine Pause. Sie zerrten ihn an den Fluss. Als er stehen blieb, hoben sie ihn über ihre Köpfe und schleppten ihn gemeinsam bis zum Ufer. Dort gaben sie ihm Schwung, damit er weit genug hinausflog. Die Strömung trieb dünnes Eis durch einen Teppich aus gefrorenen Blättern. Sie wirbelten auseinander, der Eiswind zerteilte sie mit den Händen. Er versuchte, zurückzukommen, aber sie hinderten ihn mit den Speeren daran, den Fluss zu verlassen. Einige benutzten ihre Schleudern, sie schossen mit Steinen nach seinem Kopf. Als er getroffen wurde, tauchte er unter. Er hinterließ einen letzten Ring aus Blasen, dann war er weg. Die Blätter verschlossen die Oberfläche. Der Wind beschleunigte ihr sanftes Treiben. Aus dem Schilfrand kroch eine neue Nebelschicht, sie beseitigte jede Spur.

Der Centurio war weder erschrocken noch erstaunt. Er hatte Fieber, aber daran lag es nicht. Er nahm es hin, weil er gewartet hatte. In der pannonischen Steppe hatten sie es mit Dämonen zu tun bekommen, hier war unklar, worauf es hinauslief, aber es bewegte sich in die gleiche Richtung. Er hatte sich diese Art von Pockennarben verdient. Sein Verstand zerfiel wie ein vom Schimmel befallener Strick, alles verstreute sich, nichts blieb an seinem Platz. Er hatte den Eiswind geduldet, weil er zu träge war, sich den Legaten zu widersetzen. Er hatte den Auftrag angenommen, weil er den Alltag des Lagerlebens schwer ertrug. Er verlor die Herrschaft über seine Männer, sie zerstreuten sich irgendwo zwischen den gemauerten Baracken. Außerdem lockte das Gold. Die Legaten vertrauten dem Eiswind, er wurde ihnen als Spurensucher präsentiert. Vermutlich verstanden nicht einmal die Babarengötter, was der Eiswind wirklich plante. Jeder wusste, dass man den Eiswind möglichst sofort ersäufen musste. Der Centurio hatte zugesehen, wie der Eiswind die Lagerstraße entlanglief, um die Löcher in der Zeltbahn mit den Rattenspuren zu vergleichen. Er hatte den Augenblick verpasst. Dieses Ende war die Rechnung.

Er wusste, dass er wach war. Zusätzlich gab ihm der pochende Schmerz in seinem getroffenen Bein die Gewissheit, nicht in irgendeinem Bach davonzudriften. Wer hatte sie eigentlich belogen? Die Barbaren gab es wirklich. Dass es Räuber waren, stand nicht fest, aber für einfache, untrainierte Bauern hatten sie zu viel Härte gezeigt. Vielleicht würde man etwas mehr erfahren, wenn die Küchensklaven den Gefangenen mit ihren stinkenden Salben und den Knochenessern die Pfade in das Jenseits verlegen konnten und die Möglichkeit bestand, ihnen später mit Fragen zuzusetzen. Vielleicht traf man irgendwann noch einmal auf den Hilfstrupp. Dann konnte man überprüfen, ob es neues Gold unter ihren Pelzen gab. Wenn sie Ringe und Ketten in den verlausten Bärten trugen, hatten sie Glück gehabt und waren inzwischen reich. Wie es dazu kommen konnte, verlor sich für die Nebel. Der einzige, dem sie vielleicht eine Antwort abgezwungen hätten, schwamm als Wasser-

leiche bis zum Nordmeer. Wenn er nicht als Aal aus dem Fluss kroch, hatte er diesmal den Preis bezahlt.

Der Centurio verschwendete keinen Gedanken daran, die Männer zu bestrafen. Sie kamen zögerlich durch den Sand, der Stellvertreter sammelte sie vor den aufgerichteten Steinen. Sie traten an und ließen zu, dass er sie zählte. Er teilte sie in Gruppen. Die Mehrheit musste schanzen, der Rest übernahm die Wache und beerdigte die Toten. Einige wickelten sich auf dem feuchten Sand in ihre Mäntel. Sie hatten die Zeit bis zum Sonnenuntergang zum Schlafen, danach begann ihr Wachdienst. Sie hatten das Lagerleben zurück, sie waren wieder Legionäre. Die willenlosen Schattengeister hatten sie mit dem Eiswind in den Fluss geworfen, offensichtlich waren die Götter seitdem besänftigt.

Der Centurio beobachtete den Stellvertreter, der mit den Männern sprach, aber selbst mit verschränkten Armen herumstand. Er ließ den Wind mit seinem Mantel spielen, ohne einen einzigen Muskel zu bewegen. Er war noch jung, aber daran würde die Zeit wenig ändern. Man musste ihn ersetzen. Er war der falsche Mann für den Krieg im Wald, er gehörte in die Sicherheit eines festen Lagers. Der Centurio sah den Männern zu und überlegte, wem er die Kohorte anvertrauen konnte, wenn ihn das Fieber wirklich ansprang. Er bemerkte nicht, dass der seltsame Sklave mit dem runden Sack lautlos aus den Büschen trat und sich neben seinen Füßen auf den Boden hockte. Er entdeckte ihn, als er nach unten blickte, um abzuschätzen, wie er ohne Sturz in den Sand kam. Sein Bein war steif und angeschwollen, seinem Schwertarm fehlte das Gefühl. Das Moos am Fuß der Steine war so weit entfernt wie die Wolken. Der Sklave zog an einem Riemen hinter seinem Rücken, zum Vorschein kam ein kunstvoll mit Kupfer beschlagener Kasten. Der Deckel zeigte einen Mann auf einer Treppe, weiße Tauben flatterten über die Ränder. Der Sklave legte seine magere Hand auf den runden Sack und rollte ihn dem Centurio vor die Füße:

„Du weißt, dass ich ein Arzt bin. Die Knechte aus der Küche verstehen viel von ihrem Handwerk, sie würden zur Knochensäge greifen, sie hätten keine Wahl. Wahrscheinlich wäre es zu spät, ich rieche, dass in deinem Bein die Fäulnis wütet. Sie wird dein Herz erfassen. Sie reist mit deinen Säften, man müsste dich mit kochend-heißem Wasser füllen, um sie zu vertreiben. Du bist ein Leichnam auf einem Bein. Ich kann dich retten, wenn du mir vertraust.“

„Warum gibst du mir den Sack? Soll ich fliegen lernen und dir auf einem Bein ein neues Ballspiel zeigen?“

„Das ist der Kopf des Mannes, den mein Herr gejagt hat. Ich will, dass er sicher in sein Haus kommt. Nimm ihn in dein Gepäck auf, und ich rette dein Bein.“

„Den Totenkopf? Den Kopf von diesem Bastard, der mich zerhackt hat, weil ich versucht habe, ihn lebendig gefangenzunehmen? Ich bin froh, dass er tot ist. Er hat es verdient, als kopfloses Gerippe in die Unterwelt zu stolpern. Wenn ich ihn dort treffe, grüße ich ihn von deinem Herrn und wenn du möchtest, auch von dir.“

„Ich glaube nicht, dass du ihn triffst. So oder so wirst du noch eine Weile brauchen. An einem angefaulten Knochen stirbt man langsam. Du hast Zeit zum Schreien und winselst am Ende nach dem Henker, damit er dir das Genick bricht.“

„Wozu brauchst du diesen Kopf?“

„Mein Herr hat in der Skythensteppe damit angefangen, die Köpfe der besiegten Feinde zu reinigen und abzuschleifen. Er benutzt sie, um die Gäste zu erschrecken, wenn er daraus trinkt.“

„Der Eiswind hat diesen Bastard nicht besiegt. Er hat ihn abgeschlachtet. Wenn du mir erklärst, wie er das gemacht hat, nehme ich den Kopf und seine Frauen und was er sonst noch zurückgelassen hat unter den Schutz des römischen Adlers.“

„Du hast keinen Adler und ich kann es nicht erklären.“

Der Sklave öffnete seinen Kasten. Er enthielt einen Satz chirurgischer Instrumente. Ganz oben lag die Knochensäge: „Ich schenke dir mein Werkzeug. Wenn ich in die Wälder gehe, verliere ich es ohnehin an Räuber. Vielleicht hilft es den Küchenknechten und du hast am Ende doch mehr Glück als ich voraussehen konnte.“

Der Centurio versuchte, sich langsam an seinem Speerschaft entlang nach unten zu tasten. Kurz vor dem Boden verlor er das Gleichgewicht. Es gelang ihm, nicht zu schreien. Er fühlte sich wie Brennholz, auseinandergehackt, von der Hitze aufgefressen und nicht in der Lage, sich zu rühren. Der Sklave half ihm, sich umzuwenden, er streckte das verletzte Bein. Der Centurio kämpfte um seinen Verstand, er knirschte mit den Zähnen: „Ich könnte dich zwingen lassen, aber ich denke, dass mich dein guter Wille eher rettet. Versprich mir, dass du mir später berichtest, was du hinter dem Rücken deines Herrn gesehen und gehört hast. Ich werde seine Hinterlassenschaft mit einer Wache schützen. Wenn ich am Leben bleibe, schenke ich dir die Freiheit. Wenn du mich umbringst oder wenn mich das Fieber tötet, musst du selbst dafür sorgen, dass sie dich nicht an eine Fichte fesseln und warten, bis die Wölfe kommen.“

Der Sklave neigte den Kopf und nickte. Er legte ein Tuch auf den Boden und sortierte sein Werkzeug. Der Centurio schloss die Augen. Er hatte sein Leben lang Waffen getragen, er war getroffen worden und hatte getötet. Trotzdem wurde ihm übel. Die Knochensäge und die zierliche, sanft geschwungene Klinge des Skalpells reizten seinen Magen, er musste sich übergeben. Der Sklave beseitigte den Dreck. Er bedeckte den Centurio mit dem Mantel und schob den Sack mit dem Kopf zwischen seine Füße, damit er versteckt war: „Ich brauche Hilfe mit dem Werkzeug. Ich hole Leute, die dich am Boden halten, du wirst versuchen, mich abzuwerfen. Gibt es jemanden, den ich fragen soll?“

„Hol die Frau mit der Glatze. Sie erledigt es mit ihren Fingern. Sie erspart mir die Angst vor dem eigenen Gebrüll. Sie schickt mich in den Abgrund, ehe du anfängst und den ersten Schnitt machst.“

Raubvögel auf den Bäumen entlang der Autobahn wie Wächter auf dem Weg (für Jorinda...)

(während der Schlacht: Krähen aus dem brennenden Wald)